

Die Buschknaben.
Ein Jagd- und Thier-Roman
vom
Capitain Mayne Reid.

In's Deutsche übertragen
von
A. Kretzschmar.

Wurzen, 1856,
Verlags-Comptoir.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL. DIE BOERS.

Hendrik van Bloom war ein Boer, welches holländische Wort eigentlich einen *Bauer* bedeutet.

Meine Leser dürfen nicht glauben, daß ich mit Geringschätzung von Mynheer van Bloom sprechen will, wenn ich ihn einen Boer oder Bauer nenne. In der Colonie des Caps der guten Hoffnung ist ein Boer dasselbe, was man in Amerika einen Farmer oder in Deutschland einen Landwirth nennt, und Niemand wird es als einen Schimpf betrachten, ein Farmer oder Landwirth genannt zu werden. Van Bloom war also einer, ein holländischer Landwirth am Cap der guten Hoffnung – ein Boer.

Die Boers der Capcolonie haben in der neueren Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt. Obschon ein von Natur friedliebendes Völkchen, haben sie sich doch zu verschiedenen Kriegen sowohl mit eingebornen Afrikanern als auch mit Europäern genöthigt gesehen. In diesen Kriegen haben sie sich stets bewundernswürdig gezeigt und den Beweis geliefert, daß ein friedliches Volk, wenn es sein muß, eben so tapfer zu fechten weiß als ein anderes, welches aus Krieg und Raubzügen ein förmliches Gewerbe macht.

Dabei hat man aber auch die Boers der Grausamkeit in ihren Kriegen beschuldigt, besonders in denen, welche die gegen die einheimischen Völkerstämme geführt haben. Vom Gesichtspunkte der Abstraction aus kann

diese Anklage allerdings gerecht erscheinen; wenn man aber die von jenen barbarischen Feinden vorausgegangenen Aufreizungen und Herausforderungen in's Auge faßt, wird man geneigt, die Handlungsweise der Capholländer mit nachsichtigerem Blicke zu betrachten.

Es ist ganz wahr, daß sie die gelben Hottentotten in einen Zustand von Sklaverei versetzt haben, aber zu jener selben Zeit schafften die Engländer ganze Schiffsladungen Neger über das Atlantische Meer, während die Spanier und Portugiesen den rothen Mann von Amerika in eben so enge und drückende Fesseln schlugen.

Ein anderweiter hierbei zu erwägender Punkt ist der Charakter der Ureinwohner, mit welchen die holländischen Boers es zu thun hatten. Die größte Grausamkeit, welche ihnen von den Colonisten zugefügt ward, konnte immer noch als Milde betrachtet werden, wenn man sie mit der Behandlung verglich, welche diese Wilden von ihren eigenen Despoten zu ertragen hatten.

Allerdings rechtfertigt dies immer noch nicht das Verfahren, durch welches die Holländer die Hottentotten zu ihren Sklaven gemacht haben; aber wenn man alle Umstände erwägt, so giebt es unter den seefahrenden Nationen nicht eine einzige, welche berechtigt wäre, als Ankläger gegen die Holländer aufzutreten und sie der Grausamkeit zu beschuldigen. Bei ihrem Verkehr mit den Ureinwohnern des Caps haben sie es mit Kannibalen der scheußlichsten und verworfensten Art zu thun gehabt

und die Geschichte der Colonistaion konnte unter solchen Umständen nicht anders als voll von unerfreulichen Episoden sein.

Es würde mir nicht schwer werden, die Handlungsweise der Boers der Capcolonie noch ausführlicher zu verteidigen, aber ich habe hier keinen Raum dazu. Deßhalb spreche ich meine Meinung nur kurz aus, daß sie ein wackeres, rüstiges, gesundes, moralisches, friedliebendes, betriebsames Volk sind, Freunde der Wahrheit und republikanischen Freiheit – mit Einem Worte, ein edler, achtungswerther Menschenschlag.

Ist daher wohl anzunehmen, daß ich, als ich Hendrik van Bloom einen Boer nannte, mit Geringschätzung von ihn sprach? Gewiß nicht, vielmehr gerade das Gegenteil.

Mynheer Hendrik war aber nicht immer ein Boer gewesen. Er konnte sich eines etwas höheren Ranges rühmen, das heißt, er besaß eine bessere Erziehung, als der gewöhnliche Capfarmer in der Regel besitzt, und hatte auch einige Erfahrung in Führung des Degens. Er war kein Eingeborner der Colonie, sondern des Mutterlandes, und hatte den Weg nach dem Cap nicht als ein armer, sein Glück suchender Abenteurer gefunden, sondern als Offizier eines damals dort stationirten holländischen Regimentes.

Sein Militairdienst in der Colonie war nicht von langer Dauer. Eine gewisse rothwangige, flachshaarige Gertrud – die Tochter eines reichen Boers – fand Gefallen an dem jungen Leutnant und er lernte sie seinerseits ebenfalls

lieb gewinnen. Die Folge war, daß sie einander heiratheten. Da Gertrud's Vater bald nachher starb, so ward die große Farm mit allen ihren Pferden, Hottentotten, breit-schwänzigen Schafen und langhörnigen Ochsen ihr Eigenthums. Dies war für den jungen Militair eine vollwichtige Veranlassung, den Degen niederzulegen und »Veeboer« oder Viehzüchter zu werden, was er demzufolge auch that.

Diese Vorfälle ereigneten sich viele Jahre vorher, ehe die Engländer Herren der Capcolonie wurden. Als dieses Ereigniß eintrat, war Hendrik van Bloom bereits ein sehr angesehener Mann in der Colonie und ein Würdenträger in seinem Districte, der in der schönen Grafschaft Reinet lag. Er war damals Witwer und Vater mehrerer Kinder. Das Weib, welches er so innig geliebt, die rothwangige, flachshaarige Gertrud, war nicht mehr am Leben.

Die Geschichte erzählt uns, wie die mit der englischen Herrschaft unzufriedenen Colonisten sich dagegen emporthun. Der vormalige Leutnant war unter diesen Rebellen einer der thätigsten und hervorragendsten. Die Geschichte erzählt uns auch, wie diese Empörung bezwungen ward und wie mehrere der dabei Betheiligten hingerichtet wurden. Van Bloom entging diesem Schicksale durch die Flucht; sein schönes Besitzthum in der Grafschaft Reinet aber ward confiscirt und einem Andern gegeben.

Viele Jahre später finden wir ihn in einem entlegenen Districte jenseits des großen Orangeflusses, das Leben eines »Trekboer« führend, das heißt, eines Nomadenfarmers, der keinen festen oder dauernden Wohnplatz hat, sondern mit seinen Heerden von einer Stelle zur andern und überall hin zieht, wo fruchtbare Weideplätze und gutes Wasser ihn hinlocken.

Von ungefähr dieser Zeit an schreibt sich meine Bekanntschaft mit Hendrik van Bloom und seiner Familie. Von seiner früheren Geschichte habe ich Alles angeführt, was ich weiß; dagegen lernte ich seine fernere Lebensgeschichte während eines Zeitraumes von vielen Jahren viel ausführlicher kennen. Die meisten Angaben hierüber erfuhr ich aus dem Munde seines eigenen Sohnes. Diese Mittheilungen gewährten mir großes Interesse und wichtige Belehrung und waren meine ersten Lectionen in der afrikanischen Zoologie.

Der Politik überdrüssig, wohnte Hendrik van Bloom jetzt an der äußersten Grenze, oder vielmehr *jenseits* der Grenze, denn die nächste Niederlassung war ziemlich hundert englische Meilen weit entfernt. Sein »Kraal« lag in einem Districte, welcher an die große Wüste Kalihari – die Sahara von Südafrika – grenzte. Die Gegend rings umher war auf hunderte von Meilen unbewohnt, denn die weit aus einander gestreuten halbmenschlichen Buschmänner, die innerhalb dieses Umkreises wohnten, verdienten den Namen von Einwohnern fast eben so wenig, als die wilden Thiere, die sie umheulten.

Ich habe bereits gesagt, daß Hendrik van Bloom jetzt das Gewerbe eines Trekboer trieb. Die Landwirthschaft der Capcolonie besteht hauptsächlich in der Aufzucht von Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen, und diese Thiere bilden den Reichthum des Boers. Hendrik's Viehstand war jedoch jetzt ein sehr kleiner. Die über ihn verhängte Aechtung hatte seinen ganzen Reichthum verschlungen und es seine ersten Versuche als nomadisirender Viehhändler waren nicht vom besten Erfolge begleitet gewesen.

Das von der britischen Regierung erlassene Emancipationsgesetz erstreckte sich nicht bloß auf die Neger der westindischen Inseln, sondern auch auf die Hottentotten des Caps, und die Folge davon war, daß Mynheer van Bloom's Dienstleute ihn verlassen hatten. Sei nicht mehr gehörig versorgtes Vieh hatte sich verlaufen. Einige Stück wurden wilden Thieren zur Beute, andere starben an der Seuche. Auch seine Pferde wurden durch jene räthselhafte südafrikanische Krankheit, die sogenannte Pferdekrankheit, decimirt, während seine Schafe und Ziegen durch den Erdwolf, den wilden Hund und die Hyäne fortwährend angegriffen und an Zahl vermindert wurden.

So hatte er eine Reihe von Verlusten erlitten, bis seine Pferde, Ochsen, Schafe und Ziegen, Alles zusammen genommen, kaum hundert Stück zählten, was für einen Veeboer oder südamerikanischen Viehzüchter allerdings ein sehr unbedeutender Bestand ist.

Trotzdem aber war unser Freund nicht unglücklich. Er schaute rings herum auf seine drei wackeren Söhne –

Hans, Hendrik und Jan. Er schaute auf seine rothwangige, flachshaarige Tochter Gertrud, das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter, und aus diesem Anblicke seiner Kinder schöpfte er die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft.

Seine zwei ältesten Söhne unterstützten ihn bereits als rüstige Gehilfen bei seinen täglichen Beschäftigungen, und von dem jüngsten stand bald dasselbe zu erwarten. An Gertruden oder Trudchen, wie sie liebkosend genannt ward, mußte er bald eine tüchtige Wirthschafterin bekommen. Deßhalb fühlte er sich nicht unglücklich, und wenn ihm dann und wann ein Seufzer entschlüpfte, so geschah es, wenn das Gesicht des kleinen Trudchens die Erinnerung an jene Gertrude wach rief, welche jetzt im Himmel wohnte.

Hendrik van Bloom aber war nicht der Mann, der so leicht verzweifelte. Allen Täuschungen war es nicht gelungen, ihm seinen Lebensmuth zu rauben. Er widmete sich nur um so eifriger der Aufgabe, sich wieder zu einem wohlhabenden Manne empor zu arbeiten.

Er für seine eigene Person suchte keinen Ehrgeiz darin, reich zu werden. Er hätte sich recht wohl mit dem einfachen Leben begnügen können, welches er führte, und würde wenig nach Vermehrung seiner Habe gefragt haben. Andere Rücksichten aber waren es, die ihm das Herz schwer machten – die Zukunft seiner Familie. Er konnte nicht zugeben, daß seine Kinder mitten in der Wüste ohne alle Erziehung und Belehrung aufwüchsen.

Nein, sie mußten dereinst zu den Wohnungen der Menschen zurückkehren, um in dem Drama des socialen und civilisirten Lebens ihre Rolle zu spielen. Dies war seine Absicht.

Aber wie sollte diese Absicht erreicht werden?

Obschon er wegen des nach dem herrschenden Gesetze von ihm begangenen Hochverraths Begnadigung erlangt hatte und es ihm jetzt freistand, in die Colonie zurückzukehren, so war er doch durchaus nicht darauf vorbereitet. Sein geringer Viehstand war nicht hinreichend, ihm eine selbstständige Stellung in den Niederlassungen zu gewähren. Er hatte kaum die Mittel, seinen Unterhalt einen Monat lang zu bestreiten, und wäre er daher zurückgekehrt, so hätte er dies nur als Bettler thun können.

Betrachtungen dieser Art verursachten ihm Unruhe, aber sie steigerten auch die ihn inwohnende Energie und machten ihn um desto eifriger, die ihm im Wege stehenden Hindernisse zu überwinden.

Während des gegenwärtigen Jahres war er sehr fleißig gewesen. Um sein Vieh während der Winterzeit gut füttern zu können, hatte er eine bedeutende Masse Mais und Buchweizen gepflanzt, und jetzt berechtigte die Ernte von beidem zu den schönsten Hoffnungen. Sein Garten versprach ebenfalls eine Menge Obst, Melonen und Küchengemüse zu liefern.

Mit Einem Worte, die kleine Heimath, in welcher er sich auf einige Zeit festgesetzt, war eine kleine Oase und erfüllte ihn jeden Tag mit neuer Freude, wenn seine Augen sich an dem Anblicke der mannigfaltigen zur Reife

gedeihenden Früchte ergötzen. Wieder begann er von Wohlstand zu träumen – wieder begann er zu hoffen, daß seine schlimmen Tage nun zu Ende seien.

Ach, leider war es eine irrige Hoffnung! Eine Reihe von Prüfungen erwartete ihn noch – eine Reihe von Unglücksfällen, die ihn fast alles Dessen beraubte, was er noch besaß, und der Art und Weise seiner Existenz eine ganz andere Richtung gab.

Vielleicht aber konnten diese Vorfälle dennoch kaum *Unglücksfälle* genannt werden, da sie zuletzt doch noch zu einem glücklichen Ergebnisse führten.

Der Vejer wird indessen hierüber selbst urtheilen, wenn er die Geschichte und Abenteuer des Trekboer und seiner Familie vernommen hat.

ZWEITES KAPITEL. DER KRAAL.

Hendrik van Bloom saß vor seinem Kraal, denn dies ist der Name der Wohnung eines südafrikanischen Nomaden. Aus seinem Munde ragte eine große Pfeife mit einem ungeheuer großen Meerschamkopfe. Alle Boers sind leidenschaftliche Tabaksraucher.

Trotz der vielen Verluste und Unfälle seines vergangenen Lebens strahlte aus seinem Auge dennoch der Ausdruck der Zufriedenheit. Er freute sich über das hoffnungsvolle Aussehen seiner Ernten. Sein Mais stand jetzt, wie man zu sagen pflegt, »in der Milch«, und die in die

papyrusähnlichen Hülsen eingeschlossenen Aehren waren voll und groß. Es war wonnig, das Rauschen der langen grünen Halme zu hören und die blanken goldenen Quasten im Lufthauche wogen zu sehen.

Aber es gab für ihn auch noch eine andere hoffnungsvolle Ernte, welche sein Herz noch mehr erfreute – seine schönen Kinder. Hier stehen sie Alle um ihn herum.

Hans – der älteste – der gesetzte, ernste Hans, arbeitet in dem wohlangebauten Garten, während der kleine, aber muntere Jan, der jüngste, zusieht und dann und wann seinem Bruder hilft. Hendrik – der rasche Hendrik mit dem heitern Gesicht und den blonden krausen Haar – ist unter den Pferden im Pferdekraal beschäftigt, und Trudchen – das schöne, rothwangige, flachshaarige Trudchen – spielt mit ihrem Lieblinge, einer jungen Gazelle, deren helle Augen in ihrem Ausdrücke der Unschuld und Liebenswürdigkeit mit denen ihrer Herrin wetteifern.

Ja, das Herz des Vaters ist freudevoll, während er so auf seine Kinder von einem zum andern blickt – und zwar mit Grund. Sie sind alle schön, und alle beweisen, daß sie ein gutes Herz besitzen. Wenn der Vater dann und wann einen Stich im Herzen fühlt, so geschieht es, wie wir schon gesagt haben, wenn sein Auge auf der rothwangigen, flachshaarigen Gertrud ruht.

Die Zeit aber hat diesen Gram schon längst zu einer sanften Melancholie herabgestimmt. Die Schmerzen, welche diese verursacht, sind nur von kurzer Dauer, und das Antlitz des Vaters erheitert sich bald wieder, wenn er auf seine theuren so hoffnungsvollen Kinder schaut.

Hans und Hendrik sind schon stark genug, um ihn bei seinen Beschäftigungen zu unterstützen, – ja, mit Ausnahme, von Swartboy sind sie die einzige Unterstützung, die er überhaupt hat.

Wer ist Swartboy?

Schau in den Pferdekraal, lieber Leser, und Du wirst hier Swartboy zugleich mit seinem jungen Herrn Hendrik beschäftigt finden, ein paar Pferde zu satteln. Du wirst bemerken, daß Swartboy ungefähr dreißig Jahre alt zu sein scheint, und er ist dies auch; wenn Du aber einen Meßstab an ihn legen wolltest, so würdest Du finden, daß er nicht viel über vier Fuß lang ist! Dabei ist er jedoch sehr stark gebaut und eine Messung nach horizontaler Richtung würde vielleicht mehr zu seinem Vortheil ausfallen. Du wirst ferner bemerken, daß seine Farbe eine schmutzig-gelbe ist, obschon sein Name Dich auf die Vermuthung bringen könnte, er sei schwarz, denn »Swartboy« heißt so viel als »schwarzer Knabe«. Seine Nase ist flach und liegt tiefer als die hervorstehenden Backenknochen, seine Lippen sind sehr dick, die Naslöcher weit, das Gesicht bartlos und der Kopf fast nackt, denn die kleinen dünn über den Schädel gesäeten Wollknötchen können kaum mit dem Ausdrücke Haar bezeichnet werden. Dabei ist sein Kopf ungeheuer groß mit verhältnißmäßig großen Ohren, und die Augen stehen schräg im Kopfe und erinnern die eines Chinesen. Man bemerkt an Swartboy mit Einem Worte alle jene charakteristischen Kennzeichen, welche die Hottentotten Südafrika's von andern Menschenrassen unterscheiden.

Und doch ist Swartboy *kein* Hottentott, obschon er dieser Race im Allgemeinen angehört. Er ist ein *Buschmann*.

Wie aber kam dieser wilde Buschmann in den Dienst des Holländers van Bloom? Daran knüpft sich eine kleine romantische Geschichte, welche folgendermaßen lautet.

Unter den wilden Stämmen des südlichen Afrika herrscht eine sehr grausame Gewohnheit, nämlich die, daß sie ihre alten oder gebrechlichen Leute und oft auch ihre Kranken oder Verwundeten dem Tode in der Wüste preisgeben. Kinder verlassen ihre Eltern und die Verwundeten werden oft von ihren Kameraden liegen gelassen, die weiter keine Fürsorge für sie treffen, als daß sie ihnen auf einen Tag Speise reichen und einen Becher Wasser neben sie stellen.

Der Buschmann Swartboy war auch das Opfer dieser Gewohnheit geworden. Er hatte mit einigen Leuten seines Stammes einen Jagdausflug unternommen und war von einem Löwen arg verstümmelt worden. Seine Kameraden, die nicht glaubten, daß er mit dem Leben davonkommen könne, ließen ihn auf der Ebene liegen, und er hätte ganz gewiß umkommen müssen, wenn unser wackerer Hendrik van Bloom nicht gewesen wäre. Dieser Letztere fand auf seinem Zuge durch die Ebenen den verwundeten Buschmann, hob ihn auf seinen Wagen, nahm ihn mit in sein Lager, verband ihm seine Wunden und pflegte ihn, bis er wiederhergestellt war. Auf diese Weise kam Swartboy in den Dienst des Holländers.

Obschon Dankbarkeit keine charakteristische Eigenschaft seines Volksstammes ist, so war Swartboy doch

nicht undankbar. Als alle anderen Dienstleute fortliefen, blieb er allein seinem Herrn treu und war seit dieser Zeit ein sehr nützlicher und thätiger Gehilfe gewesen. Er war, wie gesagt, jetzt nur noch der einzige übriggebliebene Diener, mit Ausnahme der Magd Totty, die natürlich eine Hottentottin und ungefähr von derselben Größe, Form und Farbe war, wie Swartboy selbst.

Wir haben gesagt, daß Swartboy und der junge Hendrik ein paar Pferde sattelten. Sobald als sie damit fertig waren, stiegen sie auf, ritten aus dem Kraal hinaus und nahmen ihren Weg direct über die Ebene. Dicht hinter ihnen folgten ein paar große starke Hunde.

Ihr Zweck war, die Ochsen und die übrigen Pferde, die in ziemlicher Entfernung weideten, nach Hause zu treiben. Sie waren gewohnt, dies alle Abende zu derselben Stunde zu thun; denn in Südafrika ist es nothwendig, alles Zucht- und Hausvieh des Nachts einzuschließen, um es gegen Raubthiere zu schützen. Zu diesem Zwecke werden mehrere Einhegungen mit hohen Mauern, sogenannte Kraals, erbaut. Es hat dies Wort dieselbe Bedeutung, wie das spanische »corral«, und ist, wie ich mir denke, durch die Portugiesen nach Afrika gebracht worden, da es keiner der einheimischen Sprachen angehört.

Diese Kraals sind wichtige Bauwerke in der Niederlassung eines Boers, fast eben so wichtig als sein eigenes Wohnhaus, welches ebenfalls mit dem Namen Kraal bezeichnet wird.

Während der junge Hendrik und Swartboy forttritten, um die Pferde und Rinder zu holen, verließ Hans seine

Arbeit im Garten und begann die Schafe zusammen- und ebenfalls heimzutreiben. Diese gras'ten im einer andern Richtung; da sie aber in Nähe waren, so ging er zu Fuße und nahm den kleinen Jan mit.

Trudchen war, nachdem sie ihre Gazelle an einen Pfahl gebunden, in das Haus hineingegangen, um Totty das Abendbrot bereiten zu helfen. Auf diese Weise blieb der Boer sich selbst und seiner Pfeife überlassen, die er noch immer zu rauchen fortfuhr.

Er saß in vollkommenem Schweigen da, wiewohl er sich kaum enthalten konnte, der Genugthuung, die er empfand, als er seine Familie so emsig beschäftigt sah, Worte zu leihen. Obschon er mit allen seinen Kindern zufrieden war, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er einige Vorliebe für den kecken Hendrik empfand, der seinen Namen trug und ihn mehr an seine eigene Jugend erinnerte, als einer der beiden andern Brüder. Er war stolz auf Hendrik als gewandten, kühnen Reiter, und seine Augen folgten ihm über die Ebene, bis er mit Swartboy beinahe eine Meile weit fort war und sich schon unter die weidenden Rinder hineinverlor.

In diesem Augenblicke fiel van Bloom ein Gegenstand in's Auge, der seine Aufmerksamkeit sofort fesselte. Es war eine seltsame Erscheinung längs des untern Theils des Himmels, in der Richtung, welche Hendrik und Swartboy eingeschlagen, aber anscheinend noch über sie hinaus. Sie glich einem dunkelbraunen Nebel oder Rauche, als ob die Ebene in weiter Ferne in Feuer stünde.

Konnte das wirklich der Fall sein? Hatte Jemand die Kärubüschel in Brand gesteckt? Oder war es eine Staubwolke?

Der Wind war kaum stark genug, um einen solchen Staub in die Höhe zu treiben, und dennoch hatte er dieses Ansehen. Rührte sie von Thieren her? War es nicht vielleicht der Staub, den eine große Heerde Antilopen, eine Wanderung von Springböcken zum Beispiel, aufwirbelte? Die Wolke zog sich meilenlang am Horizonte hin, van Bloom aber wußte, daß diese Thiere oft in Heerden wandern, die wirklich einen meilenweiten Flächenraum einnehmen. Aber immer noch konnte er nicht denken, daß es dies wäre.

Er schaute unverwandt nach dem seltsamen Phänomen hin und bemühte sich, dasselbe auf verschiedene Weise zu erklären. Es schien immer höher an dem blauen Himmel emporzusteigen und sah bald aus wie Staub, bald wie der Rauch einer immer weiter um sich greifenden Feuersbrunst, bald wie eine röthliche Wolke. Sie kam von Westen her gezogen und schon ward die untergehende Sonne dadurch verdunkelt. Sie war über die Sonnenscheibe hinweggegangen wie ein Vorhang, und das Sonnenlicht fiel nicht mehr auf die Ebene. War diese räthselhafte Erscheinung der Vorläufer irgend eines furchtbaren Ungewitters? – eines Erdbebens?

Ein solcher Gedanke durchzuckte das Gemüth des Boers. Die Wolke war nicht wie eine gewöhnliche Wolke, sie war auch nicht wie eine Staubwolke, sie war auch nicht

wie Rauch. Sie glich Nichts von Allem, was er jemals vorher gesehen. Kein Wunder, daß er ängstlich und unruhig ward.

Mit Einem Male schien die dunkelrothe Masse die auf der Ebene grasenden Rinder einzuhüllen und man sah sie wie erschrocken hin und her rennen. Plötzlich verschwanden auch die beiden Reiter unter dem dunkeln Schatten.

Nun sprang van Bloom ernsthaft beunruhigt auf seine Füße. Was hatte diese ganze Erscheinung zu bedeuten?

Der Ausruf, der ihm unwillkürlich entschlüpfte, lockte Trudchen und Totty aus dem Hause, und Hans war mit Jan so eben mit den Schafen und Ziegen nach Hause zurückgekommen. Alle sahen das eigenthümliche Phänomen, aber Niemand wußte, was es eigentlich sei, und Alle waren in einem Zustande großer Aufregung.

Als sie noch so dastanden und mit furchterfüllten Herzen in die Ferne hinausschauten, kamen die beiden Reiter plötzlich aus der Wolke heraus und in un gestrecktem Galopp auf das Haus zugesprengt. Es dauerte nicht lange, so hörte man schon von Weitem Swartboy mit lauter Stimme rufen:

»O Baas van Bloom! Die Springhahns kommen! – Die Springhahns! – Die Springhahns!«

DRITTES KAPITEL. DIE »SPRINGHAHNS«.

»Ah, die Springhahns!« rief van Bloom, als er die holländische Benennung der weit berühmten Wanderheuschrecke vernahm.

Nun war das Geheimniß erklärt. Die seltsame Wolke, die sich über die Ebene breitete, war nichts mehr und nichts weniger als ein Schwarm Heuschrecken!

Es war ein Anblick, den mit Ausnahme von Swartboy noch keiner von ihnen jemals gehabt. Van Bloom hatte allerdings schon oft Heuschrecken, aber in geringer Anzahl und von verschiedenen Gattungen gesehen, denn es giebt in Südafrika viele Arten von diesen seltsamen Insekten.

Die aber, welche sich jetzt zeigte, war die ächte Wanderheuschrecke (*Grillus devastatorius*) und auf einer ihrer großen Wanderungen begriffen – ein Ereigniß, welches weit seltener vorkommt, als Reisende uns glauben machen möchten.

Swartboy, kannte sie wohl, und obschon er ihre Annäherung in einem Zustande von großer Aufregung verkündete, so war dies doch nicht die Aufregung der Furcht.

Gerade das Gegentheil. Seine großen dicken Lippen verzerrten sich zu einem grotesken Ausdrucke der Freude. Die Instinkte seines wilden Stammes waren in ihm thätig. Für diesen ist ein Schwarm Heuschrecken nicht ein Gegenstand von Furcht, sondern eine Quelle der Freude, und ihre Ankunft eben so willkommen, wie ein Zug Häringe für einen schottischen Fischer oder wie eine reichliche Ernte für den Landmann.

Auch die Hunde bellten und heulten vor Freuden, und sprangen umher, als ob es auf die Jagd gehen sollte. Als sie die Wolke bemerkten, erkannten sie in Folge ihres Instinkts sofort die Heuschrecken. Sie betrachteten sie mit

ähnlichen Empfindungen, wie welche Swartboy's Herz bewegten, denn sowohl Hunde als Buschmänner verzehren diese Insekten mit heißhungriger Gier.

Bei der Verkündung, daß es bloß Heuschrecken seien, erholten sich Alle sofort wieder von ihrem Schrecken.

Trudchen und Jan lachten, klatschten in die Hände und warteten neugierig, bis die seltsamen Thiere näher kommen würden. Alle hatten genug von Heuschrecken gehört, um zu wissen, daß es weiter Nichts, als eine Art Heupferde wären, die den Menschen weder bissen noch stächen, und deßhalb fürchtete sich Niemand vor ihnen.

Auch van Bloom selbst machte sich anfangs sehr wenig daraus. Nach seinen anfangs gehegten Befürchtungen war die Kunde, daß es ein Schwarm Heuschrecken sei, gewissermaßen ein Trost für ihn, und eine Zeitlang dachte er weiter nicht über das Wesen einer solchen Erscheinung nach, sondern betrachtete sie bloß mit Gefühlen der Neugier.

Plötzlich aber nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. Sein Auge ruhte auf seinen Mais- und Buchweizenfeldern, auf seinem Melonen-, Obst- und Gemüsegarten.

Ein neuer Schrecken bemächtigte sich seiner. Die Erinnerung an viele Geschichten, die er in Bezug auf diese verheerenden Geschöpfe vernommen; erwachte in ihn, und so wie die ganze Wahrheit sich in ihm entwickelte, ward er bleich und gab seine Befürchtungen durch unzusammenhängende Worte zu erkennen.

Die Kinder wechselten auch die Miene. Sie sahen, daß ihr Vater ängstlich ward, obschon sie nicht wußten, warum, und sie sammelten sich fragend um ihn.

»Ach, wir sind verloren!« rief er. »Unsere ganze Ernte – unsere ganze Arbeit für dieses Jahr ist verloren! O meine lieben Kinder!«

»Wie so verloren, Vater?« riefen mehrere von ihnen in Einem Athem.

»Seht doch die Springhahns! Sie werden unsere Ernte mit Stumpf und Stiel auffressen – Alles – Alles!«

»Das ist allerdings wahr,« sagte Hans, der in Büchern schon oft Erzählungen von den Verheerungen gelesen hatte, welche die Heuschrecken zuweilen anrichteten.

Die freudigen Mienen Aller nahmen wieder einen bangen Ausdruck an und sie schauten nicht mehr mit Neugier auf die ferne Wolke, welche ihre Freude so plötzlich verdüstert hatte.

Van Bloom hatte vollen Grund, besorgt zu sein. Kam der Schwarm wirklich heran und ließ sich auf seinen Feldern nieder, so konnte der wackere Boer seinen Aussichten auf eine Ernte nur immer Lebewohl sagen. Binnen wenigen Augenblicken hatten sie dann Alles aufgezehrt und ließen weder Samenkorn, noch Blatt, noch Halm hinter sich.

Alle standen da und beobachteten den Flug des Schwarmes mit peinlichen Empfindungen. Er war jetzt noch eine volle halbe Meile entfernt und schien seit einigen Minuten nicht mehr näher zu kommen.

Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in dem besorgten Gemüthe des wackern Boers auf. Er nahm seinen breiten Filzhut ab und hielt ihn mit ausgestrecktem Arme von sich. Der Wind wehte *von Norden* und der Schwarm befand sich gerade *westlich* vom Kraal. Die Heuschreckenwolke war von Norden gekommen, wie das in den südlichen Theilen vom Afrika fast stets der Fall ist.

»Ja,« sagte Hendrik, der, da er in der Mitte des Schwarmes gewesen, auch sagen konnte, nach welcher Richtung derselbe sich bewegte, »die Heuschrecken kamen von Norden her auf uns herab. Als wir unsere Pferde heimwärts lenkten, galoppirten wir bald aus dem Schwarme heraus und dieser schien uns nicht nachzufliegen. Ich bin deßhalb überzeugt, daß er südwärts zieht.«

Van Bloom hoffte nun, daß, da in geradnördlicher Richtung vom Kraal keine Heuschrecken zu sehen waren, der Schwarm vorüberfliegen würde, ohne sich bis an die Grenzen seiner Farm zu erstrecken. Er wußte, daß sie gewöhnlich der Richtung des Windes folgten. Wenn der Wind sich nicht änderte, stand daher nicht zu erwarten, daß sie von ihrer Richtung abweichen würden.

Er fuhr fort, sie ängstlich zu beobachten. Er sah, daß der Saum der Wolke nicht näher kam. Seine Hoffnung stieg. Seine Mienen erheiterten sich. Die Kinder bemerkten dies und freuten sich, sagten aber Nichts. Alle standen da und schauten schweigend zu. Es war ein seltsames Schauspiel. Es war nicht bloß der nebelige Schwarm

der Insekten, was es hier zu sehen gab. Die Luft über ihnen war mit Vögeln angefüllt – mit seltsamen Vögeln und von vielen Arten.

Auf langsamem, schweigendem Fittig schwebte der braune Oriku, der größte von Afrika's Geiern, und neben ihm der gelbe *Chasse fiente*, ebenfalls eine Geierart. Auf breiten, ausgestreckten Flügeln rauschte der bärtige Lamwanger. Dort kreischte der große Kafferadler und neben ihm der kurzgeschwänzte, seltsam geformte Bateleur. Hier sah man ferner Habichte von verschiedenen Größen und Farben, Falken, Krähen und Raben und viele andere Gattungen von Insektenfressern.

Weit zahlreicher aber als alle übrigen sah man den kleinen sogenannten Springhahnvogel, einen gesprenkelten Vogel von beinahe der Größe und Form einer Schwalbe. Myriaden von diesen Vögeln verfinsterten die Luft oben – Hunderte von ihnen schossen fortwährend unter die Insekten herab und flatterten dann jeder mit einem Schlachtopfer im Schnabel wieder in die Höhe. Man nennt sie auch zuweilen Heuschreckengeier, obschon sie durchaus nicht zur Gattung der Geier gehören. Sie nähren sich ausschließlich von diesen Insekten und sind niemals zu sehen, wo die Heuschrecken nicht sind. Sie folgen ihnen auf allen ihren Wanderungen und bauen ihre Nester und ziehen ihre Jungen mitten unter ihrer Beute.

Es war in der That interessant, diesen Schwarm geflügelter Insekten und ihre zahlreichen und mannigfaltigen Feinde zu betrachten, und Alle standen in stiller Verwunderung da und schauten.

Immer noch kam die lebende Wolke nicht näher und van Bloom's Hoffnung stieg immer höher.

Der Schwarm streckte sich immer weiter nach Süden und bedeckte jetzt fast den ganzen westlichen Horizont. Alle bemerkten gleichzeitig, daß er allmählig immer tiefer sank. Wollten die Heuschrecken vielleicht nach Westen abschwanken? Nein.

»Sie machen Nachtquartier und wir wollen uns nun einige Säcke voll holen,« sagte Swartboy mit vergnügter Miene, denn Swartboy war ein leidenschaftlicher Heuschreckenesser, eben so leidenschaftlich als Adler oder Habicht, ja, eben so sehr als der Springhahnvogel selbst.

Es war, wie Swartboy gesagt hatte; der Schwarm ließ sich wirklich auf die Ebene nieder.

»Ohne Sonne können sie nicht fliegen,« fuhr der Buschmann fort. »Es ist jetzt zu kalt. Bis morgen früh sind sie wie todt.«

Und so war es auch. Die Sonne war untergegangen. Die kühle Luft machte die Flügel der wandernden Insekten kraftlos, und sie waren deßhalb genöthigt, Halt zu machen, um auf Bäumen, im Gebüsch und im Grase zu übernachten.

Nach wenigen Minuten war der dunkle Nebel, welcher den blauen Rand des Himmels verdeckt, nicht mehr zu sehen, die ferne Ebene aber sah aus, als ob ein Feuer darüber hingegangen wäre. Sie war dicht mit den Leibern der Insekten bedeckt, die ihr, so weit das Auge reichte, ein geschwärztes Ansehen verliehen.

Die den Schwarm begleitenden Vögel kreischten, als sie den Einbruch der Nacht gewahrten, noch eine Weile und zerstreuten sich dann nach allen Himmelsgegenden. Einige setzten sich auf die Felsen, während andere sich unter den Mimosendickichten niederließen, und sowohl auf der Erde als in oder Luft trat nun auf kurze Zeit Ruhe und Stille ein.

Van Bloom dachte nun wieder an seine Rinder, die man noch, wiewohl undeutlich, in der Ferne sich auf der mit Heuschrecken bedeckten Ebene herumbewegen sah.

»Laßt sie noch eine Weile fressen, Baas,« rieth Swartboy.

»Was denn?« fragte sein Herr. »Siehst Du nicht, daß das Gras ganz mit Heuschrecken bedeckt ist?«

»Nun, eben die Heuschrecken selbst laßt sie fressen, Baas,« entgegnete der Buschmann. »Heuschrecken taugen zur Rindviehmast noch viel besser als Gras.«

Jedoch es war nun schon zu spät, als daß man die Rinder noch länger hätte draußen auf der Ebene lassen können. Es konnte nicht lange mehr dauern, so fanden sich die Löwen ein, und zwar um so eher, weil die Heuschrecken da waren, denn auch der König der Thiere verschmäht nicht, seinen Magen mit diesen Insekten zu füllen, wenn er deren finden kann.

Van Bloom sah die Nothwendigkeit ein, seine Rinder sofort in ihren Kraal treiben zu lassen.

Ein drittes Pferd ward gesattelt, welches der Boer selbst bestieg, worauf er von Hendrik und Swartboy begleitet, davonritt.

Als sie sich den Heuschrecken näherten, bot sich ein seltsamer Anblick dar. Der Boden war mit diesen röthlich-braunen Geschöpfen an einigen Stellen mehrere Zoll hoch bedeckt. Alle Gebüsche, alle Blätter und Zweige hingen voll davon, als ob Bienenschwärme sich darauf niedergelassen hätten.

Sie regten sich nicht, sondern verhielten sich ganz ruhig, als ob sie erstarrt wären oder schliefen. Die Abendkühle hatte sie der Fähigkeit des Fliegens beraubt.

Das Merkwürdigste von Allem für den Boer und seinen Sohn war das Verhalten ihrer Pferde und Rinder. Letztere waren noch in einiger Entfernung draußen mitten unter dem schlafenden Schwarme; anstatt aber durch ihre seltsame Umgebung beunruhigt zu werden, rafften sie mit den Mäulern die Insekten begierig vom Boden auf und zermalmten sie, als ob es Korn gewesen wäre.

Es lostete einige Mühe, sie von dem Platze hinwegzubringen, das Brüllen eines Löwen aber, welches sich in diesem Augenblicke über die Ebene herüber vernehmen ließ, und die wiederholte Anwendung von Swartboy's Peitsche machten sie lenksamer und endlich ließen sie sich nach Hause in ihre Kraals treiben.

Swartboy hatte sich mit einem Sacke versehen, den er mit Heuschrecken gefüllt wieder mit zurücknahm.

Man bemerkte, daß er, indem er die Insekten in den Sack raffte, mit einiger Vorsicht zu Werke ging und sie sehr behutsam angriff, als ob er sich vor ihnen fürchtete.

Es waren aber nicht die Insekten, was er fürchtete, sondern Schlangen, die bei solchen Gelegenheiten sehr zahlreich zum Vorschein kommen und sehr gefährlich sind, wie dem Buschmanne aus Erfahrung sehr wohl bekannt war.

VIERTES KAPITEL. EIN GESPRÄCH ÜBER HEUSCHRECKEN.

Die Nacht war in dem Kraal des Boers eine sehr unruhige. Wenn der Wind nach Westen umsprang, so ließ sich mit Gewißheit erwarten, daß die Heuschrecken gleich nach Sonnenaufgang van Bloom's Felder bedecken und all seine Früchte total vernichten würden. Vielleicht ward die Sache noch schlimmer. Es war möglich, daß die ganze Vegetation rings umher, vielleicht auf fünfzig Meilen in die Runde, vernichtet ward, und wie sollte er dann sein Vieh füttern? Es wäre dann sogar eine schwierige Aufgabe gewesen, es nur am Leben zu erhalten, denn es konnte umkommen, ehe er noch im Stande war, es auf einen andern Weideplatz zu treiben.

So etwas war durchaus nicht ungewöhnlich oder unwahrscheinlich, und die Geschichte der Capcolonie erzählt von manchem Boer, der seine Heerden gerade auf diese Weise verlor. Kein Wunder daher, daß diese Nacht in dem Kraal des wackern van Bloom eine Nacht der Unruhe und ängstlicher Besorgniß war.

Von Zeit zu Zeit ging er hinaus, um sich zu überzeugen, ob eine Veränderung in dem Winde eingetreten sei. Bis zu einer späten Stunde konnte er keine bemerken. Ein sanfter Wind wehte immer noch von Norden – von der

großen Wüste Kalihari, von woher die Heuschrecken ohne Zweifel gekommen waren. Der Mond stand am Himmel und schien hell und klar auf die ungeheure Masse Insekten herab, welche dunkel die Ebene bedeckten. Man hörte das Brüllen des Löwen, welches sich mit dem gelenden Gekreisch des Schakals und dem wahnsinnigen Gelächter der Hyäne mischte. Alle diese Thiere und viele andere erfreuten sich einer reichlichen Mahlzeit.

Da van Bloom keine Veränderung in dem Winde bemerkte, so ward er allmählig weniger unruhig und man unterhielt sich durch allerhand Gespräche über die Heuschrecken.

Swartboy spielte bei dieser Conversation eine hervorragende Rolle, weil er den Gegenstand besser kannte als die Uebrigen. Es war keineswegs der erste Heuschreckenschwarm, den, Swartboy gesehen, und er hatte schon manchen Scheffel von diesem Lederbissen verzehrt. Man konnte daher mit gutem Grunde annehmen, daß er sehr viel von diesen Thieren zu erzählen wußte.

Woher sie aber kamen, wußte er doch nicht. Es war dies ein Punkt, über welchen Swartboy sich niemals den Kopf zerbrochen. Der gelehrte Hans dagegen war im Stande, eine Erklärung ihres Ursprungs zu geben.

»Sie kommen aus der Wüste,« sagte er. »Die Eier, aus welchen sie hervorgehen, liegen in dem Sande oder im Staube, bis einmal Regen fällt und Gras hervorsprossen läßt. Dann werden die Heuschrecken durch die Sonne ausgebrütet und ernähren sich während der ersten Zeit ihres Lebens von diesem Grase. Wenn es verzehrt ist, sind

sie gezwungen, fortzuwandern, um anderwärts Nahrung zu suchen.«

Diese Erklärung schien ziemlich deutlich und einleuchtend zu sein.

»Ich,« sagte Hendrik, »habe gehört, daß manche Farmer Feuer rings um ihre Felder und Gärten anzünden, um die Heuschrecken abzuhalten. Ich kann aber nicht einsehen, wie dies möglich ist – nicht einmal, wenn ein förmlicher Zaun von Feuer rings um ein Feld gezogen würde. Diese Geschöpfe haben ja Flügel und können mit leichter Mühe über das Feuer hinwegfliegen.«

»Das Feuer,« entgegnete Hans, »wird angezündet, damit der Rauch die Thiere abhalte, sich niederzulassen. Die Heuschrecken aber, von welchen in diesen Berichten gewöhnlich die Rede ist, haben keine Flügel und werden vom gemeinen Manne Fußgänger genannt. Sie sind nämlich nichts Anderes, als die Larven der völlig ausgebildeten Heuschrecken, und haben noch keine Flügel. Dabei aber haben sie auch schon ihre Wanderungen, die oft noch verheerender sind, als die der vollkommenen Insekten, so wie wir sie hier sehen. Sie kriechen und springen über den Boden hin wie Heupferde, denn sie sind auch in der That eine Gattung dieser Thiere. Sie bewegen sich immer in einer und derselben Richtung fort, als ob sie vom Instinkt geleitet würden, einen besonderen Weg zu verfolgen. Nichts als das Meer oder ein breiter reißender Fluß kann sie auf ihrem Marsche hemmen. Ueber kleine Flüsse schwimmen sie und über große auch, wenn die Strömung eine langsame ist. Ueber Mauern und Häuser,

ja sogar über Schornsteine klettern sie hinweg, und in dem Augenblicke, wo sie die andere Seite irgend eines Hindernisses erreicht haben, setzen sie ihren Weg in der alten Richtung gerade aus weiter fort. Bei dem Versuche, über breite reißende Flüsse zu schwimmen, ersaufen sie in zahllosen Myriaden und werden bis in's Meer fortgeschwemmt. Wenn es bloß ein kleiner Schwarm ist, so gelingt es den Farmern zuweilen, sie, wie Ihr gehört habt, durch Feuer abzuhalten. Kommen sie aber in großen Massen, so helfen selbst die Feuer nichts.«

»Aber wie geht das zu, Bruder?« fragte Hendrik. »Ich kann mir recht gut denken, daß das Feuer die Heuschrecken, von welchen Du sprichst, aufhält, da Du sagst, sie hätten keine Flügel. Wenn dem aber so ist, wie kommen sie dann durch das Feuer? Springen sie darüber hinweg?«

»Nein,« entgegnete Hans. »Dazu ist das Feuer viel zu breit angelegt.«

»Aber wie machen sie es denn, Bruder?« fragte Hendrik. »Ich kann mir's nicht denken.«

»Ich auch nicht,« sagte der kleine Jan.

»Und auch ich nicht,« setzte Trudchen hinzu.

»Num denn,« fuhr Hans fort, »ich will es Euch sagen. Millionen von diesen Insekten kriechen in das Feuer hinein und löschen es aus.«

»Oho!« riefen Alle erstaunt. »Verbrennen sie denn nicht?«

»Das versteht sich,« entgegnete Hans. »Myriaden von ihnen verbrennen; aber ihre dicht sich auf das Feuer häufenden Körper ersticken dasselbe. Die vordersten Reihen des großen Schwarmes opfern sich auf diese Weise und die übrigen passiren dann wohlbehalten und unverseht darüber hinweg. Ihr seht also, daß sogar Feuer den Marsch der Heuschrecken nicht hemmen kann, wenn sie in großen Massen anrücken. In vielen Gegenden Afrika's, wo die Ureinwohner den Boden anbauen, verbreitet sich ein panischer Schrecken unter ihnen, wenn sie eine Wanderung dieser Insekten entdecken, und bemerken, daß sie die Richtung nach ihren Feldern und Gärten nehmen. Sie wissen mit Bestimmtheit, daß sie ihrer Ernten verlustig gehen, und fürchten daher eine Heimsuchung von Heuschrecken so sehr, als ein Erdbeben oder ein anderes großes unheilvolles Naturereigniß.«

»Ich kann mir recht wohl denken, wie es ihnen in einem solchen Falle zu Muthe ist,« bemerkte Hendrik mit bedeutsamem Blicke.

»Die fliegenden Heuschrecken,« fuhr Hans fort, »scheinen einer besonderen Richtung weniger zu folgen, als ihre Larven. Die Ersteren scheinen von dem Winde geleitet zu werden. Sehr häufig wirft dieser sie Alle in das Meer, wo sie in ungeheuern Massen umkommen. In manchen Küstenstrichen hat man ihre Leichen in unglaublicher Menge wieder an's Land gespült gefunden. An einer Stelle warf das Meer sie in solcher Menge aus, daß sie

einen Hügel von vier Fuß Höhe und fünfzig Meilen Länge bildeten. Mehrere wohlbekannte Reisende haben versichert, daß die Ausdünstung dieser verwesenden Masse die Luft in so hohem Grade verpestete, daß man es in einer Entfernung von hundert und fünfzig Meilen landeinwärts bemerkte.«

»Was!« rief der kleine Jan. »Ich hätte nicht gedacht, daß der Mensch eine so gute Nase hätte.«

Ueber diese Bemerkung des kleinen Jan ward viel gelacht. Van Bloom stimmte jedoch in die allgemeine Heiterkeit nicht mit ein. Er war dazu noch viel zu ernst gestimmt.

»Papa,« fragte Trudchen, als sie bemerkte, daß ihr Vater nicht mit lachte, und um ihn mit in das Gespräch zu ziehen, »Papa, waren dies dieselbe Art von Heuschrecken, welche Johannes der Täufer aß, als er in der Wüste war? Seine Nahrung bestand, wie die Bibel sagt, aus Heuschrecken und wildem Honig.«

»Ich glaube, es sind dies dieselben gewesen,« entgegnete der Vater.

»Ich, Papa,« hob Hans in bescheidenem Tone an, »glaube dagegen, es sind nicht ganz dieselben gewesen, sondern eine verwandte Gattung. Die Heuschrecke, von welcher die heilige Schrift spricht, war der ächte *Gryllus migratorius* und verschieden von denen Südafrika's, ob schon in ihren Eigenschaften sehr ähnlich. Einige Schriftsteller,« fuhr er fort, machen jedoch diesen Punkt ganz und gar streitig. Die Abyssinier sagen, es, seien Bohnen

vom Heuschreckenbaume, aber nicht Insekten gewesen, wovon Johannes der Täufer sich genährt habe.«

»Was ist Deine Meinung, Hans?« fragte Hendrik, der von der Bücherweisheit seines Bruders eine hohe Meinung hatte.

»Nun, ich glaube,« entgegnete Hans, »daß die Sache eigentlich gar nicht in Zweifel gezogen zu werden braucht. Es heißt, glaube ich, der Bedeutung eines Wortes Gewalt anthun, wenn man annimmt, daß Johannes, die Heuschrecken*frucht* und nicht das Insekt selbst gegessen habe. Ich bin entschieden der Meinung, daß in der heiligen Schrift das Letztere gemeint ist, und ich glaube dies vorzüglich auch deßhalb, weil diese beiden Nahrungsmittel, Heuschrecken und wilder Honig, auch noch gegenwärtig in Verbindung mit einander die Hauptspeise vieler Völkerstämme sind, welche die Wüste bewohnen. Außerdem fehlte es auch nicht an Beweisen, daß schon im Alterthume diese beiden Gegenstände dem in der Wüste Wohnenden zur Nahrung dienten. Aus diesen Gründen ist es deßhalb ganz natürlich, anzunehmen, daß Johannes während seines Aufenthaltes in der Wüste genöthigt war, diese Speise zu genießen, gerade so wie mancher Reisende der Neuzeit sie auf der Reise durch die Wüsten genossen hat, die uns hier in Südafrika umgeben. Ich habe sehr viel Bücher über Heuschrecken gelesen,« fuhr Hans fort, »und jetzt, wo die Bibel erwähnt worden ist, muß ich für meine Person sagen, daß ich keine Schilderung von diesen Insekten kenne, die so wahr

und schön wäre wie die, welche wir in der Bibel finden. Soll ich sie vorlesen, Papa?»

»Ja wohl, mein Sohn,« sagte der Boer, dem dieser Vorschlag seines Sohnes eben so gefiel, wie die ganze Unterhaltung.

Trudchen lief sogleich in das Nebenzimmer und holte ein ungeheures, in Gamsleder gebundenes, mit starken Messinghaspen versehenes Buch. Dies war die Familienbibel, und ich will hierbei bemerken, daß in dem Hause fast jedes Boers ein solches Buch zu finden ist, denn diese holländischen Colonisten sind Protestanten, die ihre Bibel lieben und überhaupt so religiös sind, daß sie es für keine Beschwerde erachten, vier Mal jährlich hundert englische oder zwanzig deutsche Meilen weit zu reisen, um das heilige Abendmahl zu genießen.

Hans schlug die Bibel auf und suchte sofort das Buch des Propheten Joel. Die Schnelligkeit, mit welcher er die Stelle fand, verrieth, daß er mit dem Buche, welches er in seinen Händen hielt, sehr vertraut war.

Er las wie folgt:

»Ein finsterer Tag, ein dunkler Tag, ein wolkgiger Tag, ein nebligter Tag, gleich wie sich die Morgenröthe ausbreitet über die Berge; nämlich ein großes und mächtiges Volk, desgleichen vorhin nicht gewesen ist und hinfert nicht sein wird zu ewigen Zeiten für und für. Vor ihm her gehet ein verzehrend Feuer und nach ihm eine brennende Flamme. Das Land ist vor ihm wie ein Lustgarten, aber nach ihm wie eine wüste Einöde, und Niemand wird ihm entgehen. Sie sind gestaltet wie Rosse und rennen wie

die Reuter. Sie springen daher oben auf den Bergen wie die Wagen rasseln und wie eine Flamme lodert im Stroh, wie ein mächtiges Volk, das zum Streite gerüstet ist. – Vor ihm erzittert das Land und bebet der Himmel; Sonne und Mond werden finster und die Sterne verhalten ihren Schein. – O wie seufzet das Vieh! Die Rinder sehen kläglich, denn sie haben keine Weide, und die Schafe verschmachten.«

Selbst auf den rohen Swartboy verfehlte die poetische Schönheit dieser Schilderung ihren Eindruck nicht. Seine Begeisterung sprach sich jedoch in ganz anderem Sinne aus, als die des Propheten Joel, denn er sagte:

»Buschmann fürchtet sich nicht vor Springhahn. Buschmann hat nicht Garten – nicht Mais – nicht Buchweizen – Nichts, gar Nichts, was Springhahn fressen kann. Buschmann frisst selbst Heuschreck – Buschmann wird fett von Heuschreck. Alles frisst Springhahn. Alles wird fett in Heuschreckzeit. Hurrah, Springhahn soll leben!«

Diese Bemerkungen Swartboy's waren in ihrer Art ganz richtig. Die Heuschrecken werden fast von jeder in Südafrika bekannten Thiergattung verzehrt. Nicht bloß die fleischfressenden verschlingen sie begierig, sondern auch andere, die sich sonst bloß von Vegetabilien nähren, wie zum Beispiel Antilopen, Rebhühner und andere Vögel, ja, sogar der Riese von allen, der ungeheure Elephant, rennt meilenweit, um einen Heuschreckenschwarm einzuholen. Haushühner, Schafe, Pferde und Hunde verzehren sie mit gleicher Gier.

Die seltsamste Thatsache aber ist, daß die Heuschrecken einander selbst fressen. Wenn eine von ihnen sich beschädigt, so daß sie nicht mehr gut mit fort kann, so werfen sich die andern sofort über sie her und fressen sie auf.

Die Buschmänner und andere eingeborne Völkerstämme Afrika's unterwerfen die Heuschrecken erst einer Küchenoperation, ehe sie, dieselben essen, und Swartboy war den ganzen Abend hindurch beschäftigt, den von ihm eingesammelten Sackvoll zuzubereiten. Dies geschah auf folgende Weise:

Erst kochte oder vielmehr dämpfte er sie, denn es ward nur eine kleine Quantität Wasser in den Topf gethan. Diese Operation dauerte zwei Stunden. Hierauf schüttete er sie aus und ließ sie trocknen, und dann schüttelte er sie in einer Pfanne, bis sämtliche Beine und Flügel von den Rümpfen abgebrochen waren. Diese wurden dann von Swartboy's dicken Lippen fortgeblasen und die Heuschrecken waren nun zum Verspeisen fertig.

Man brauchte weiter Nichts als ein wenig Salz, in sie noch schmackhafter zu machen. Alle kosteten davon, und vorzüglich die Kinder fanden großen Geschmack daran.

Zuweilen werden sie, wenn sie ganz trocken sind, zu einer Art Mehl gestampft, mit Wasser vermischt und als Brei genossen. Wenn sie auf getrocknet sind, halten sie sich sehr lange und sind häufig das einzige Nahrungsmittel, von welchem die ärmeren Ureinwohner während einer ganzen Jahreszeit abhängen.

Unter vielen Stämmen – besonders unter denen, die nicht Ackerbau treiben – wird die Ankunft der Heuschrecken mit lautem Jubel begrüßt. Diese Leute gehen dann mit Säcken und oft mit Packochsen aus, um die Heuschrecken einzusammeln und in ihre Dörfer zu bringen, bei welchen Gelegenheiten ungeheure Haufen davon gedörrt und auf dieselbe Weise wie Getreide aufgespeichert werden.

Unter Gesprächen über alle diese Dinge verging der Abend, bis es Zeit war, zu Bette gehen. Der Boer ging noch einmal hinaus, um den Wind zu beobachten, und dann ward die Thür des Kraals geschlossen und die Familie begab sich zur Ruhe.

FÜNFTES KAPITEL. DER HEUSCHRECKENSCHWARM.

Der Boer schlief nur wenig. Die Unruhe und Besorgniß hielt ihn wach. Er wendete und warf sich herum, und dachte an die Heuschrecken. Dann und wann schlummerte er ein wenig ein und träumte dann von Heuschrecken, Heimchen, Graspferden und allen Arten langbeinigen, glotzaugigen Insekten. Er war daher froh, als der erste Morgenstrahl durch das kleine Fenster seines Zimmers drang.

Er sprang auf seine Füße und eilte, sich kaum Zeit zum Ankleiden nehmend, hinaus in's Freie. Es war noch finster, aber er brauchte den Wind nicht zu sehen. Er brauchte nicht erst eine Feder in die Höhe zu werfen oder seinen Hut emporzuhalten. Die Wahrheit war nur zu klar. Es wehte ein starker Wind und zwar gerade von Westen.

Außer sich lief er noch weiter hinaus in's freie Feld, bis er die Mauern hinter sich hatte, welche die Kraals und Gärten umschlossen. Er blieb stehen und hielt die Hand empor. Ach, leider war seine Wahrnehmung nur allzu richtig gewesen. Der Wind wehte gerade von Westen – unmittelbar von den Heuschrecken her. Er roch die Ausdünstung, welche der Wind von dem verderblichen Geschmeiß herübertrug, und er konnte nicht länger zweifeln.

Niedergeschlagen und muthlos kehrte van Bloom in sein Haus zurück. Er hatte keine Hoffnung mehr, der furchtbaren Heimsuchung zu entrinnen.

Seine ersten Befehle waren, alle umherliegenden Kleidungsstücke nebst Wäsche zusammenzutragen und in Kommoden und Kisten zu packen. – Was! Ließ sich denn erwarten, daß die Heuschrecken, auch Kleider und Wäsche fressen würden?

Allerdings, denn diese gefräßigen Geschöpfe sind durchaus nicht wählerisch oder ekel. Sie scheinen keiner besonderen Pflanze den Vorzug zu geben. Die Blätter der bittern Tabakpflanze scheinen ihnen eben gut zu schmecken, als die süßen, saftigen Maishalme. Leinwand, Kattun und sogar Flanell werden von ihnen verzehrt, als ob es zarte Pflanzenschößlinge wären. Steine, Eisen und hartes Holz sind so ziemlich die einzigen Gegenstände welche ihren scharfen Zähnen mit Erfolg widerstehen.

Van Bloom hatte dies gehört, Hans hatte davon gelesen und Swartboy bestätigte es aus eigener Erfahrung.

Alles was nur einigermaßen von dem gefräßigen Ungeheuern zu vernichten gewesen wäre, ward daher sorgfältig beiseite geschafft, und dann bereitete man uns das Frühstück, und verzehrte es schweigend. Unruhe und ängstliche Spannung malten sich in den Zügen Aller, weil er, der das Haupt Aller war, schweigend und niedergeschlagen dasaß. Welch' eine Veränderung binnen wenigen Stunden! Nur erst noch den Abend zuvor waren der Boer und seine Familie so heiter und glücklich gewesen.

Eine Hoffnung war allerdings noch vorhanden, ob schon eine sehr schwache. Regnete es vielleicht? Oder hatte man einen kühlen Tag zu erwarten?

In beiden Fällen mußten die Heuschrecken, wie Swart-boy sagte, bleiben wo sie waren, denn bei kaltem oder regnigem Wetter können sie nicht fliegen. Während dieser Zeit konnte der Wind sich wieder ändern, ehe sie ihren Flug weiter fortsetzten. O wie betete der Boer und seine Familie um einen tüchtigen Regen, oder um einen kalten, trüben Tag!

Eitler Wunsch! Vergebliche Hoffnung! Eine halbe Stunde später stieg die Sonne in afrikanischen Glanze empor und ihre heißen, schräg auf das schlafende Heuschreckenheer fallenden Strahlen erwärmten es zu Leben und Thätigkeit. Die scheußlichen Insekten begannen zu kriechen, umherzuhüpfen, und plötzlich wie auf Commando stiegen sie zu Millionen in die Luft empor. Der Luftzug trieb sie nach der Richtung hin, in welcher er wehte – in der Richtung der dem Untergange geweihten Maisfelder.

In weniger als fünf Minuten von dem Augenblicke an, wo sie aufgeflogen waren, schwebten sie über dem Kraal und senkten sich zu Zehntausenden auf die umliegenden Felder herab. Ihr Flug war langsam und ihr Herabsenken ein sanftes, so daß sie den Augen der unter ihnen stehenden Zuschauer fast erschienen, wie in großen leichten Flocken fallender *schwarzer* Schnee.

Binnen wenigen Minuten war der Boden vollständig damit bedeckt, bis jeder Maisstengel, jede Pflanze und jeder Busch Hunderte zu tragen hatte.

Auch auf den äußeren Ebenen so weit als das Auge sehen konnte waren die Weideplätze dicht besäet, und da der größte Schwarm nun auf die Ostseite des Hauses hinüber war, so ward die Sonnenscheibe durch sie abermals verhüllt wie durch eine Finsterniß.

Ihre Fortbewegung erfolgte ganz regelmäßig. Die zuletzt befindlichen Massen flogen bis vor die vorderste und machten dann Halt, um zu fressen, bis ihnen wieder andere vorankamen, die auf dieselbe Weise über sie hinwegflogen.

Das Geräusch, welches sie mit ihren Flügeln machten, war ein sehr eigenthümliches und glich einem unter den Blättern des Waldes spielenden Winde oder dem Rauschen eines Wasserrades.

Zwei Stunden lang dauerte der Vorübermarsch. Während des größten Theils dieser Zeit waren van Bloom und seine Leute bei verschlossenen Thüren und Fenstern im

Hause geblieben. Sie thaten dies, um der unangenehmen Berührung mit den unheilvollen Gästen zu entgehen, denn die von dem Winde getriebenen Thiere schlugen oft so heftig in das Gesicht, daß man den Schmerz längere Zeit empfindet. Ueberdies wollten unsere Freunde nicht gern auf die unwillkommenen Eindringlinge treten und sie unter ihren Füßen zermalmen, was sie doch hätten, thun müssen, wenn sie sich außerhalb des Hauses bewegt hätten, wo der Boden dicht besäet war.

Viele der Insekten kamen sogar durch die Ritzen der Thür und der Fenster gekrochen und verzehrter begierig jede vegetabilische Substanz, die zufällig auf dem Fußboden umherlag.

Als zwei Stunden vorüber waren, schaute van Bloom hinaus. Der dichteste Schwarm war vorüber, die Sonne schien wieder, aber worauf schien sie? Nicht mehr auf grüne Felder und einen blumenreichen Garten. Nein. Rings um das Haus herum, auf allen Seiten, nach Norden, Süden, Osten und Westen, sah das Auge Nichts als schwarze Verwüstung. Kein Grashalm, kein Blatt war zu sehen, sogar die Rinde war von den Bäumen abgeschält, die jetzt dastanden wie von der Hand Gottes getroffen. Wäre Feuer über die Erde hingegangen, so hätte es dieselbe nicht nackter und öder verlassen können. Es gab jetzt keinen Garten mehr, keine Mais- oder Buchweizenfelder, keine Farm, sondern der Kraal stand mitten in einer Wüste.

Worte sind nicht im Stande, zu schildern, was der ehrliche Boer in diesem Augenblicke empfand.

Welch' eine Veränderung binnen zwei Stunden! Er konnte kaum seinen Sinnen trauen, er konnte kaum an die Wirklichkeit des Geschehenen glauben, er wußte, daß die Heuschrecken seinen Mais und seinen Weizen und die Gemüse seines Gartens aufzehren würden, aber seine Phantasie hatte sich noch nicht diese totale Verheerung vorgestellt. Die ganze Landschaft war verändert – von Gras war keine Rede – Bäume, deren zartes Laubwerk vor nur noch zwei kurzen Stunden im sanften Lufthauhe gespielt hatte, standen jetzt nackt und kahl wie mitten im Winter. Sogar der Boden schien eine andere Form angenommen zu haben. Ganz gewiß, wäre der Boer zu der Zeit des Heuschreckenüberfalles abwesend gewesen und dann, ohne von dem Geschehenen Nachricht erhalten zu haben, zurückgekommen, so würde er seinen eigenen Wohnsitz nicht wieder erkannt haben.

Mit dem seiner Nation eigenthümlichen Phlegma setzte der Boer sich nieder, und saß so lange Zeit, ohne sich zu rühren oder ein Wort zu sprechen.

Seine Kinder sammelten sich um ihn und ihre jungen Herzen pochten ungestüm und schmerzlich. Sie konnten die schwierigen Umstände, in welche dieses Ereigniß sie versetzt, nicht in ihrem vollen Umfange ermessen, und selbst ihr Vater konnte es anfangs nicht. Er dachte bloß an den Verlust, den er durch die Vernichtung seiner schönen Ernten erlitten, und dies war, wenn wir seine isolirte Lage in's Auge fassen, schon hinreichend, ihn mit dem tiefsten Kummer zu erfüllen.

»Dahin! Alles ist dahin!« rief er in kummervollem Tone. »O Schicksal! Schicksal! Wie grausam bist Du wieder gegen mich!«

»Gräme Dich nicht, Papa,« sagte eine sanfte Stimme; »wir leben ja Alle noch und sind bei Dir.«

Und mit diesen Worten legte sich eine kleine weiße Hand auf seine Schulter. Es war Trudchens Hand. Es ward ihm zu Muthe, als ob ein Engel ihm zugelächelt hätte. Er hob das Kind in seinen Armen empor und drückte in überwallender Zärtlichkeit an seine Brust. Sein Herz fühlte sich erleichtert.

»Bringe mir das Buch,« sagte er zu einem der Knaben gewendet.

Die Bibel ward gebracht, der schwere Einband aufgeschlagen, ein Vers gewählt, und ein Lob- und Danklied stieg aus der Mitte der Wüste zum Himmel empor.

Das Buch ward wieder geschlossen und einige Minuten lang lagen Alle betend auf den Knien.

Als van Bloom wieder auf seinen Füßen stand und sich umschaute, schien die Wüste wiederum »zu blühen wie eine Rose«.

So gewaltig ist der zauberische Einfluß der Ergebung und Demuth auf das menschliche Herz.

SECHSTES KAPITEL. »*Inspann en trek!*«

Bei all' seinem Vertrauen auf den Schutz eines höchsten Wesens wußte van Bloom doch, daß er nicht Alles der Hand Gottes anheimgeben dürfe. Er begann daher

sofort geeignete Schritte zu thun, um der unangenehmen Lage, in die er sich versetzt sah, zu entreißen.

Der *unangenehmen* Lage! Ha! sie war mehr als unangenehm, wie der Boer jetzt zu bemerken begann. Sie war *gefährvoll*!

Je mehr van Bloom nachdachte, desto mehr ward er davon überzeugt. Hier standen sie mitten in einer schwarzen nackten Ebene, die ohne einen einzigen grünen Punkt sich weit über den Gesichtskreis hinaus erstreckte. Wie viel weiter sie reichte, konnte er nicht errathen, aber er wußte, daß die Verheerungen der Wanderheuschrecke zuweilen einen Flächenraum von mehreren tausend Quadratmeilen einnehmen.

Es war klar, daß er nicht in seinem Kraal bleiben konnte. Seine Pferde, seine Rinder und seine Schafe konnten ohne Futter nicht leben, und kamen sie um, wovon sollte er dann mit seiner Familie leben? Er mußte den Kraal verlassen. Er mußte einen Weideplatz aufsuchen, ohne Zeitverlust, – sofort. Schon erhoben die Thiere, die sich über die gewohnte Zeit hinaus eingeschlossen sahen, ihren vielstimmigen Ruf und verlangten ungestüm, herausgelassen zu werden. Bald mußten sie Hunger haben, und es war schwer zu sagen, wann ihnen Futter verschafft werden könnte.

Es war daher keine Zeit zu verlieren. Jede Stunde war von großer Wichtigkeit. Selbst Minuten durften nicht in zweifelhaften Zögern verschwendet werden.

Der Boer überlegte nur wenige Minuten lang. Sollte er eins seiner besten Pferde besteigen und allein fortreiten,

um einen Weideplatz aufzusuchen? Oder war es nicht besser, wenn er seinen Wagen anspannte und sogleich Alles mit sich nahm?

Er entschied sich bald zu Gunsten des letzteren Verfahrens. Auf jeden Fall sah er sich gezwungen, seinen Wohnsitz anderswohin zu verlegen und den Kraal zu verlassen.

Da dies der Fall war, so konnte er ja gleich Alles mitnehmen. Ging er allein fort, so kostete es ihm vielleicht eine lange Zeit, Gras und Wasser – denn Beides war nöthig – ausfindig zu machen, und mittlerweile mußte sein Vieh hungern und dürsten.

Diese und andere Rücksichten bestimmen ihn sofort, anspannen zu lassen und mit seinen Wagen, seinen Pferden, seinen Rindern, seinen Schafen, seinen Hausgöttern und seinen ganzen Familienzirkel fortzuziehen oder zu treten, wie die Holländer sagen.

»*Inspann en trek!*« lautete daher das Commando, und Swartboy, der stolz auf den Ruf war, den er sich als Wagenlenker erworben, schwenkte seine Bambuspeitsche wie eine große Fischangel.

»*Inspann en trek!*« wiederholte Swartboy, indem er an seinen zwanzig Fuß langen Peitschenriemen eine neue Schmitze knüpfte, die er aus der Haut der Hartebeest-Antilope gedreht hatte.

»*Inspann en trek!*« sagte er noch einmal und ließ seine ungeheure Peitsche knallen wie einen Pistolenschuß; »ja, Baas, ich will sogleich anspannen.«

Und nachdem er sich überzeugt, daß seine Schmitze gehörig festgemacht war, lehnte Swartboy den Bambusstiel an die Wand des Hauses und begab sich nach dem Kraal, um die Zugochsen herauszuholen. Ein großer Wagen, von einer Art, welche der Stolz und das Eigenthum eines jeden Capländers ist, stand an der einen Seite des Hauses. Es war ein Fuhrwerk ersten Ranges – ein Planwagen, den sich der Boer zur Zeit seines Wohlstandes hatte bauen lassen und in welchem er gewohnt gewesen, seine Frau und Kinder zum heiligen Abendmahl oder auch zu Vergnügenspartieen zu fahren. Zu jener Zeit ward dieser Wagen von einem Gespann von acht schönen Pferden pfeilschnell über Berg und Thal gezogen. Leider waren jetzt Ochsen an ihre Stelle getreten, denn van Bloom hatte nur fünf Pferde in seinem Stalle und diese wurden als Reitpferde gebraucht.

Der Wagen aber war fast noch eben so gut, wie er je gewesen, – fast noch eben so gut, als da er der Neid aller Nachbarn van Bloom's, der Boers in der Grafschaft Reinet, zu sein pflegte. Alles war daran noch vollständig und ganz. Alles war an seinem Orte – Vorderkasten, Hinterkasten und Seitenkasten. Die schneeweiße Plane mit ihrem Vorder- und Hintertheil und ihren inwendig angebrachten Taschen war ebenfalls vollständig. Dasselbe war der Fall mit den nettgeschnitzten Rädern, dem glattgehobelten Kutschersitze und Deichselbaume und dem starken Zugstrange von Büffelhaut. Nichts fehlte, was an einem Wagen zu finden sein soll. Es war mit Einem Worte der

beste Theil des Besitzthums, welches dem Boer noch geblieben, denn es war eben so viel werth, als alle seine Ochsen, Rinder und Schafe zusammengenommen.

Während Swartboy, von Hendrik unterstützt, die zwölf Zugochsen zusammenholte und an den Deichselbaum spannte, war der Baas selbst mit Hans, Totty, Trudchen und dem kleinen Jan beschäftigt, Hausgeräth und Werkzeuge aufzuladen. Es war dies keine sehr schwere Aufgabe. Die Penaten des kleinen Kraals waren nicht zahlreich und bald sammt und sonders in das geräumige Fuhrwerk hineingepackt oder außen herum an demselben befestigt.

Binnen ungefähr einer Stunde war der Wagen geladen, die Ochsen angespannt, die Pferde gesattelt und Alles zum Aufbruche fertig.

Und nun entstand die Frage, *wohin?*

Bis zu diesem Augenblicke hatte van Bloom nur daran gedacht, von diesem Orte hinwegzukommen, der nackten Wüste, die ihn hier umgab, zu entrinnen.

Nun aber ward es nöthig, die Richtung zu bestimmen, in welcher sie reisen sollten – eine höchst wichtige Erwägung.

Wichtig in der That, wie sich beim weiteren Nachdenken darüber sofort herausstellte. Sie konnten entweder in der Richtung reisen, in welcher die Heuschrecken fortgegangen, oder in der, in welcher sie gekommen waren. Nach beiden Richtungen hin konnten sie vielleicht viele Meilen weit reisen, ohne eine Handvoll Gras für die

hungrigen Thiere anzutreffen, und in einem solchen Falle mußten diese nothwendig liegen bleiben und umkommen.

Oder die Reisenden konnten auch eine andere Richtung einschlagen und wohl Gras, aber kein Wasser finden. Ohne Wasser aber hatten sie nicht bloß für ihr Vieh, sondern auch für sich selbst, für ihr eigenes Leben zu fürchten. Wie wichtig war es daher, zu wissen, nach welcher Richtung sie sich wenden sollten.

Anfangs gedachte der Boer den Weg nach den Niederlassungen einzuschlagen. Das nächste Wasser in dieser Richtung war beinahe neunzig englische Meilen, von welchen, wie schon bemerkt, fünf auf eine deutsche Meile gehen, entfernt. Es lag östlich von dem Kraal. Die Heuschrecken waren gerade in dieser Richtung weiter gezogen. Wahrscheinlich hatten sie mittlerweile schon diese ganze Gegend verwüstet – vielleicht bis an das Wasser oder noch darüber hinaus.

Es war daher ein großes Wagstück, dieser Richtung zu folgen.

Nördlich lag die Wüste Kalihari. Van Bloom kannte keine Oase in dieser Wüste. Ueberdies waren die Heuschrecken auch von Norden gekommen.. Sie flogen südwärts, als er sie zuerst erblickte, und hatten ohne Zweifel die Ebenen weit nach Süden hinein schon verheert.

Die Gedanken des Boers wendeten sich nun dem Westen zu. Allerdings war der Schwarm zuletzt von Westen her gekommen, van Bloom aber meinte, sie seien ursprünglich aus Norden gekommen bloß das plötzliche

Umspringen des Windes habe sie veranlaßt, die Richtung zu wechseln.

Er glaubte deshalb, daß er, wenn er westwärts zöge, bald über die von den Heuschrecken verwüstete Fläche hinauskommen würde.

Er kannte einigermaßen die nach Westen zu gelegenen Ebenen, allerdings nicht genau, aber doch wußte er, daß in einer Entfernung von ungefähr vierzig Meilen eine Quelle mit guter Weide rings umher sich befand und daß dieses Wasser niemals versiegte. Er war früher einmal dort gewesen, während er einige seiner Kühe suchte, die sich soweit verlaufen hatten.

Ueberhaupt war ihm schon damals jener Platz als ein weit besserer erschienen, als der, den er jetzt hatte, und er war oft mit dem Gedanken umgegangen, dorthin zu ziehen. Die große Entfernung von allen civilisirten Niederlassungen aber war der Grund, weshalb er es nicht gethan.

Obschon er nämlich bereits weit jenseits der Grenze wohnte, so unterhielt er doch immer noch einen gewissen Verkehr mit den Niederlassungen, wogegen an jenem noch entfernten Punkte ein solcher Verkehr außerordentlich schwierig gewesen wäre.

Jetzt jedoch, wo andere Rücksichten vorwalteten, fiel ihm wieder jene Quelle ein, und nachdem er noch einige Minuten reiflich nachgedacht, entschloß er sich, westwärts zu »treken«.

Swartboy erhielt Befehl, diese Richtung einzuschlagen. Der Buschmann sprang schnell auf den Vorderkasten, knallte mit seiner gewaltigen Peitsche, ließ sein langes Gespann die Riemen anziehen und fuhr über die Ebene dahin.

Hans und Hendrik saßen schon im Sattel, und nachdem sie den Kraal von all' seinem lebenden Besitzthume geräumt, trieben sie mit Hilfe der Hunde die blökenden und meckernden Thiere vor sich her.

Trudchen und der kleine Jan saßen neben Swartboy auf dem Vorderkasten des Wagens und die großen runden Augen des zierlichen Springbockes lugten neugierig unter dem Zeltdache des Wagens hervor.

Einen letzten Blick auf seinen verödeten Kraal werfend, lenkte der Boer sein Pferd herum und ritt dem Wagen nach.

SIEBENTES KAPITEL. »WASSER! WASSER!«

Weiter zog die keine Karavane, aber nicht schweigend. Swartboy's Stimme und Peitsche machten einen fast ununterbrochenen Lärm. Die letztere hörte man deutlich weiter als eine englische Meile über die Ebene hinweg gleich dem wiederholten Knalle einer Muskete. Auch Hendrik leistete im Schreien nichts Geringes, und selbst der sonst so ruhige Hans sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, seine Stimme zu gebrauchen, um die Viehheerde in der rechten Richtung weiter zu treiben.

Dann und wann wurden beide Knaben aufgefordert, Swartboy hinsichtlich der vordersten Zugochsen zu unterstützen, wenn diese hartnäckig oder stätisch wurden und vom Gleise abweichen wollten. Dann sprengte entweder Hans oder Hendrik hinzu, setzte den Thieren im buchstäblichen Sinne die Köpfe zurecht und bearbeitete ihre Seiten mit dem »Schambocke«.

Dieser Schambock ist für einen halsstarrigen Ochsen ein sehr wirksames Züchtigungswerkzeug. Es besteht in einer elastischen, aus Rhinoceros- oder Nilpferdhaut – Nilpferd ist am besten – gefertigten Peitsche von beinahe sechs Fuß Länge und von unten bis oben regelmäßig spitz zulaufend.

So oft die vordersten Ochsen störrig wurden und Swartboy sie mit seiner langen Schmitze nicht erreichen konnte, war Hendrik stets bereit, sie mit seinem zähen Schambocke zu kitzeln und sie auf diese Weise zum Gehorsam zu zwingen. Ueberhaupt mußte einer der Knaben sich fast fortwährend dicht in ihrer Nähe halten.

Die meisten Ochsenengespanne werden in Südafrika von einem Führer begleitet. Die unseres Boers aber waren seit der Zeit, wo die dienenden Hottentotten davongelaufen, gewohnt gewesen, ihren Wagen ohne Führer zu ziehen, und Swartboy war oft ohne andere Hilfe als seine lange Peitsche viele Meilen weit gefahren. Das seltsame Aussehen der ganzen Umgebung, seitdem die Heuschrecken vorübergezogen, hatte die Ochsen scheu und

wild gemacht, und überdies hatten die verheerenden Insekten auch jeden Pfad und jedes Gleis verwischt, welchem die Ochsen hätten folgen können. Die ganze Fläche war gleich und betretenen Wegen keine Spur mehr zu sehen. Van Bloom selbst vermochte nur mit Mühe sich zu orientiren und mußte die Sonne zum Führer nehmen.

Hendrik hielt sich größtentheils neben den vordersten Zugochsen. Hans ward es nicht schwer, die Heerde zu treiben, sobald sie einmal ordentlich im Gange war. Ein dunkles Gefühl von Furcht hielt die Thiere beisammen, und da weder recht noch links Gras oder sonst Etwas zu sehen war, was sie hätte verlocken können, vom Wege abzuweichen, so bewegten sie sich regelmäßig weiter.

Van Bloom ritt als Führer der Karavane voran. Weder er noch irgend einer seiner Begleiter hatte eine Veränderung in seinem Costüm vorgenommen, sondern reis'te in seiner Alltagskleidung.

Der Boer war nach der Art und Weise der meisten seiner Standesgenossen gekleidet und trug weite Lederhosen, eine große weite Jacke von grünem Tuch mit auswendig angebrachten geräumigen Taschen, eine Weste von Rehfell, einen großen weißen Filzhut mit ungeheurer breiter Krämpe und an seinen Füßen ein paar Schuhe von afrikanischem ungegerbten Leder, die unter den Boers mit dem Namen Feldschuhe bezeichnet werden.

Ueber seinem Sattel lag ein »Karoß« oder Ueberwurf von Leopardenfell und auf seiner Schulter trug er sein »Rohr« – eine große, ziemlich sechs Fuß lange Flinte mit einem altmodischen Feuerschlosse.

Dies ist die Waffe, auf welche der Boer sein ganzes Vertrauen setzt, und obschon ein amerikanischer Hinterwäldler auf den ersten Anblick geneigt sein würde, darüber zu lachen, so würde er doch, nachdem er das Land des Boers ein wenig kennen gelernt, seine Meinung bald ändern. Das Schießgewehr des Hinterwäldlers, die enggebohrte Büchse mit einer Kugel kaum so groß als eine Erbse, würde gegen die großen wilden Thiere, welche das Land des Boers bewohnen, fast gar Nichts ausrichten, und auf den Kärhuhs des heißen Afrika giebt es eben so kühne Jäger und sicher treffende Schützen, wie in den Urwäldern oder auf den Prairien Amerika's.

Unter dem linken Arme des Boers, und an seiner Seite ruhend, hing ein ungeheures Pulverhorn, von einer Größe, wie sie nur der Kopf eines afrikanischen Ochsen erzeugen konnte. Es war aus dem Lande der Bechuanas, obschon beinahe alle Capochsen mit Hörnern von ungemeinen Dimensionen ausgestattet sind. Das Pulverhorn unseres Freundes enthielt, wenn es ganz gefüllt war, nicht weniger als sechs Pfund Pulver. Eine unter seinem rechten Arme hängende Schießtasche von Leopardenfell, ein in seinem Gürtel steckendes Jagdmesser und eine große, an dem Bande seines Hutes befestigte Meer-schaumpfeife vervollständigten die Ausrüstung des Trekboers van Bloom.

Hans und Hendrik waren ziemlich eben so gekleidet und bewaffnet. Ihre Beinkleider waren von gegerbtem Schafleder und weit, wie die Beinkleider aller jungen

Boers, und sie trugen ebenfalls Jacken, Feldschuhe und breitkrämpige weiße Hüte.

Hans führte eine leichte Vogelflinte, während Hendrik eine schwere Büchse von der Art trug, wie man sie zur Jagd auf großes Wild braucht. Hendrik war sehr stolz auf diese Waffe und hatte gelernt, auf beinahe Hundert Schritte damit einen Nagel auf den Kopf zu treffen.

Hendrik war *par excellence* der Schütze der Gesellschaft. Jeder der Knaben führte ebenfalls ein großes halbmondförmiges Pulverhorn mit einer Kugeltasche und über den Sattel eines jeden war der Ueberwurf oder Karoß geschnallt, welcher sich von dem ihres Vaters bloß darin unterschied, daß der seine von dem selteneren Leopardenfelle, dagegen die ihrigen von gewöhnlicherer Art, der eine von Antilopen- und der andere von Schakalfell lgefertigt waren.

Der kleine Jan trug ebenfalls weite Hosen, eine Jacke, Feldschuhe und einen breitkrämpigen Filzhut, und war, obschon kaum fünf Fuß hoch, doch, was das Costüm betraf, das Ebenbild seines Vaters – eine Miniaturausgabe des alten Boer.

Trudchen trug einen Rock von baumwollenem Zeuge mit einem netten, nach holländischer Art gesteppten und gestickten Leibchen, und auf ihren blonden Locken saß ein leichter Strohhut mit Band und Bindeschnuren.

Totty war ganz einfach in grobe Leinwand gekleidet, ohne irgend einen Kopfputz.

Was Swartboy betraf, so machten ein Paar alte Lederhosen und ein gestreiftes Hemd, abgesehen von von seinem schafledernen Karoß, seine ganze Kleidung aus.

Dies war das Costüm unserer Reisenden.

Volle zwanzig Meilen weit war die Ebene rund und rein abgenagt. Nicht ein einziges Grashälmchen bot sich den Thieren dar und Wasser gab es auch nicht. Die Sonne schien während des Tages sehr hell, fast zu hell, denn ihre Strahlen waren so heiß wie innerhalb der Wendekreise. Die Reisenden hätten die Hitze kaum zu ertragen vermocht, wenn nicht den ganzen Tag ein ziemlich starker Wind gegangen wäre.

Dieser aber kam ihnen unglücklicher Weise gerade entgegen und die trockenen Kärühs sind niemals ohne Staub. Das fortwährende Hüpfen der Heuschrecken mit ihren Millionen dünner Füße hatte die Erdrinde gelockert und nun jagte der Wind den Staub in die Höhe. Ganze Wolken davon hüllten die kleine Karavane ein und machten ihr Fortschreiten sowohl schwierig als unangenehm. Lange noch vor Einbruch des Abends waren ihre Kleider über und über mit Staub bedeckt, der ihnen auch in Mund und Nase drang und die Augen wund machte.

Aber alles Dies war noch Nichts. Noch lange zuvor ehe es Abend ward, machte sich ein weit größerer Uebelstand fühlbar, – der Mangel an Wasser.

In ihrer Eile, den Schauplatz der Verwüstung zu verlassen, hatte van Bloom nicht daran gedacht, einen Wasservorrath im Wagen mitzunehmen – eine beklagenswerthe Versäumniß in einem Lande wie Südafrika, wo Quellen

so rar und fließende Wasser so ungewiß ind. Eine in der That beklagenswerthe Versäumniß, wie die Reisenden jetzt einsahen, denn lange zuvor, ehe es Abend ward, schrieen sie Alle nach Wasser und Alle litten, Eins wie das Andere, die brennenden Qualen des Durstes.

Van Bloom dürstete, aber er dachte nicht an sich selbst, ausgenommen insofern, als er sich bittere Selbstvorwürfe machte, weil er versäumt, den so nöthigen Vorrath an Wasser mitzunehmen. Er war die Ursache des Leidens aller Uebrigen, er fühlte sich niedergeschlagen und durch den Gedanken an seine Uebereilung und Nachlässigkeit gedemüthigt.

Er konnte seinen Leuten keine Linderung versprechen, wenigstens nicht eher, als bis sie die Quelle erreichen würden. Er kannte kein Wasser in größerer Nähe.

Die Quelle aber noch in dieser Nacht zu erreichen, war unmöglich. Es war schon spät, als sie aufbrachen. Ochsen gehen nicht rasch. Die Hälfte der Entfernung war das Aeüßerste, was sie vor Sonnenuntergang zurücklegen konnten.

Um das Wasser zu erreichen, hätten sie die ganze Nacht reisen müssen, aber aus vielen Gründen war dies nicht thunlich. Die Ochsen bedurften Ruhe, um so mehr, als sie hungrig waren, und nun, wo es zu spät war, besann sich van Bloom auf eine zweite Versäumniß, die er begangen, indem er während der Anwesenheit der Heuschrecken unterlassen, eine hinreichende Quantität von ihnen einzusammeln, um sein Vieh damit zu füttern.

Dieses Auskunftsmittel wird unter ähnlichen Umständen oft angewendet, der Boer aber hatte nicht daran gedacht, und da nur wenig Heuschrecken in die Kraals fielen, wo die Thiere eingesperrt gewesen, so waren diese seit dem vorigen Tage ohne Futter. Die Ochsen ganz besonders verriethen Anzeichen von Schwäche und zogen den Wagen nur noch träge und langsam, so daß Swartboy's Stimme und lange Peitsche in fortwährender Thätigkeit erhalten wurden.

Es waren aber auch noch andere Gründe vorhanden, aus welchen die Karavane mit Einbruch der Nacht Halt machen mußte. Der Boer war in Bezug auf die Richtung seiner Sache nicht ganz sicher. Er wäre nicht im Stande gewesen, sie während der Nacht weiter zu verfolgen, da auch nicht der Schimmer von einer Spur da war, wonach er sich hätte richten können. Ueberdies wäre es auch gefährlich gewesen, des Nachts zu reisen, weil dann der nächtliche Räuber Afrika's – der grimmige Löwe – umherstreift.

Aus allen diesen Gründen sahen sie sich in die Nothwendigkeit versetzt, während der Nacht liegen zu bleiben, mochten sie nun Wasser haben oder nicht.

Es fehlte noch eine halbe Stunde bis zu Sonnenuntergang, als van Bloom zu diesem Beschlusse kam. Er ritt noch ein wenig weiter, in der Hoffnung, einen Platz zu erreichen, wo Gras wäre.

Sie hatten nun mehr als zwanzig Meilen zurückgelegt, und immer noch bedeckte die schwarze Spur der Heuschrecken die Ebene. Immer noch war kein Gras zu sehen, immer noch waren die Gebüsche ihrer Blätter und Rinde entblößt.

Der Boer begann zu glauben daß er gerade in der Richtung zöge, in welcher die Heuschrecken gekommen seien. Nach Westen zu bewegte er sich, das wußte er. Aber er wußte noch nicht gewiß, ob der Schwarm nicht von Westen anstatt von Norden gekommen wäre. War das Erstere der Fall, so konnten sie tagelang reisen, ehe sie ein grünes Plätzchen erreichten.

Diese Gedanken beunruhigten ihn und mit sehnsüchtigen Augen überflog er die Ebene nach vorn, sowohl als nach rechts und links.

Ein lauter Ruf des scharfsehenden Buschmannes brachte eine freudige Wirkung hervor. Er sah Gras in der Ferne vor ihnen. Er sah einige Büsche mit Blättern. Sie waren noch eine Meile davon entfernt, aber die Ochsen bewegten sich, als ob sie die frohe Kunde verstanden hätten, sofort rascher vorwärts.

Die Meile ward zurückgelegt und sie stießen allerdings auf Gras. Es war jedoch eine sehr dürftige Weide – einige wenige zerstreute Halme, die auf einem röthlichen Boden wuchsen, aber an keiner Stelle so viel, als einem Maulvöll für einen Ochsen hingereicht hätte. Es reichte bloß eben hin, um den Hunger der armen Thiere noch mehr aufzustacheln ohne ihren Magen zu füllen. Van Bloom gewann jedoch dadurch die Ueberzeugung, daß

sie nun über den Bereich des Heuschreckenzuges hinaus seien, und er ritt deßhalb noch ein wenig weiter, in der Hoffnung, daß die Weide besser werden würde.

Dies war aber durchaus nicht der Fall. Die Gegend, durch welche sie zogen, war eine wilde, unfruchtbare Ebene und von Vegetation fast eben so entblößt wie die, über welche ihr Weg sie bis jetzt geführt. Ihre Kahlheit rührte nicht von oder Thätigkeit der Heuschrecken her, sondern von dem Mangel an Wasser.

Es war nun übrigens auch keine Zeit mehr, einen Weideplatz zu suchen. Die Sonne war schon unter den Horizont hinabgesunken, als sie Halt machten, um auszuspannen.

Man hätte eigentlich nun einen Kraal für die Rinder und einen zweiten für die Schafe und Ziegen bauen sollen, es war auch Buschholz genug dazu da; aber wer von der ermüdeten Reisegesellschaft hätte wohl noch Lust und Kraft genug gehabt, um das nöthige Holz zu fällen und an Ort und Stelle zu schleppen?

Es gab ohnedies Arbeit genug. Man mußte ein Schaf zur Abendmahlzeit schlachten und Feuerholz zusammentragen. Deßhalb ward kein Kraal gebaut. Die Pferde wurden an den Wagen herum angebunden, die Ochsen, Kühe, Schafe und Ziegen ließ man laufen, wohin sie wollten. Da keine Weide in der Nähe war, welche sie hätte verlocken können, so hoffte man, daß sie nach der langen ermüdenden Tagereise sich nicht weit von dem Lagerfeuer entfernen würden, welches man die ganze Nacht brennen ließ.

ACHTES KAPITEL. DAS SCHICKSAL DER HEERDE.

Aber dennoch verlief sie sich. Als der Tag anbrach und die Reisenden sich nach ihren Thieren sahen, war kein einziger Ochse und keine einzige Kuh mehr zu sehen. Eine jedoch war noch da, aber bloß eine – die Milchkuh. Totty hatte sie, nachdem sie sie am Abend vorher gemolken, an einen Busch angebunden gelassen, wo sie auch jetzt noch stand. Alle übrigen waren fort und die Schafe und Ziegen ebenfalls.

Wo aber waren sie hin?

Der Boer und seine Söhne stiegen zu Pferde und begannen ihre Nachforschungen. Die Schafe und Ziegen fand man in kurzer Entfernung in dem Gebüsch, die andern Thiere dagegen waren rund und rein weg.

Man verfolgte ihre Spur ein paar Meilen weit. Sie führte auf den Weg zurück, den sie gekommen und es ließ sich nicht bezweifeln, daß sie nach dem Kraal zurückgekehrt waren. Sie einzuholen, ehe sie wieder bis dahin gelangten, wäre sehr schwierig, vielleicht geradezu unmöglich gewesen. Die Spuren verriethen, daß sie zu einer sehr frühen Stunde oder Nacht fortgegangen waren und sich sehr rasch entfernt hatten, so daß sie mittlerweile höchst wahrscheinlich in ihrer alten Heimath bereit wieder angelangt waren.

Dies war eine schlimme Entdeckung. Den entflohenen Kindern auf den dürstenden und hungrigen Pferden

nachzureiten, wäre ein vergebliches Unternehmen gewesen, und dennoch, wie sollte ohne Zugochsen der Wagen weiter bis an die Quelle befördert werden?

Die Schwierigkeit war keine kleine, nach kurzer Beratung aber schlug der überlegende Hans einen Ausweg vor.

»Können wir nicht die Pferde an den Wagen spannen?« fragte er. »Unsere fünf Pferde können ihn doch ganz gewiß bis an die Quelle ziehen.«

»Was! Und die Rinder sollen wir zurücklassen?« sagte Hendrik. »Wenn wir ihnen nicht nacheilen, so gehen sie Alle zu Grunde, und dann –«

»Wir können sie ja später holen,« entgegnete Hans. »Ist es nicht viel besser, wenn wir erst die Quelle zu erreichen suchen und dann, nachdem wir die Pferde ein wenig ausruhen gelassen, zurückkehren, um die Ochsen zu holen? Jetzt haben sie wahrscheinlich den Kraal schon wieder erreicht. Jedenfalls haben sie dort wenigstens Wasser, und dieses wird sie am Leben erhalten, bis wir hinkommen.«

Das von Hans vorgeschlagene Verfahren schien ganz gut ausführbar zu sein. Auf alle Fälle war es der beste Plan, den sie verfolgen konnten, und sie begannen daher sofort ihn in Ausführung zu bringen. Die Pferde wurden, so gut als es sich thun ließ, an den Wagen gespannt. Zum Glück hatte man einiges Pferdegeschirr mit in den Wagen geworfen, dieses ward jetzt hervorgeholt und so gut als möglich passend gemacht.

Zwei Pferde wurden an den Deichselbaum gespannt, zwei andere an den auf angemessene Weise verkürzten Lederstrang, und das fünfte Pferd erhielt seinen Platz ganz vorn als Führer. Als Alles fertig war, stieg Swartboy wieder auf den Vorderkasten, raffte seine Zügel zusammen und setzte sein Gespann in Bewegung. Zur Freude Aller rollte der große beladene Wagen so leicht dahin, als ob ein volles Gespann daran gezogen hätte.

Van Bloom, Hendrik und Hans stimmten einen er-muthigenden Freudenruf an, als der Wagen an ihnen vor-überrollte, setzten die Milchkuh und die Schaf- und Ziegenherde in Bewegung und eilten dem Wagen nach. Der kleine Jan und Trudchen saßen noch in dem Wagen, die Andern aber reis'ten jetzt zu Fuße, theils, weil sie die Herde zu treiben hatten, theils, weil sie den Wagen nicht noch schwerer für die Pferde machen wollten.

Sie litten Alle sehr vom Durste, würden aber noch weit mehr gelitten haben, wenn sie nicht jenes unschätzbare Thier gehabt hätten, welches hinter dem Wagen hertrabte – die Milchkuh. Sie hatte sowohl am Abend vorher als auch diesen Morgen mehrere Kannen Milch gegeben. Und diese zu so gelegener Zeit gespendete Gabe hatte den Reisenden eine bedeutende Stärkung gewährt.

Die Pferde hielten sich bewunderswürdig. Trotzdem, daß ihr Geschirr nicht bloß unvollständig war, sondern auch schlecht paßte, zogen sie doch den Wagen entlang,

als ob kein Riemen und keine Schnalle fehlte. Sie schienen zu wissen, daß ihr guter Herr sich in einer schwierigen Lage befand, und waren entschlossen, ihn herauszuziehen. Vielleicht witterten sie auch das ihrer harrende Quellwasser. Auf alle Fälle zogen sie, ehe sie noch viele Stunden in dem Geschirr zugebracht, den Wagen durch ein schönes kleines, mit grünem, wiesenähnlichem Rasen bedecktes Thal, und ehe noch weitere fünf Minuten vergangen waren, standen sie an einer kühlen, krystallhellen Quelle.

Bald hatten Alle tüchtig getrunken und fühlten sich erfrischt und erquickt. Die Pferde wurden ausgeschirrt, um sie eben so wie die andern Thiere weiden zu lassen. Dicht neben der Quelle ward ein Feuer angezündet und eine Schöpskeule gebraten, welche den Reisenden zum Mittagmahl diente, und dann wartete man, bis die Pferde sich satt gefressen haben würden.

Der auf einer der Wagenkisten sitzende Boer rauchte seine große Pfeife. Er hätte gewissermaßen zufrieden sein können, wenn ihn nicht ein einziger Umstand beunruhigt hätte – die Abwesenheit seines Viehes.

Er war nun hier in einem schönen Weidelande angelangt – einer Art Oase in den wilden, kahlen Ebenen. Es gab hier Holz, Wasser und Gras, – Alles, was das Herz eines Veeboer wünschen konnte. Dieser fruchtbare Strich schien gerade nicht sehr groß zu sein, aber doch groß genug, um viele hundert Stück Vieh zu ernähren.

Van Bloom würde ihn sich nicht besser gewünscht haben, und wäre es ihm gelungen, seine Ochsen und Kühe

mit hierher zu bringen, so hätte er sich in diesem Augenblicke ziemlich glücklich gefühlt.

Aber was half ihm der schöne Weideplatz ohne sie? Sie waren sein Reichthum – wenigstens hatte er gehofft, daß mit der Zeit ihre Vermehrung sein Reichthum werden würde. Sie waren Alle von ganz vortrefflicher Race und mit Ausnahme seiner zwölf Zugochsen und einiger langhörniger Bechuana-Stiere lauter schöne junge Kühe, von denen sich erwarten ließ, daß sie bald eine zahlreiche Heerde hervorbringen würden.

Natürlich machte die Besorgniß des Boers um diese Thiere es ihm unmöglich, einen Augenblick Ruhe zu genießen, und er dachte an weiter Nichts, als sich wieder auf den Rückweg zu machen und sie zu suchen. Er hatte bloß seine Pfeife zur Hand genommen, um die Zeit hinzubringen, während die Pferde sich an dem schönen saftigen Grase sättigten. Sobald sie sich wieder ein wenig gekräftigt hätten, beabsichtigte er die drei stärksten von ihnen zu nehmen und mit Hendrik und Swartboy nach dem alten Kraal zurückzureiten.

Sobald daher die Pferde wieder in dienstfähigem Stande waren, wurden sie festgenommen und gesattelt, und van Bloom, Hendrik und Swartboy brachen auf, während Hans als Hüter des Lagers zurückblieb.

Sie ritten ziemlich rasch und hatten sich vorgenommen, die ganze Nacht durch zu reiten und wo möglich den Kraal noch vor Tagesanbruch erreichen. An dem letzten Punkte, wo noch Gras war, sattelten sie ab und

ließen ihre Pferde ausruhen und sich erquicken. Sie hatten einige Schnitten von dem Hammelbraten mitgenommen und diesmal auch nicht vergessen, ihre Kürbisflaschen mit Wasser zu füllen, um nicht wieder vor Durst halb zu verschmachten.

Nachdem sie eine Stunde Halt gemacht, setzten sie ihre Reise fort.

Es war schon völlig Nacht, als sie an der Stelle ankamen, wo die Ochsen sie verlassen hatten; es stand aber oder helle Mond am Himmel, und sie waren daher recht wohl im Stande, die Räderspuren zurück zu verfolgen, die im Mondscheine deutlich sichtbar waren.

Dann und wann forderte der Boer den treuen Swartboy auf, die Spur zu untersuchen und nachzusehen, ob die Rinder richtig auf dem Wege geblieben seien.

Die Beantwortung dieser Frage machte dem Buschmanne keine große Mühe. Er sprang vom Pferde herunter, neigte sich bis auf den Erdboden nieder und antwortete sodann augenblicklich. Die Antwort lautete allemal bejahend und die Thiere waren ganz gewiß nach ihrer früheren Heimath zurückgekehrt.

Van Bloom glaubte deßhalb sicher, sie dort zu finden.

Fand er sie aber auch noch am Leben? Dies war die Frage, die ihn beunruhigte.

Wasser konnten die Thiere allerdins aus der dort sprudelnden Quelle trinken, wo aber sollten sie Futter hernehmen? Auch nicht die mindeste Quantität davon konnten sie dort finden, und mußte daher nicht der Hunger sie mittlerweile schon aufgerieben haben?

Der Tag brach eben an, als sie des alten Kraals wieder ansichtig wurden. Derselbe bot einen sehr seltsamen Anblick dar. Nicht Einer von den Dreien würde ihn wiedererkannt haben. Schon nach dem Ueberfalle durch die Heuschrecken hatte er ein ganz verändertes Ansehen gewonnen, jetzt aber gab es auch noch etwas Anderes, was die Eigenthümlichkeit dieses Anblicks erhöhte. Eine Reihe seltsamer Gegenstände schien oben auf dem Dache und auf den Mauern des Kraals zu sitzen. Was für Gegenstände aber waren dies? Denn daß sie den Gebäuden nicht angehörten, dies war keinem Zweifel unterworfen. Diese Frage that van Bloom gewissermaßen an sich selbst, aber dabei doch so laut, daß seine Begleiter ihn hören konnten.

»Es sind Vögel!« rief Swartboy.

Und allerdings war es auch eine Reihe von Geiern, die sich längs der Mauern zeigte.

Der Anblick dieser schmutzigen Vögel war eine böse Vorbedeutung und erfüllte den Boer mit bangen Befürchtungen. Was machten diese Vögel hier? Ganz gewiß mußte Aas in der Nähe sein.

Man ritt weiter vorwärts. Der Tag war mittlerweile vollständig angebrochen und die Geier begannen munter zu werden und sich zu regen. Sie klatschten mit ihren grauen Flügeln, flogen von den Mauern herab und ließen sich auf verschiedenen Punkten rund um das Haus nieder.

»Ganz gewiß muß Aas da sein,« murmelte van Bloom.

Allerdings war Aas vorhanden, und zwar in Menge. So wie die Reiter näher kamen, stiegen die Geier in die Luft empor und etwa zwanzig zur Hälfte schon aufgefressene Kadaver wurden nun auf dem Boden liegend sichtbar. Die langen gekrümmten Hörner, welche zwischen jedem Kadaver sich zeigten, machten es sehr leicht, zu sagen, welcher Gattung von Thieren sie angehörten. In den zerrissenen und verstümmelten Leichnamen erkannte der arme Boer die Ueberreste seiner verlorenen Heerde.

Nicht ein einziges seiner Rinder war am Leben geblieben. Man sah die Ueberreste von allen, von Kühen sowohl als Ochsen, in der Nähe der Einhegungen und auf der angrenzenden Wiese liegen, jedes, wo es gefallen war.

Aber wie waren die Thiere gefallen? Dies war das Geheimniß.

Verhungert konnten sie so schnell nicht sein. Der Durst konnte ebenfalls nicht die Ursache ihres Todes gewesen sein, denn die Quelle sprudelte gerade da, wo sie lagen. Die Geier hatten sie auch nicht umgebracht. Aber auf welche Weise war dies denn geschehen?

Van Bloom that nicht viele Fragen und hatte auch keinen Grund dazu, denn als er mit seinen Begleitern noch ein Stück weiter ritt, erklärte sich das Geheimniß von selbst. Die Spuren von Löwen, Hyänen und Schakals machten die Sache vollkommen klar. Ein großer Trupp dieser Thiere war im Kraal gewesen. Der durch die Wanderung der Heuschrecken herbeigeführte Mangel an Beute hatte sie ohne Zweifel heißhungriger als gewöhnlich

gemacht, und die Folge davon war, daß sie sich auf van Bloom' Thiere gestürzt hatten.

Wo aber waren sie jetzt? Das Morgenlicht und vielleicht der Anblick des Hauses hatten sie hinweggescheucht. Ihre Spuren aber waren noch ganz frisch. Sie mußten in der Nähe sein und kamen in der nächstfolgenden Nacht sicherlich wieder.

Van Bloom empfand großes Verlangen, sich an den Raubthieren zu rächen, und würde unter den Umständen dageblieben sein, um ihnen Eins auf's Fell zu brennen. Jetzt jedoch wäre dies unklug und zugleich unnütz gewesen. Sie konnten ihren Pferden nicht wohl mehr zumuthen, als noch an demselben Tage wieder in das Lager zurückzukehren, und ohne deßhalb in das alte Haus hineinzugehen, tränkten sie die Pferde, füllten ihre Kürbißflaschen an der Quelle und ritten mit schwerem Herzen wieder von dem Kraal hinweg.

NEUNTES KAPITEL. EIN LIEGENDER LÖWE.

Sie waren noch nicht hundert Schritte weit gekommen als vor ihnen ein Gegenstand erschien, der sie alle Drei bewog, plötzlich und gleichzeitig den Zügel anzuziehen. Dieser Gegenstand war ein Löwe.

Er lag auf der Ebene, gerade auf dem Wege, den sie einzuschlagen beabsichtigten – demselben, auf welchem sie gekommen waren.

Wie war denn zugegangen, daß sie ihn nicht vorher gesehen? Er lag hinter einem niedrigen Gebüsch, aber Dank den Heuschrecken war dieser Busch ohne Laub und

seine dünnen nackten Zweige waren kein Versteck für ein so großes Thier wie ein Löwe. Seine dunkelgelbe Haut schimmerte daher deutlich sichtbar hindurch.

Das Wahre an der Sache ist, daß er wirklich noch nicht hier gewesen war, als die Reiter sich dem Kraal näherten. Er war von den Kadavern hinweggeflohen, als er die Reiter kommen sah, hatte sich um die Mauern herum und auf die Hinterseite geschlichen. Dieses Manöver hatte er in der Absicht ausgeführt, um ein Zusammentreffen mit den Reitern zu vermeiden, denn ein Löwe überlegt eben so wie ein Mensch, wenn auch nicht in demselben Grade.

Als er die Reiter kommen sah, sagte ihm seine Ueberlegungsgabe, daß sie wahrscheinlich nicht auf demselben Wege zurückkehrten. Weit natürlicher war es, daß sie in dieser Richtung weiter vorwärts ritten. Ein Mensch, der mit den Ereignissen, die mit dieser Reise zusammenhängen, unbekannt gewesen wäre, würde ganz auf dieselbe Weise gefolgert haben. Wer Beobachtungsgabe besitzt, wird andere Thiere, wie zum Beispiel Hunde, Rehe, Hasen, ja, sogar Hasen gerade so haben handeln sehen, wie der Löwe bei dieser Gelegenheit handelte.

Nun aber handelt ein Löwe nicht allemal so, obschon er es vielleicht in sechs Fällen fünf Mal so macht. Man hat überhaupt in Bezug auf den Muth dieses Thieres sehr irri-ge Begriffe. Einige Naturforscher, die sich, wie es scheint, durch ein Gefühl des Neides oder Aergers bestimmen lassen, beschuldigen den Löwen geradezu der *Feigheit* und

wollen ihm auch nicht eine einzige der edeln Eigenschaften zugestehen, die ihm von den frühesten Zeiten zugeschrieben worden sind. Andere dagegen behaupten, er kenne keine Furcht, weder vor Menschen noch vor Thieren, und diese Vertheidiger seines Muthes legen ihm auch außerdem noch viele andere Tugenden bei. Beide Theile unterstützen ihre Ansicht nicht durch bloße Behauptungen, sondern durch ausführliche Erzählung bestätigter Thatsachen.

Wie aber geht dies zu? Beide können doch nicht zu gleicher Zeit Recht haben? Und dennoch, so seltsam es auch klingen mag, haben in gewissem Sinne wirklich alle Beide Recht.

Das Wahre an der Sache ist, daß manche Löwen feig, andere dagegen muthig sind.

Die Wahrheit dieses Ausspruchs ließe sich durch eine Menge Thatsachen darthun, für welche wir aber in diesem Buche keinen Raum haben. Indessen glaube ich den Leser durch einen Vergleich überzeugen zu können.

Antworte mir, lieber Leser – kennst Du irgend eine Gattung von Thieren, deren einzelne Individuen hinsichtlich ihres Charakters einander ganz genau gleich sind? Denke nur zum Beispiel einmal an sämtliche Hunde, die Du näher zu kennen Gelegenheit gehabt hast. Sind sie einander gleich oder auch nur immer ähnlich? Sind nicht manche von ihnen großmüthig, treu und tapfer bis in den Tod? Und sind nicht dagegen andere feig, tückisch und furchtsam? So ist es auch mit den Löwen, und Du wirst

nun selbst zugeben, daß meine Behauptung hinsichtlich dieser in Wahrheit beruhen kann.

Es giebt sehr viele Ursachen, welche auf den Muth und die Wildheit des Löwen einwirken können. Sein Alter – der Zustand seines Magens – die Jahreszeit – die Stunde des Tages – vor allen Dingen aber die Art von Jägern, welche dem Districte, den er bewohnt, angehören, sind die hauptsächlichsten dieser Ursachen.

Diese letzte Thatsache erscheint gewiß ganz natürlich für Die, welche an die *Intelligenz* der Thiere glauben, wie ich. Es ist ganz natürlich, daß der Löwe, eben so wie andere Thiere, sehr bald den Charakter seines Feindes kennen lernt und ihn fürchtet oder nicht, je nachdem der Fall sein mag. Ist dies nicht auch bei dem Menschen eine alte Geschichte? In einem meiner früheren Werke habe ich schon Einiges über diesen Punkt bei der Gelegenheit geäußert, wo ich von den Krokodilen Amerika's sprach. Ich bemerkte dort, daß der Alligator des Mississippi in neueren Zeiten den Menschen nur selten angreift, daß es aber nicht immer so gewesen ist. Die Kugelbüchse des Alligatorfellsjägers hat die Wildheit dieses Thieres gedämpft, während ganz dieselbe Gattung in Südamerika alljährlich die Indianer zu Schocken auffrißt und das afrikanische Krokodil in einigen Gegenden mehr gefürchtet wird, als der Löwe.

Man behauptet, die Löwen des Caps seien in manchen Districten feiger als in anderen, und es ist vollkommen

gegründet, daß sie am wenigsten muthig in den Districten sind, wo sie von dem kühnen Boer mit seinem langen, lautknallenden Feuerrohre verfolgt werden.

Jenseits der Grenze, wo sie keinen Feind haben als den zerbrechlichen Pfeil des Buschmanns, der gar nicht einmal wünscht, sie zu erlegen, und den dünnen »Asegai« des Bechuana, hat der Löwe wenig oder gar keine Furcht vor dem Menschen.

Ob der, welcher sich jetzt unseren Reitern zeigte, von Natur ein muthiger war, ließ sich noch nicht sagen. Er hatte eine ungeheure schwarze Mähne, und Löwen mit einer solchen gelten allgemein für die wildesten und gefährlichsten. Die Löwen mit gelber Mähne – denn in der Farbe der Caplöwen herrscht eine bedeutende Verschiedenheit – werden als weniger muthig betrachtet, doch lassen sich gegen die Wahrheit dieser Meinung bedeutende Zweifel geltend machen. Die jungen schwarzmähnigen Löwen können sehr leicht fälschlich für die ächte gelbe Varietät gehalten und dem herrschenden Vorurtheile gemäß nicht richtig beurtheilt werden, denn die wirkliche Farbe der Mähne findet sich erst ein, nachdem der Löwe schon viele Jahre alt ist.

Van Bloom überlegte natürlich nicht lange, ob der Löwe mit schwarzer Mähne, den er hier vor sich sah, ein wilder und muthiger sei oder nicht. Es war klar, daß das Thier jetzt keinen großen Hunger mehr hatte. Eben so klar war, daß es nicht mit dem Gedanken an einen Angriff umging, und hätte es den Reitern beliebt, einen Umweg zu machen und friedlich weiter zu reiten, so hätten

sie ihre Reise fortsetzen können, ohne den Löwen jemals wieder zu sehen oder von ihm zu hören.

Diese Absicht aber hatte der wackere Boer durchaus nicht. Er hatte seine Ochsen und Kühe eingebüßt. *Dieser* Löwe da hatte wenigstens Einige davon zu Boden gerissen. Das holländische Blut gerieth in Wallung, und wenn der Löwe der stärkste, grimmigste seines ganzen Stammes gewesen wäre, so hätte er nicht ungestört hinter diesem Gebüsch liegen bleiben dürfen.

Van Bloom befahl demgemäß seinen Begleitern, zu bleiben wo sie waren und ritt allein näher, bis er noch ungefähr fünfzig Schritte von der Stelle entfernt war, wo der Löwe lag. Hier machte er Halt, stieg kaltblütig ab, warf den Zügel über den Arm, steckte seinen Ladestock in den Boden und kniete dahinter nieder.

Der Leser wird glauben, es wäre für den Boer sicherer gewesen, auf seinem Pferde sitzen zu bleiben, weil der Löwe ein Pferd nicht einholen kann. Dies ist sehr richtig, aber der Löwe wäre dann auch sicherer gewesen. Es ist nicht leicht, vom Pferde herab schulgerecht zu schießen; wenn aber das Ziel vollends ein grimmiger Löwe ist, dann müßte es ein sehr gut dressirtes Roß sein, welches fest genug stünde, um richtiges Zielen möglich zu machen. Ein Schuß vom Sattel aus ist unter solchen Umständen ein Schuß auf's Gerathewohl, und der Boer war nicht gemeint, sich mit einem solchen zu begnügen. Seine Büchse auf den Ladestock legend, zielte er daher lange und bedächtig durch das elfenbeinerne Visir hindurch.

Während dieser ganzen Zeit hatte der Löwe sich nicht gerührt. Der Busch befand sich zwischen ihm und dem Jäger, aber er konnte schwerlich glauben, daß er hinreichen würde, ihn zu verbergen. Nichts weniger als dies. Seine gelben Flanken waren durch die dornigen Zweige hindurch deutlich sichtbar und man sah seinen Kopf mit der Schnauze und dem mit dem Blute der Rinder rothgefärbten Barte.

Nein – der Löwe glaubte nicht, daß er gedeckt sei. Ein dumpfes Grunzen und ein paarmaliges Hin- und Herschlagen des Schweifes bewies das Gegentheil. Er blieb jedoch still liegen, wie die Löwen gewöhnlich thun, bis ihr Feind ihnen noch näher kommt. Der Jäger war, wie schon bemerkt, volle fünfzig Schritte von ihm entfernt.

Mit Ausnahme der Bewegung des Schwanzes machte er keine andere, bis van Bloom abdrückte, und dann sprang er mit lautem Gekreisch mehrere Fuß hoch in die Luft empor. Der Jäger hatte gefürchtet, daß die Kugel an den Zweigen abprallen könnte, aber es war klar, daß sie getroffen hatte, denn er sah die Haut von der Seite des Löwen an der Stelle des Löwen hinwegfliegen, wo die Kugel eingedrungen war.

Es war nur eine Wunde, und zwar keine tödtliche, wie sich bald zeigte.

Mit gewaltigen Sätzen kam das gereizte Thier heran, sich die Flanken mit dem Schweife peitschend seine furchtbaren Zähne zeigend. Seine sich emporsträubende Mähne schien plötzlich noch ein Mal so groß geworden zu sein, und er sah aus, als hätte er die Größe eines

Stieres. Binnen wenigen Secunden hatte er die Entfernung zurückgelegt, die ihn von dem Jäger trennte, dieser aber war schon weit fort. In dem Augenblicke, wo er Feuer gegeben, sprang er auf sein wohldressirtes Pferd und sprengte fort zu seinen Begleitern.

Alle Drei waren einige Augenblicke beisammen. Hendrik hielt seine Büchse gespannt und bereit, während Swartboy nach Bogen und Pfeil griff. Der Löwe aber war da, ehe Einer von Beiden schießen konnte, und sie sahen sich genöthigt, ihren Pferden die Sporen zu geben und recht und links zu galoppiren.

Swartboy war auf die eine Seite geritten, während van Bloom und Hendrik die entgegengesetzte Richtung einschlugen und der Löwe befand sich nun zwischen den beiden Parteien, welch beide in einiger Entfernung Halt machten.

Der Löwe blieb ebenfalls stehen und sah erst nach der einen und dann nach der andern Seite hin, als ob er nicht wüßte, nach welcher er sich zuerst wenden sollte.

Der Anblick des Thieres war in diesem Augenblicke über alle Beschreibung entsetzlich. Sein Grimm hatte den furchtbarsten Grad erreicht. Seine Mähne stand aufrecht – sein Schweif peitschte noch fortwährend die Flanken – sein weitgeöffneter Rachen ließ die gierigen Zähne sehen, deren weiße Spitzen gegen das rothe Blut abstachen, welches ihm an der Schnauze klebte, während sein wüthendes Gebrüll das Grauen, welches sein Anblick erweckte, noch erhöhte.

Aber Keiner von den Dreien verlor deßwegen die Fassung. Hendrik legte kaltblütig seine Büchse an, zielte und gab Feuer, während Swartboy gleichzeitig einen Pfeil zischend durch die Luft sendete.

Beide hatten richtig gezielt, sowohl Kugel als Pfeil trafen und der Schaft des letzteren ragte aus dem Schenkel des Löwen heraus. Das grimmige Thier, welches bis zu diesem Augenblicke den entschossensten Muth an, den Tag gelegt, schien jetzt von plötzlicher Furcht gepackt zu werden. Entweder der Pfeil oder eine der Kugeln mußte ihm die Lust zum weiteren Kampfe benommen haben, denn indem er den Schweif schlaff niederhängen ließ, drehte er sich um, trabte langsam hinweg und eilte dann zu der Thür des Kraals hinein.

ZEHNTES KAPITEL. DER LÖWE IN DER FALLE.

Es lag etwas Sonderbares darin, daß ein Löwe an einem so ungewöhnlichen Orte Schutz suchte, aber er bewies eben dadurch seine Klugheit. Es war in bequemer Entfernung kein anderer Schlupfwinkel zu finden, und ein Gebüsch zu erreichen, welche nach dem Durchzuge der Heuschrecken ein Versteck gewährt hätte, würde sehr schwierig gewesen sein. Die berittenen Jäger hätten ihn leicht einholen können, wenn er versucht hätte, zu entinnen. Er wußte, daß das Haus unbewohnt war. Er war die ganze Nacht um dasselbe herumgeschlichen – vielleicht auch schon darin gewesen, und wußte daher, was für ein Platz es war.

Der Instinkt des Thieres war ganz richtig. Die Mauern des Hauses schützten ihn vor den Kugeln seiner Feinde, so lange sie sich ihm fern hielten, und kamen sie näher, so war dies sein Vortheil und ihre Gefahr.

Als der Löwe in den Kraal eindrang, ereignete sich ein seltsamer Vorfall. An der einen Ende des Hauses befand sich ein großes Fenster. Natürlich war nicht verglas't und war es nie gewesen. Ein Glasfenster ist in jenen Gegenden eine Seltenheit. Es ward mit einem starken hölzernen Laden verschlossen. Dieser hing noch in seinen Angeln, bei dem schnellen Fortziehen aber war das Fenster offen stehen geblieben. Die Thür hatte ebenfalls angelehnt gestanden. So wie der Löwe zu der letzteren hineinsprang, kamen eine Reihe kleiner, wolfsähnlicher Thiere durch das erstere heraus und rannten, so schnell sie konnten, querfeldein. Es waren Schakals.

Wie sich später zeigte, war einer der Ochsen entweder von Löwen oder von Hyänen in das Haus hineingetrieben und hier zerrissen worden. Die größeren Fleischfresser hatten sich nicht lange mit seinem Kadaver beschäftigt und die schlaun Schakals ruhig an ihm gefrühstückt, als sie auf so plötzliche Weise gestört wurden. Der Eintritt ihres Königs in so grimmiger Laune zur Thür herein bewog die Fuchswölfe, sich schleunigst durch das Fenster zu flüchten, und das Erscheinen der Reiter draußen hatte diese feigen Thiere noch mehr erschreckt, so daß sie mit der größten Schnelligkeit aus dem Kraal davoneilten, bis sie nicht mehr zu sehen waren. Die drei Jäger

konnten sich des Lachens nicht enthalten, bis sie plötzlich durch ein anderes Ereigniß in Anspruch genommen wurden, das fast in demselben Augenblicke stattfand.

Van Bloom hatte seine beiden schönen Hunde mitgebracht, damit sie ihm die Rinder mit nach dem Lager treiben helfen sollten.

Während des kurzen Haltes, den die Reiter an der Quelle gemacht, hatten die Hunde an einem schon halb verzehrten Kadaver hinter den Mauern geschmaus't und waren, da sie sehr viel Hunger hatten, dabei geblieben, selbst als die Reiter sich wieder auf den Rückweg machten. Keiner der beiden Hunde hatte den Löwen gesehen, bis zu dem Augenblicke, wo das wilde Thier hervorbrach und nach dem Kraal rannte. Die Schüsse, das Brüllen des Löwen und das laute Flügellatschen der Geier, welche erschrocken davonflogen, verriethen den Hunden, daß Etwas vorgehe, wobei sie eigentlich zugegen sein sollten, und ihr angenehmes Mahl verlassend, kamen sie Beide über die Mauern gesprungen.

Sie erreichten den offenen Raum gerade, als der Löwe zur Thür hineinsprang, und ohne zu zögern, stürzten die beiden muthigen Thiere ihm nach und folgten ihm in das Haus hinein.

Einige Augenblicke lang hörte man ein verworrenes Getöse – das Bellen und Balgen der Hunde, – das Gurren und Brüllen des Löwen. Dann folgte ein dumpfer Ton, als ob ein schwerer Gegenstand an die Mauer geschmettert würde. Dann vernahm man ein klägliches Geheul – ein zweites, ein drittes – dann ein Geräusch, als ob

Knochen zerbrochen würden – das Schnurren des großen Thieres mit seinem lauten, rauhen Basse, und dann ein tiefes Schweigen. Der Kampf war vorüber. Dies ging daraus hervor, daß die Hunde Nichts mehr von sich hören ließen. Höchst wahrscheinlich waren sie getödtet.

Die Jäger machten Halt und bewachten die Thür mit der größten Spannung und Unruhe. Das Gelächter war auf ihren Lippen erstorben, während sie diesen gräßlichen Klängen, den Zeichen des furchtbaren Kampfes, lauschten. Sie riefen ihre Hunde beim Namen. Sie hofften, sie, wenn auch verwundet, herauskommen zu sehen. Aber sie kamen nicht heraus – sie kamen nie wieder heraus – sie waren todt.

Ein langandauerndes Schweigen folgte auf das Getöse des Kampfes. Van Bloom konnte nicht länger daran zweifeln, daß seine so werth gehaltenen und einzigen Hunde getödtet waren.

Durch dieses neue Mißgeschick noch mehr aufgereggt, setzte er fast die Klugheit aus den Augen. Er stand schon in Begriff, sich der Thür zu nähern, um so nahe als möglich auf den verhaßten Feind zu feuern, als Swartboy plötzlich Etwas einfiel und er ausrief:

»Baas, Baas! Wir wollen ihn einschließen! Wir wollen den Schuft einsperren!«

Es lag etwas sehr Kluges und Plausibles in diesem Vorschlage. Van Bloom sah es ein, und von seiner ersten Absicht zurücktretend, beschloß er, auf Swartboy's Idee einzugehen.

Aber wie sollte diese ausgeführt werden? Die Thür hing noch an den Angeln, eben so wie der Fensterladen. Konnten sie diese erfassen und zuschlagen, so hatten sie den Löwen allerdings sicher und konnten ihm mit Muße den Garaus machen.

Aber wie sollte man ohne Gefahr Thür oder Fenster schließen? Das war die Schwierigkeit, die sich jetzt zeigte.

Näherten sie sich der Thür oder dem Fenster, so ließ sich erwarten, daß der Löwe sie von innen sehen würde, und ganz gewiß hätte er sich in seiner Wuth sofort auf sie gestürzt. Auch wenn sie sich zu Pferde näherten, um ihre Absicht auszuführen, waren sie nicht viel sicherer. Die Pferde würden nicht ruhig gestanden haben, während die Reiter die Hände ausgestreckt hätten, um die Klinke oder den Griff zu fassen. Sämmtliche drei Thiere tanzten und bäumten schon vor wilder Erregung. Sie wußten, daß der Löwe im Hause war. Ein gelegentliches Grunzen verkündete seine Gegenwart – es ließ sich nicht erwarten, daß sie sich der Thür oder dem Fenster mit hinreichender Kaltblütigkeit nähern würden, und ihr Stampfen und Schnauben würde weiter Nichts genützt haben, als daß sie das wüthende Thier sich auf den Hals gelockt hätten.

Es war sonach klar, daß das Schließen der Thür oder des Fensters eine sehr gefährliche Operation sein würde. So lange die Reiter im Freien und in einiger Entfernung von dem Löwen waren, hatten sie keinen Grund, Etwas zu fürchten. Näherten sie sich jedoch und geriethen sie

in die Mauern hinein, so war höchst wahrscheinlich, daß Einer von ihnen dem blutdürstigen Thiere zum Opfer fallen würde.

So gering auch der Maßstab sein mag, den man an die Intelligenz eines Buschmanns zu legen hat, so giebt es doch eine ihm eigenthümliche Gattung, in welcher er wirklich zu excelliren scheint. In Allem, was Arglist betrifft, ist seine Intelligenz, oder man könnte es fast seinen Instinkt nennen, dem höher entwickelten Geiste des Kaukasiers vollkommen gewachsen. Es hat dies ohne Zweifel seinen Grund in der öfteren Ausübung dieser besonderen Fähigkeiten, von deren erfolgreicher Anwendung sehr oft sein Leben abhängig ist. In dem großen, unförmlichen Kopfe, den Swartboy auf seinen Schultern trug, stak eine nicht unansehnliche Masse Gehirn, und ein Leben voll Mühen und Gefahren, obschon es keinen anderen Zweck hatte, als seinen Magen zu füllen, hatte ihn gelehrt, dieses Gehirn zu üben und zu gebrauchen, und in dem gegenwärtigen Augenblicke leistete es ihm und seinen Begleitern abermals wesentliche Dienste.

»Baas!« sagte er, indem er sich bemühte, die Ungeduld seines Herrn zu zügeln, »wartet ein wenig, Baas. Ueberlaßt es dem alten Buschmanne, die Thür zuzumachen – er wird es besorgen.«

»Aber wie denn?« fragte sein Herr.

»Wartet nur – sollt es gleich sehen.«

Alle Drei waren mit einander so nahe an den Kraal herangeritten, daß sie nicht mehr ganz hundert Schritte

davon entfernt waren. Van Bloom und Hendrik verhielten sich schweigend und warteten, was der Buschmann beginnen würde.

Dieser Letztere zog einen Knäuel Bindfaden aus der Tasche, wickelte ihn sorgfältig auf und knüpfte das eine Ende an einen Pfeil. Dann ritt er bis auf dreißig Schritte an das Haus heran und stieg ab – dem Eingange nicht gerade gegenüber, sondern ein wenig auf der Seite – so daß die Fläche der hölzernen Thür, welche glücklicher Weise nur drei Viertel offen stand, sich gerade vor ihm befand. Den Zügel seines Pferdes über den Arm werfend, spannte er seinen Bogen und schoß den Pfeil in das Holzwerk der Thür. Nicht weit vom Rande, dicht unter der Kinke, blieb er stecken. Sobald als Swartboy den Pfeil abgeschossen hatte, sprang er wieder in den Sattel, um zum schleunigsten Rückzuge bereit zu sein, falls der Löwe einen Ausfall machte. Dabei aber hielt er immer noch den Bindfaden fest, dessen eines Ende an dem Pfeile befestigt war.

Das Anschlagen des Pfeils, als derselbe in die Thür einfuhr, hatte die Aufmerksamkeit des Löwen erweckt. Natürlich sah ihn keiner der Reiter, sein zorniges Grollen aber verrieth ihnen, daß dem so war. Er zeigte sich indessen nicht und verstummte wieder.

Nun zog Swartboy die Schnur an – anfangs vorsichtig, um sich vom Festhalten zu überzeugen, dann that er einen stärkeren Ruck damit und warf die Thür zu. Die Klinke schnappte ein und die Thür blieb zu, selbst nachdem die Schnur nicht mehr angespannt war.

Um die Thür wieder zu öffnen, hätte der Löwe so viel Verstand haben müssen, daß er die Klinke gehoben hätte, oder es wäre ihm Nichts übrig geblieben, als durch die dicken, starken Planken hindurchzubrechen, und davon stand weder das Eine noch das Andere zu befürchten.

Nun aber war noch das Fenster offen, und durch dieses hätte der Löwe mit leichter Mühe herausspringen können. Swartboy faßte natürlich den Entschluß, es auf dieselbe Weise zu schließen wie die Thür.

Dabei aber stellte sich eine eigenthümliche Gefahr heraus. Er hatte nur ein einziges Stück Schnur. Dieses war noch an dem Pfeile befestigt, der noch fest in der Thür stak; wie sollte er es losmachen und wieder in den Besitz des Fadens gelangen?

Es schien kein anderer Ausweg vorhanden zu sein, als sich der Thür zu nähern und die Schnur von dem Pfeile abzuschneiden. Hierin aber lag eben die Gefahr; denn gewahrte ihn der Löwe und stürzte zu dem Fenster heraus, so war der Buschmann verloren.

Wie die meisten Individuen seines Volksstammes, war Swartboy mehr listig als tapfer, obschon er weit entfernt war, ein Feigling zu sein. Dennoch aber empfand er in diesem Augenblicke keine Lust, sich der Thür des Kraals zu nähern.

Das zornige Grollen, welches sich von innen hören ließ, würde selbst ein tapfereres Herz als Swartboy's vor Furcht haben erbeben lassen.

In dieser Verlegenheit kam Hendrik ihm zu Hilfe. Hendrik hatte sich ein Mittel ausgesonnen, in den Besitz der Schnur zu gelangen, ohne sich der Thür zu nähern.

Nachdem er Swartboy zugerufen, auf seiner Hut zu sein, ritt er bis auf dreißig Schritte auf den Eingang zu – aber auf der Seite, die der, auf welcher Swartboy sich befand, entgegengesetzt war, und machte dann Halt. An dieser Stelle stand ein Pfahl mit mehreren Gabeln, welcher zum Anbinden der Pferde gedient hatte.

Hendrik stieg ab, legte den Zügel seines Pferdes über eine dieser Gabeln, seine Kugelbüchse auf eine zweite, zielte nach dem Schaft des Pfeiles und gab Feuer. Die Büchse knallte, der zerschossene Stecken flog aus der Thür heraus und die Schnur war los.

Alle machten sich fertig, in's Weite hinaus zu galoppieren, der Löwe aber blieb, obschon er furchtbar brüllte, als er den Schuß hörte, in seinem Versteck.

Nun zog Swartboy die Schnur an sich, befestigte sie an einen frischen Pfeil und ritt dann ein Stück weiter, um das Fenster richtig vor sich zu haben. Binnen wenigen Minuten pfiff der Pfeil durch die Luft und fuhr tief in das weiche Holz hinein, und dann drehte sich der Laden in seinen Angeln herum und ward zugeworfen.

Nun stiegen alle Drei von den Pferden, eilten still und rasch hinzu und befestigten die Thür und Laden mittelst starker Riemen von ungegerbtem Leder. Hurrah! der Löwe war im Käfig.

ELFTES KAPITEL. DER TOD DES LÖWEN.

Ja, das wüthende Thier war nun richtig in der Falle. Die drei Jäger athmeten frei auf.

Wie aber sollte die Sache enden? Sowohl die Thür als auch der Fensterladen schlossen dicht und fest, und obschon es möglich war, durch die Ritzen zu sehen, so konnte man doch Nichts erspähen, da es in Folge des Schließens der Thür und des Ladens im Innern vollständig finster war.

Aber wenn man auch den Löwen hätte sehen können, so war doch kein Loch vorhanden, durch welches man die Mündung eines Gewehres hätte hineinstecken und auf ihn feuern können. Er war gerade eben so sicher als seine Feinde, und so lange die Thür geschlossen blieb, konnten sie ihm nicht mehr thun als er ihnen.

Sie konnten ihn eingesperrt lassen und dem Hungertode preisgeben.

Eine Weile hatte er allerdings noch an dem zu zehren, was die Schakals übrig gelassen, so wie an den Kadavern der beiden Hunde. Dies konnte ihn jedoch nicht lange erhalten und am Ende hätte er elend umkommen müssen. Reiflich erwogen, schien dies jedoch dem Boer und seinen Begleitern nicht ganz ausgemacht zu sein. Wenn der Löwe merkte, daß er in allem Ernste eingesperrt war, so machte er vielleicht einen Angriff auf die Thür und bahnte sich mit seinen scharfen Klauen und Zähnen einen Ausweg.

Der erbitterte Boer aber beabsichtigte nicht im Mindesten, dem Löwen eine solche Gelegenheit übrig zu lassen. Er war entschlossen, das Thier zu tödten, ehe er vom Platze ginge, und begann zu überlegen, wie dies auf die schleunigste und wirksamste Weise in's Werk gesetzt werden könnte.

Anfangs dachte er mit seinem Messer ein Loch in die Thür zu schneiden, welches groß genug wäre, um hindurch sehen zu können, und den Lauf der Büchse hindurch zu stecken. Gelänge es ihm nicht, durch dieses eine Loch das Thier zu Gesicht bekommen, so wollte er ein zweites in den Fensterladen machen. Da beide sich auf an einander stoßenden Seiten des Hauses befanden, so mußte er dadurch einen Ueberblick über das ganze Innere erhalten, denn die frühere Wohnung des Boer bestand aus einem einzigen Gemache. Während seines Aufenthaltes hier war mittelst einer Scheidewand von Zebrafellen der Raum in zwei Gemächer getheilt gewesen. Diese Scheidewand aber war jetzt entfernt, und es war nun wieder nur ein Einziges Gemach vorhanden.

Anfangs konnte van Bloom sich auf kein anderes Mittel besinnen, um seinem Feinde Etwas anzuhaben, und dennoch gefiel ihm dieses eine nicht so recht. Es war allerdings ein ziemlich sicheres, und konnte, wenn es ausgeführt wurde, nur den Tod des Löwen zur Folge haben. Ein Loch sowohl in Thür als in Fensterladen mußte sie in den Stand setzen, so viele Kugeln, als ihnen beliebte, auf das Thier abzufeuern, während sie gegen einen Angriff von ihm vollkommen sichergestellt waren. Die *Zeit* aber,

welche nöthig war, um diese Löcher zu schneiden – dies war es, weshalb der Plan dem Boer nicht gefiel. Er und seine Begleiter hatten keine Zeit zu verlieren; ihre Pferde waren kraftlos vor Hunger und sie hatten noch eine lange Reise vor sich, ehe ein Bissen Futter erlangt werden konnte. Nein, – es war nicht so viel Zeit übrig, als zum Einschneiden der Löcher nöthig war, und man mußte daher auf eine schleunigere Angriffsmethode sinnen.

»Vater,« sagte Hendrik, »wie wäre es, wenn wir das Haus in Brand steckten?«

Gut. Der Vorschlag war gar nicht übel. Van Bloom richtete seine Blicke auf das Dach hinauf. Es war ein schräg ablaufendes Bauwerk mit langen Traufen. Es bestand aus schweren Balken trockenen Holzes mit Latten und Quersparren und war mit einer einen Fuß hohen Binsenschicht gedeckt. Es mußte eine furchtbare Flamme geben, und wahrscheinlich erstickte der Rauch den Löwen, ehe noch das Feuer ihn wirklich erreichen konnte.

Hendrik's Vorschlag ward deßhalb angenommen und Anstalt getroffen, das Haus in Brand zu stecken.

Es war noch eine große Quantität Feuerholz da, welches die Heuschrecken nicht verzehrt hatten. Dieses setzte sie in den Stand, ihre Absicht auszuführen, und alle Drei begannen sofort das herbeizuschleppen und vor der Thür aufzuthürmen.

Man hätte meinen sollen, der Löwe habe ihre Absicht errathen, denn obschon er sich eine lange Weile vollkommen ruhig verhalten, begann er doch jetzt von Neuem zu brüllen. Vielleicht hatte das Geräusch der außen an die

Thür anschlagenden Holzscheite ihn herbeigelockt und er hatte nun gesehen, daß die Thüre zu und er eingesperrt war. Der Ort, den er zum Schutze aufgesucht, war in eine *Falle* verwandelt worden, und lag ihm natürlich alles Mögliche daran, herauszukommen.

Dies verrieth sich durch die Demonstrationen, die er zu machen begann. Man hörte ihn hin und her rennen – von der Thür nach dem Fenster, und an beide mit seinen ungeheuren Tatzen anschlagen, so daß sie in ihren Angeln erzitterten, während er ein ununterbrochenes höllisches Gebrüll hören ließ.

Obschon nicht ohne einige Befürchtungen, setzten die Drei doch ihre Arbeit fort. Sie hatten ihre Pferde zur Hand und hielten sich bereit, sofort aufzusitzen, im Fall der Löwe sich den Weg durch das Feuer bahnte. Ueberhaupt hatten sie die Absicht, sich, sobald das Feuer ordentlich brannte, in den Sattel zu werfen und den Brand des Hauses aus sicherer Entfernung zu beobachten.

Sie hatten nun alles trockene Holz herbeigeschleppt und vor der Thür aufgehäuft. Swartboy hatte Stahl und Stein aus der Tasche gezogen und stand im Begriff, Feuer anzuschlagen, als man ein lautes Kratzen inwendig hörte, welches ganz verschieden von dem war, welches bis jetzt zu ihren Ohren gedrungen. Es war das Scharren der Löwentatzen an der Mauer, aber es hatte einen seltsamen Ton, so, als ob das Thier sich heftig sträubte, und gleichzeitig schien seine Stimme heiser und gedämpft zu sein und aus weiter Ferne zu kommen.

Was machte denn das Thier?

Der Boer und seine Begleiter standen einen Augenblick lang da und sahen einander fragend an. Das Kratzen oder Scharren dauerte fort – das heisere Grollen oder Grunzen ließ sich ebenfalls in Zwischenräumen vernehmen, endlich aber verstummte es, und dann ließ sich ein Schnauben und gleich darauf ein so lautes und helles Gebrüll hören, daß alle Drei erschrocken zusammenfuhren. Sie konnten nicht glauben, daß die Mauern sich noch zwischen ihnen und ihrem gefährlichen Feinde befänden.

Wieder hallte das entsetzliche Gebrüll. Großer Himmel! Es kam nicht mehr von innen – sondern von oben, über ihnen! War der Löwe auf dem Dache?

Alle prallten einige Schritte zurück und schauten hinauf. Ein Anblick bot sich ihnen dar, der ihnen vor Ueerraschung und Schrecken fast die Sprache raubte.

Oberhalb des Essenkopfes zeigte der Kopf des Löwen, und seine funkelnden gelben Augen und weißen Zähne traten im Gegensatze mit dem schwarzen Ruße, mit dem er bedeckt war, nur um so greller hervor. Er zerrte seinen Leib nach. Eine Tatze hatte er schon auf den Essenrand herausgelegt und mit dieser und seinen Zähnen erweiterte er die Oeffnung, die ihn eingeschlossen hielt.

Es war ein furchtbares Schauspiel – wenigstens für Die, welche unten standen.

Sie waren in der That erschrocken, wie bereits gesagt worden, und würden sich sofort auf ihre Pferde geworfen haben, wenn sie nicht bemerkt hätten, daß das Thier *feststak*. Es war augenscheinlich, daß dies der Fall war, aber eben so augenscheinlich war, daß es ihm binnen wenigen

Minuten gelingen würde, sich aus dem Schornsteine herauszuarbeiten. Seine Zähne und Tatzen waren mit Erfolg thätig und die Steine und der Mörtel flogen nach allen Richtungen umher. Es konnte nicht lange dauern, so war der Essenkopf bis unterhalb der breiten Brust des Thieres zertrümmert, und dann –

Van Bloom überlegte nicht lange, was dann geschehen würde. Er und Hendrik eilten, mit den Büchsen in der Hand, sofort an den Fuß der Mauer. Der Schornstein war nur etwa zwanzig Fuß hoch und das lange Feuerrohr des Boers reichte, als es emporgerichtet ward, beinahe bis auf die Hälfte dieser Distanz hinauf. Hendrik legte seine Büchse ebenfalls an. Beide feuerten zu gleicher Zeit. Die Augen des Löwen schlossen sich plötzlich, sein Kopf zitterte krampfhaft, seine Tatze sank kraftlos über den Essenrand herab, seine Kinnbacken öffneten sich und Blut tröpfelte ihm die Zunge herab. In wenigen Augenblicken war er todt.

Dies war Allen klar. Swartboy jedoch war nicht eher zufriedengestellt, als bis er ungefähr ein halbes Schock seiner Pfeile nach dem Kopfe des Thieres abgeschossen, so daß es bald aussah wie ein Stachelschwein.

Das ungeheure Thier hatte sich so fest eingezwängt, daß es selbst nach dem Tode in seiner eigenthümlichen Situation verharrte.

Unter anderen Umständen würde man den getödteten Löwen um seiner Haut willen hinuntergezerrt haben. Es war jedoch keine Zeit übrig, ihn abzuhäuten, und ohne

weiteren Verzug stiegen van Bloom und seine Begleiter auf ihre Pferde und ritten fort.

ZWÖLFTES KAPITEL. EIN GESPRÄCH ÜBER LÖWEN.

Als die Reiter sich wieder auf dem Rückwege ihrem Lager befanden, unterhielten sie sich mit einander über Löwengeschichten, um die Zeit zu vertreiben. Alle wußten Etwas von diesen Thieren zu erzählen, Swartboy aber, der im Walde gleichsam mitten unter den Löwen geboren und erzogen worden, kannte natürlich die Lebensweise dieser Thiere am besten, besser sogar als der große Naturforscher Buffon.

Die persönliche Erscheinung eines Löwen beschreiben, wäre eine Vergeudung von Worten. Jeder, welcher lesen kann, muß den Löwen von Ansehen kennen, entweder weil er einen lebendigen in einer Menagerie oder wenigstens einen ausgestopften in einem Museum gesehen. Jeder kennt die Gestalt dieses Thieres und seine große zottige Mähne. Jeder weiß überdies, daß das Weibchen ohne dieses Anhängsel und in Größe und Form sich wesentlich von dem Männchen unterscheidet.

Obschon es nicht zwei Species von Löwen giebt, so giebt es doch mehrere sogenannte Varietäten, die sich aber sehr wenig von einander unterscheiden – weit weniger als die Varietäten der meisten andern Thiere.

Es giebt sieben anerkannte Varietäten. Diese sind: der Löwe der Berberei, der Löwe vom Senegal, der indische Löwe, der persische Löwe, der gelbe Caplöwe, der schwarze Caplöwe und der mähnenlose Löwe.

Der Unterschied unter diesen Thieren ist nicht so groß, daß man nicht auf das flüchtige Ansehen hin sie Alle für einer und derselben Gattung angehörig halten sollte. Die persische Varietät ist etwas kleiner als die andern. Der Löwe der Berberei ist dunkelbrauner mit einer schweren Mähne; der Löwe vom Senegal ist von hellglänzender gelber Farbe mit einer dünnen Mähne, während der mähnenlose Löwe, wie schon sein Name andeutet, dieses Schmuckes entbehrt. Das Vorhandensein dieser letzten Gattung wird von einigen Naturforschern; sie soll aber, wie man sagt, in Syrien gefunden werden.

Die beiden Caplöwen unterscheiden sich hauptsächlich durch die Farbe der Mähne. Bei dem einen ist sie schwarz oder dunkelbraun – bei dem andern schmutziggelb, wie der übrige Theil des Körpers. Von allen Löwen sind die südafrikanischen vielleicht die größten und die schwarze Varietät die wildeste und gefährlichste. Die Löwen bewohnen den ganzen afrikanischen Continent und die südlichen Länder Asiens. Auch in gewissen Gegenden Europa's waren heimisch, so sie jedoch jetzt nicht mehr angetroffen werden. In Amerika giebt es keine Löwen. Das in spanisch-amerikanischen Ländern als Löwe bekannte Thier ist der Cougar oder Puma (*felis concolor*), der kaum das Drittel der Größe des Löwen erreicht und dem Könige der Thiere nur darin gleicht, daß er von derselben dunkeln Farbe ist. Der Puma gleicht einem jungen Löwen von etwa sechs Monaten.

Afrika ist vorzugsweise das Land des Löwen. Man findet ihn in der ganzen Ausdehnung dieses Continents,

natürlich mit Ausnahme einiger dichtbewohnten Gegenden, wo er durch den Menschen verscheucht worden ist.

Man hat den Löwen den König des Waldes genannt. Diese Benennung ist jedoch eine nicht recht passende. Er ist eigentlich kein *Waldthier*. Er kann nicht die Bäume erklettern, und würde sich daher im Walde weniger bequem seine Nahrung verschaffen, als auf der offenen Ebene. Der Panther, der Jaguar und der Leopard sind sämmtlich Baumkletterer. Sie können den Vogel bis in sein Nest und den Affen bis zu seinem höchsten Sitze verfolgen. Der Wald ist ihre eigentliche Heimath. Sie sind Waldthiere. Nicht so ist es mit dem Löwen. Die offenen Ebenen, wo die Wiederkäuer umherstreifen, und die niedrigen buschigen Dickichte, welche diese Ebenen einsäumen, sind die Regionen, in welchen der Löwe sich am liebsten aufhält.

Er nährt sich von Fleisch – dem Fleische vieler Arten von Thieren, obschon er, je nach dem Lande, in welchem er gefunden wird, seine besonderen Leckerbissen hat. Er tödtet diese Thiere selbst. Die Geschichte von dem Schakal, von welchem man sagt, er sei sein Lieferant und tödte ihm die Thiere, die er fressen will, ist nicht wahr. Weit öfter verfolgt er die herumschleichenden Schakals mit einer Mahlzeit. Dies ist der Grund, weshalb man sie oft in seiner Gesellschaft sieht, welche sie lieben, um die Brotsamen aufzulesen, die von seinem Tische fallen.

Der Löwe schlachtet also, wie gesagt, seine Beute selbst, obschon er Nichts dagegen hat, wenn ein anderes

Thier dies für ihn thut, so daß er dem Wolfe, dem Schakal oder der Hyäne, ja selbst dem Jäger, wenn es ihm möglich ist, die gemachte Beute ohne weitere Umstände abnimmt.

Der Löwe ist kein sehr schneller Läufer und fast alle wiederkäuenden Thiere thun es ihm in dieser Beziehung zuvor. Aber auf welche Weise fängt er sie denn?

Durch List, durch die Schnelligkeit seines Angriffs und durch die Länge seines gewaltigen Sprunges. Er liegt auf der Lauer oder schleicht sich auch sie heran. Aus seinem Versteck springt er hervor. Sein eigenthümlicher anatomischer Bau setzt ihn in den Stand, eine ungeheure, fast unglaubliche Distanz zu überspringen. Reisende behaupten, ein solcher Sprung betrage zuweilen sechzehn Schritte in der Länge, und wollen selbst Augenzeugen davon gewesen sein und die Distanz sorgfältig gemessen haben.

Gelingt es dem Löwen nicht, seine Beute auf den ersten Sprung zu fassen, so verfolgt er dieselbe nicht weiter, sondern dreht sich herum und trabt in entgegengesetzter Richtung davon.

Zuweilen jedoch verlockt ihn die gewünschte Beute, einen zweiten, ja sogar einen dritten Sprung zu thun. Gelingt es ihm selbst dann nicht, die Beute zu fassen, so verzichtet er ganz gewiß darauf.

Der Löwe lebt nicht in Heerden, obschon man oft deren zehn bis zwölf beisammen sieht. Zuweilen jagen sie in Gesellschaft und treiben einander die Beute zu.

Sie überfallen und tödten alle anderen Gattungen von Thieren, welche das Land um sie herum bewohnen, und selbst das starke Rhinoceros fürchten sie nicht, obschon dieses sie oft besiegt. Junge Elephanten fallen ihnen ebenfalls zuweilen zur Beute. Der wilde Büffel, die Giraffe, das große Elennthier und das sonderbar gestaltete Gnu müssen Alle der gewaltigeren Kraft und dem scharfen Gebisse des Löwen unterliegen.

Dennoch ist er nicht stets Sieger über diese Thiere. Zuweilen wird er durch Eins oder das Andere von ihnen überwunden und wird selbst zum Schlachtopfer. Zuweilen verenden beide Kämpfer auf dem Platze.

Einen Erwerbszweig macht Niemand aus der Löwenjagd. Das, was man von ihm erbeutet, hat keinen Werth. Für die Haut wird nur sehr wenig bezahlt und andere Trophäen von irgendeinem Werthe sind von ihm nicht zu erlangen. Da die Jagd auf ihn von vielen Gefahren begleitet ist und der Jäger, wie schon gesagt worden, ihm, wenn er sonst wünscht, aus dem Wege gehen kann, so würden nur wenig Löwen erlegt werden, wenn sie nicht einer sehr mißliebigen Gewohnheit ergeben wären, nämlich der, den Veeboer seiner Pferde und Rinder zu berauben. Dies natürlich ruft eine neue Leidenschaft wach – die Rache des Landwirths, und aus diesem Grunde wird der Löwe in manchen Gegenden mit großem Eifer und unerbittlicher Ausdauer gejagt.

Wo jedoch keine Viehwirthschaften bestehen, ist auch kein solcher Grund vorhanden und man hat an der Jagd des Thieres nur wenig Interesse. Noch seltsamer ist, daß

die Buschmänner und andere arme Völkerstämme den Löwen gar nicht oder doch nur sehr selten tödten. Sie betrachten ihn überhaupt nicht als einen Feind, sondern als einen Versorger und Lieferanten.

Hednrik, der hiervon gehört hatte, fragte Swartboy, ob es wahr wäre. Der Buschmann antwortete sofort bejahend.

Seine Stammesgenossen, sagte er, pflegten den Löwen zu belauschen oder seiner Spur zu folgen, bis sie ihn entweder selbst oder die Beute erreichten, die er getödtet. Zuweilen wären die Geier ihre Führer. Webb der Tao, wie der Löwe in der Buschmannsprache heißt, noch zur Stelle oder mit seiner Mahlzeit noch nicht fertig sei, pflegten die Nachspürer zu warten, bis er fortgehe, worauf sie sich dann näher schlichen und sich den Ueberrest der Beute aneigneten. Oft sei dies die Hälfte, manchmal auch drei Viertheile irgend eines großen Thieres, dessen Tödtung ihnen viel Mühe verursacht haben würde.

Da die Buschmänner wissen, daß der Löwe sie selten angreift, so fürchten sie sich auch nicht sehr vor ihm. Im Gegentheil freuen sie sich vielmehr, die Löwen in ihrem Districte recht zahlreich zu sehen, weil sie dann mit Jägern versehen sind, die recht wohl dazu taugen, ihnen ihren Bedarf an Fleisch zu liefern.

DREIZEHNTES KAPITEL. DIE REISENDEN WERDEN VON DER NACHT ÜBERRASCHT.

Unsere Reisenden würden so noch weit mehr über Löwen gesprochen gesprochen haben, wenn der Zustand

ihrer Pferde ein besserer gewesen wäre. Dieser aber erfüllte sie mit Unruhe. Mit Ausnahme eines kurzen Grassens von wenigen Stunden hatten die armen Thiere seit dem Erscheinen der Heuschrecken kein Futter gehabt. Pferde, die bloß mit Gras gefüttert werden, sind nicht wohl im Stande, auf der Reise lange auszuhalten. Es ließ sich erwarten, daß die Nacht schon weit vorgerückt sein würde, wenn die Reiter ihr Lager wieder erreichten, ob schon sie so rasch ritten, als die Pferde gehen vermochten.

Es war schon ganz finster, als sie an der Stelle anlangten, wo sie am Abend vorher Halt gemacht. Es war wirklich sehr finster. Weder Mond noch Sterne waren am Himmel zu sehen und dicke schwarze Wolken bedeckten den ganzen Himmel. Es sah aus, als wenn ein heftiger Regen zu erwarten stünde, doch war bis jetzt noch keiner gefallen.

Die Absicht der Reisenden war, an diesem Platze Halt zu machen und ihre Pferde ein wenig grasen zu lassen. In dieser Absicht stiegen Alle ab, konnten aber, trotzdem sie an mehreren Stellen suchten, kein Gras finden.

Dies schien sehr seltsam zu sein, da sie doch am Tage zuvor gerade an dieser Stelle dessen bemerkt hatten. Jetzt dagegen war keins mehr da.

Die Pferde hielten die Nasen auf den Boden nieder, hoben sie aber wieder in die Höhe und schnaubten mit dem unverkennbaren Ausdrücke der getäuschten Erwartung. Sie waren so hungrig, daß sie selbst das kümmerlichste Gras gefressen hätten, wenn welches dagewesen

wäre, denn sie haschten begierig im Vorbeigehen nach den Blättern der Büsche.

Waren die Heuschrecken auch hier gewesen? Nein. Die Mimosenbüsche hatten noch ihr zartes Laubwerk, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn die Heuschrecken den Platz besucht hätten.

Unsere Reisenden waren erstaunt, daß kein Gras vorhanden war. Am Tage zuvor war dessen dagewesen. Waren sie vielleicht auf einen Abweg gerathen?

Die Finsterniß erlaubte ihnen nicht, das Terrain genau in Augenschein zu nehmen, aber dennoch konnte van Bloom sich nicht geirrt haben, denn er war diesen Weg schon vier Mal gereis't. Obschon er die Fläche des Bodens nicht sehen konnte, so erblickte er doch hier und da einen Baum oder einen Busch, den er auf seinen früheren Reisen bemerkt, und diese Kennzeichen machten ihn sicher, daß er noch dem richtigen Wege sei.

Erstaunt über den Mangel an Gras an einer Stelle, wo sie noch kürzlich dergleichen bemerkt hatten, würden sie die Fläche des Bodens gern noch sorgfältiger untersucht haben. Vor allen Dingen aber lag ihnen daran, ihren Weg nach der Quelle weiter fortzusetzen, und sie gaben daher den Gedanken, hier Halt zu machen, endlich ganz auf. Das Wasser in ihren Kürbißflaschen war schon längst ausgetrunken und sie litten eben so wie ihre Pferde wieder großen Durst.

Ueberdies war van Bloom nicht ohne Besorgniß wegen der bei dem Wagen zurückgebliebenen Kinder. Er hatte sie nun seit anderthalb Tagen verlassen, und in dieser

Zeit konnte so Manches sich ereignet, so manche Gefahr sich herausgestellt haben. Er begann sogar, sich Vorwürfe darüber zu machen, daß er sie allein gelassen. Besser wäre es gewesen, sein Vieh umkommen zu lassen. So dachte er jetzt. Eine Ahnung, daß irgend Etwas vorgegangen sein müsse, gewann in seinem Gemüthe immer mehr Raum, und er suchte daher so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Sie ritten schweigend weiter. Erst als Hendrik einen Zweifel in Bezug auf die Richtung des Weges aussprach, begann die Unterredung wieder. Swartboy meinte ebenfalls, daß sie sich nicht mehr auf dem richtigen Wege befänden.

Anfangs versicherte ihnen van Bloom, daß sie noch immer die rechte Richtung hätten. Nachdem sie aber noch eine Strecke weiter geritten waren, gab er selbst zu, daß die Sache ihm zweifelhaft erscheine, und nachdem sie eine fernere halbe Meile zurückgelegt, erklärte er geradezu, daß er die Spur verloren. Er war nicht mehr im Stande, eins der Kennzeichen zu bemerken, nach welchen sie sich seither gerichtet. Das Beste, was unter solchen Umständen geschehen konnte, war, die Pferde sich selbst zu überlassen. Die Thiere litten aber großen Hunger, und hätte man sie selbst überlassen, so würden sie nicht weiter gegangen sein, sondern sich auf die Mimosenbüsche gestürzt haben, um heißhungrig die Blätter derselben zu verzehren.

Die Folge hiervon war, daß die Reiter sie mit Peitsche und Sporn in Gang halten mußten und deßhalb nicht die

Gewißheit hatten, daß die Pferde auch die rechte Richtung verfolgten.

Nachdem man so mehrere Stunden auf's Ungewisse hin weiter geritten war und noch immer weder Wagen noch Lagerfeuer sich zeigte, beschlossen die Reisenden, Halt zu machen. Es konnte Nichts nützen, weiter zu reisen. Sie glaubten nicht mehr weit vom Lager zu sein, konnten aber nicht wissen, ob sie sich, wenn sie weiter ritten, ihm näherten oder davon entfernten, und kamen daher zu dem Schlusse, daß es klüger sein würde, zu bleiben wo sie wären, bis der Tag anbräche.

Sie stiegen daher Alle ab und banden ihre Pferde an die Büsche, um sie bis zum Morgen, der nun nicht mehr fern sein konnte, an den Blättern nagen zu lassen. Dann wickelten sie sich in ihre Karosse und legten sich auf den Boden nieder.

Hendrik und Swartboy schliefen sehr bald ein. Van Bloom würde auch geschlafen haben, denn er sehr müde, aber sein Vaterherz war zu voll von bangen Befürchtungen, als daß die Ruhe sich auf seine Augen hätte niedersinken können, und er war daher wach und wartete auf den Tagesanbruch.

Endlich kam dieser, und bei dem ersten Lichtschimmer überschaute der Boer die Fläche des umliegenden Landes. Sie hatten zufällig auf einer Anhöhe Halt gemacht, welche eine meilenweite Aussicht nach allen Seiten hin gestattete; aber kaum hatte sein Auge die Hälfte dieses Ringes durchlaufen, als sich ihm ein Gegenstand zeigte,

der sein Herz mit Freuden erfüllte. Es war die weiße Platte des Wagens.

Der Freudenruf, den er ausstieß, erweckte die Schläfer, welche sofort aufsprangen, und dann standen alle Drei neben einander und weideten sich an dem willkommenen Anblicke.

Während sie so hinschauten, gab ihre Freude allmählig Gefühlen der Ueberraschung Raum. War es auch wirklich *ihr* Wagen?

Allerdings sah er wie der ihre, aber er eine volle halbe Meile entfernt, und in einer solchen Entfernung sieht ein Wagen so ziemlich wie der andere. Was aber bewog sie, zu bezweifeln, daß dies der ihrige sei? Es war dies *das Aussehen des Platzes, auf welchem sie ihn erblickten*. Ganz gewiß war dies nicht derselbe Platz, auf welchem sie ausgespannt hatten.

Ihren Wagen hatten sie in einem länglichen Thale zwischen zwei sanften Anhöhen stehen lassen, und in einem solchen Thale stand auch dieser.

Nicht weit davon hatte sich ein kleiner, von einer Quelle gebildeter Teich befunden. Ein solcher war auch hier vorhanden, denn sie bemerkten, wie das Wasser glänzte. In jeder anderen Hinsicht aber war die Umgebung eine andere. Die Fläche des Thales, in welchem sie ihren Wagen verlassen, war sowohl an den Abhängen als auf dem Boden mit einem grünen Grasteppich bedeckt gewesen, wogegen das jetzt vor ihren Augen liegende Thal braun und nackt war. Nicht ein einziger Grashalm war zu sehen

und die Bäume schienen noch die einzigen Gegenstände zu sein, die etwas Grünes aufzuweisen hatten. Selbst die niedrigen Gebüsche schienen ihres Laubes beraubt zu sein. Die Gegend hatte deßhalb keine Aehnlichkeit mit der, wo sie ausgespannt hatten, und sie meinten, es müsse das Lager irgend einer anderen Reisegesellschaft sein.

Eben waren sie zu diesen Schlusse gekommen, als Swartboy, dessen Augen nach allen Richtungen umhergerollt waren, sie jetzt auf den Boden zu seinen Füßen heftete. Nachdem er einen Augenblick herabgeschaut, was ihm durch das immer höher steigende Tageslicht erleichtert ward, wendete er sich plötzlich zu den Anderen und lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die Bodenfläche der Ebene. Diese war, wie sie nun bemerkten, mit Spuren bedeckt, als ob tausend Hufe darüber hin gegangen wären. Das Aussehen des Bodens war mit Einem Worte wie das einer ungeheuern Schafhürde, einer so ungeheuern, daß, so weit ihr Auge reichte, sie überall diese Spuren von Huftritten sahen. Was hatte dies zu bedeuten? Hendrik wußte es nicht. Van Bloom war in Zweifel. Swartboy dagegen konnte es auf den ersten Blick sagen. Ihm war die Sache nichts Neues.

»Es ist Alles richtig, Baas,« sagte er, zu seinem Herrn aufblickend. »Das dort ist der alte Wagen – es ist dieselbe Quelle und dasselbe Thal – derselbe Ort – es ist ein Zug Springböcke dagewesen.«

»Springböcke!« riefen van Bloom und Hendrik in Einem Athem.

»Ja, Baas – und nicht wenige. Das sind die Spuren von Antilopen – schauet nur her!«

Nun war van Bloom Alles klar. Die Nacktheit des Landes, der Mangel an Laub an den niedrigeren Gebüsch, die Millionen kleiner Hufspuren – Alles war jetzt erklärt. Eine Wanderung der Springbockantilope, ein sogenannter *Boken-trek* wie die Holländer es nennen, war hier vorübergegangen. Dieser war es, was diese gewaltige Veränderung herbeigeführt, und der Wagen, den sie sahen, war wirklich der ihre. Sie verloren keine Zeit, sondern banden ihre Pferde los, zäumten sie auf und ritten rasch den Hügel hinunter.

Obschon durch den Anblick des Wagens erfreut, hegte van Bloom doch immer noch bange Befürchtungen.

So wie sie näher kamen, erblickten sie die beiden Pferde, welche, an die Räder gebunden, neben dem Wagen standen. Die Kuh war ebenfalls da, aber von den Ziegen oder Schafen war Nichts zu sehen.

Hinter dem Wagen brannte ein Feuer und unter Wagen lag eine schwarze Masse, von menschlichen Gestalten jedoch war Nichts zu sehen.

Den Reitern klopfte das Herz gewaltig, als sie vollends heranritten. Ihre Augen waren unverwandt auf den Wagen geheftet.

Sie waren jetzt nur noch etwa dreihundert Schritte entfernt, und immer noch rührte sich Nichts und keine menschliche Gestalt kam zum Vorschein. Van Bloom und Hendrik waren außer sich vor Angst.

In diesem Augenblicke begannen die beiden an den Wagen angebundenen Pferde laut zu wiehern. Die unter dem Wagen liegende Masse wälzte sich hervor und richtete sich auf. Es war Totty.

Und jetzt ward auch der Hintertheil der Wagenplane rasch beiseite gezogen und es schauten drei jugendliche Gesichter heraus.

Die Reiter stimmten einen Freudenruf an, und einen Augenblick später sprangen der keine Jan und Trudchen aus dem Wagen heraus in die Arme ihres Vaters, während die wechselseitigen Begrüßungen zwischen Hans und Hendrik, Swartboy und Totty einige Augenblicke lang einen Auftritt von ganz unbeschreiblicher freudiger Verwirrung hervorbrachten.

VIERZEHNTE KAPITEL. DIE WANDERUNG DER ANTILOPEN.

Die in dem Lager Zurückgebliebenen hatten ebenfalls ihre Abenteuer gehabt, und ihre Geschichte war keineswegs eine Erfreuliche, denn sie enthielt die sehr unangenehme Thatsache, daß die Schafe und Ziegen alle fort waren.

Diese Heerde war auf eine höchst eigenthümliche Weise entführt worden, und es war wenig Hoffnung vorhanden, daß man sie jemals wiedersehen würde.

Hans begann seinen Bericht folgendermaßen:

An dem Tage, wo Ihr uns verließet, fiel Ungewöhnliches vor. Ich war dem ganzen

Nachmittag beschäftigt, einige Weißdornstangen zum Herrichten eines Kraals abzuschneiden. Totty half sie mir zur Stelle schleppen, während Jan und Trudchen die Heerde hüteten. Die Thiere gingen nicht aus dem Thale hinaus, denn das Gras war gut und sie waren in der letzten Zeit ja ohnehin genug gelaufen.

Also, Totty und ich machten den Kraal, wie Ihr sehet, fertig. Als der Abend kam, trieben wir die Heerde hinein, und nachdem wir die Kuh gemolken und unser Abendbrot verzehrt, gingen wir Alle zu Bette. Wir waren sehr müde und schliefen die ganze Nacht, ohne gestört zu werden. Sowohl Schakals als Hyänen waren in der Nähe, aber wir wußten, daß sie nicht in diesen Kraal brechen würden.

Hans zeigte die sehr gut gebaute kreisförmige Einhegung, welche geschickt aus Weißdornästen zusammengefügt war. Dann fuhr er in seiner Geschichte weiter fort:

Am Morgen fanden wir Alles in Ordnung. Totty molk wieder die Kuh und wir frühstückten. Die Heerde wurde wieder auf die Weide hinausgelassen und dasselbe geschah mit der Kuh und den beiden Pferden.

Gerade um Mittag begann ich zu überlegen, was wir wohl essen sollten, denn beim Frühstück hatten Alles aufgezehrt, was wir noch an Speisevorrath besaßen. Noch ein Schaf wollte ich nicht gern schlachten, wenn es sich umgehen ließ. Ich trug daher Jan und Trudchen auf, in unmittelbarer Nähe des Wagens zu bleiben, befahl Totty, die Heerde im Auge zu behalten, nahm dann meine Flinte und machte mich auf den Weg, um Etwas zu schießen. Reiten wollte ich nicht, denn ich glaubte einige Springböcke auf der Ebene wahrzunehmen, die man besser zu Fuße beschleichen kann.

Allerdings waren auch wirklich Springböcke da. Als ich aus dem Thale hier herauskam und mich besser umsehen konnte, bot sich mir ein Anblick dar, der mich in nicht geringes Erstaunen versetzte.

Ich konnte kaum meinen Augen trauen. Die ganze Ebene nach Westen zu schien eine einzige ungeheure Masse von Thieren zu sein, und an ihren hellgelben Seiten und dem schneeweißen Haar auf dem Rücken sah ich, daß es Springböcke waren. Sie waren Alle in Bewegung, Einige gras'ten, während Hunderte fortwährend

volle zehn Fuß hoch in die Luft empor-sprangen. Ich versichere Euch, es war das seltsamste Schauspiel, welches sich mir je dargeboten, und auch eins der amüsante-sten, denn ich wußte, daß die Thiere, wel-che die Ebene bedeckten, anstatt grimmi-ge, reißende Thiere zu sein, nichts Ande-res waren als schöne schlanke kleine Ga-zellen.

Mein erster Gedanke war, mich ihnen zu nähern und eine zu schießen, und ich stand schon im Begriff, auf die Ebene hin-abzueilen, als ich bemerkte, daß die An-tilopen auf mich zukamen. Ich sah, daß sie sich mit bedeutender Schnelligkeit nä-herten, und wenn ich blieb wo ich war, so ersparten sie mir die Mühe des Hinge-hens. Deßhalb legte ich mich hinter einen Busch und wartete.

Ich brauchte nicht sehr lange zu war-ten. In weniger als einer Viertelstunde nä-herten sich die vordersten der Heerde und nach noch weiteren fünf Minuten waren etwa zwanzig Stück bis auf Schußweite herangekommen.

Ich feuerte immer noch nicht. Ich wuß-te, daß sie noch näher kommen wür-den, und belauerte die Bewegungen die-ser niedlichen Geschöpfe. Ich sah ihre

schlanken, schönen Gestalten, ihre geschmeidigen Gliedmaßen, ihren zimmetfarbenen Rücken und weißen Bauch mit den kastanienbraunen Streifen an der Seite. Ich sah die lyraförmigen Hörner der Böcke und vor allen Dingen die sonderbaren Lappen auf ihrem Rücken, die jedes Mal, wenn sie in die Höhe sprangen, sich entfalteten und eine Fülle langen, seidenartigen Haares zeigten, welches weiß war wie frischgefallener Schnee.

Alles Dies beobachtete ich, und endlich der Bewunderung überdrüssig, nahm ich eine schöne Ziege auf's Korn – denn ich dachte an mein Mittagessen und wußte, daß das Fleisch der Antilopenziegen ein ungemein schmackhaftes ist.

Nachdem ich sorgfältig gezielt, feuerte ich. Die Ziege stürzte; zu meinem Erstaunen aber liefen die andern nicht davon. Einige der vordersten prallten bloß ein wenig zurück oder sprangen in die Luft empor, gleich darauf aber fuhren sie fort, ganz unbefangen zu grasen, und die Hauptmasse rückte immer weiter vor, wie vorher.

Ich lud, so geschwind als ich konnte, mein Gewehr wieder und schoß eine zweite Gazelle – dies Mal einen Bock –

jedoch abermals, ohne daß die Uebrigen weiter darüber erschrocken wären.

Ich begann zum dritten Male zu laden; ehe ich aber damit fertig war, waren die vordersten Reihen an beiden Seiten an mir vorüber und ich sah mich mitten in der Heerde.

Ich sah nun nicht mehr die Nothwendigkeit ein, mich länger hinter dem Busche zu verbergen, sondern richtete mich auf die Kniee empor, feuerte auf das Thier, welches mir als nächsten war, und es stürzte ebenfalls. Seine Kameraden blieben aber deßwegen nicht stehen, sondern liefen zu Tausenden über seine Leiche hinweg.

Ich lud wieder und stand vollends ganz auf.

Jetzt erst fiel mir ein, über das seltsame Verhalten der Springböcke nachzudenken, denn anstatt bei meinem Erscheinen die Flucht zu ergreifen, sprangen sie bloß ein wenig auf die Seite und setzten ihren Weg weiter fort. Sie schienen wie in einer gewissen Verblendung befangen zu sein. Ich entsann mich, gehört zu haben, daß dies alle Mal der Fall wäre,

wenn sie eine ihrer Wanderungen unternehmen, und dies, dachte ich, mußte also eine solche Wanderung sein.

Davon gewann ich bald feste Ueberzeugung, denn die Heerde ward jeden Augenblick dichter und dichter um mich herum, bis ich endlich mich in eine sehr eigenthümliche Lage versetzt sah. Nicht, als ob ich mich vor den Thieren gefürchtet hätte, denn sie verriethen durchaus keine Absicht, sich ihrer Hörner gegen mich zu bedienen, sondern thaten alles Mögliche, um mir aus dem Wege zu gehen. Dies aber waren nur die nächsten, und da meine Gegenwart die, welche hundert Schritte und noch weiter von mir entfernt waren, in keiner Weise erschreckte, so machten die letzteren auch keinen Versuch, auf die Seite zu weichen. Natürlich konten die nächsten dadurch, daß sie die anderen dichter zusammendrängten oder ihnen auf den Rücken sprangen, nur wenige Schritte Platz machen, so daß ich mich fortwährend in einen höchst seltsamen Ring eingeschlossen sah.

Ich bin nicht im Stande, die sonderbaren Gefühle zu schildern, die ich in dieser ungewöhnlichen Lage empfand, oder wie lange ich in derselben ausgehalten haben

würde. Vielleicht hätte ich noch eine Zeitlang geladen und drauf los gefeuert, aber gerade in diesem Augenblicke fielen mir unsere Schafe ein.

»Die werden sicherlich mit fortgerissen,« dachte ich. Ich hatte schon gehört, daß so etwas gar nicht selten vorkomme.

Ich sah, daß die Antilopen den Weg nach dem Thale einschlugen – die vordersten waren schon darin und mußten bald den Platz erreichen, wo ich so eben noch unsere kleine Heerde grasen gesehen.

In der Hoffnung, den Springböcken noch vorauszukommen und die Schafe in den Kraal hineinzutreiben, ehe die Ersteren sie erreichten, machte ich mich auf den Weg nach dem Thale. Zu meinem Aerger aber konnte ich nicht schneller vorwärts kommen, als die Heerde ging.

Als mich den Thieren näherte, um mir durch ihre Masse Bahn zu brechen, sprangen sie durch und über einander, konnten mir aber doch nicht so schnell einen Durchgang verschaffen, als ich einen brauchte. Ich war Einigen davon so nahe, daß ich sie mit dem Kolben meines Gewehrs hätte niederschlagen können.

Ich begann nun zu schreien, mein Gewehr zu schwingen, und kam doch dadurch etwas rascher vorwärts, als ich weiter vorn einest, wie mir schien, großen offenen Raum bemerkte. Ich steuerte darauf zu; je näher ich aber dem Rande dieses Raumes kam, desto dichter fand ich die Thiere zusammengedrängt. Ich konnte nur dadurch, daß ich in die Höhe sprang, sehen, daß es ein offener Raum war. Ich wußte nicht, wodurch derselbe hervorgebracht ward. Ich überlegte auch nicht lange, sondern wünschte nur so schnell als möglich vorwärts zu kommen und dachte an Nichts als an unsere Heerde.

Ich fuhr fort, mich weiterzudrängen, und sah mich endlich an der Stelle, nach der ich getrachtet, während die Gasse, die ich, um dahin zu gelangen, mir gebahnt, sich augenblicklich wieder hinter mir schloß. Ich stand im Begriff, mich weiterzudrängen und den freien Raum zum rascheren Vorwärtskommen zu benutzen, als ich auf einmal in der Mitte desselben und unmittelbar vor mir einen großen gelben Löwen erblickte.

Daraus erklärte sich diese Unterbrechung in der Heerde. Hätte ich gewußt,

wodurch sie herbeigeführt ward, so hätte ich mir nach jeder anderen Richtung hin, nur nicht nach dieser einen Weg gebahnt. Aber hier stand nun in dem freien Raume, der Löwe nicht zehn Schritte von mir und ein dichter Ring von Springböcken um uns Beide herum.

Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, wie sehr ich erschrak. Einige Augenblicke lang wußte ich nicht, was ich thun sollte. Mein Gewehr war noch geladen, denn von dem Augenblicke an, wo mich die Rettung unserer kleinen Heerde beschäftigte, lag mir Nichts mehr an dem Schießen von Antilopen. Ich könnte, dachte ich, allemal noch eine bekommen, sobald ich nur erst die Schafe in ihren Kraal getrieben hätte. Das Gewehr war daher noch geladen, und zwar mit Kugeln.

Sollte ich auf den Löwen zielen und Feuer geben? Diese Frage that ich an mich, und stand eben im Begriff, sie bejahend zu beantworten, als ich bedachte, daß es unklug sein würde. Ich bedachte, daß der Löwe, der mir den Rücken zukehrte, mich entweder noch nicht gesehen hatte, oder keine Notiz von mir nahm. Wenn ihn ich bloß verwundete – und bei der Richtung, in der er sich zu mir

befand, war es wahrscheinlich, daß ich ihm nicht mehr anhaben würde – was hatte ich dann zu erwarten? Jedenfalls ward ich von ihm zerrissen.

Dies waren meine Gedanken, die mir aber alle in kaum einer Secunde Zeit durch den Kopf gingen. Ich wollte eben mich wieder unter die Springböcke zurückdrängen, um mir einen Ausweg nach einer anderen Richtung hin zu bahnen, und hatte schon wieder den Rand des offenen Raumes erreicht, als ich, über die Schulter blickend, sah, daß der Löwe plötzlich stehen blieb und sich herumdrehte. Ich blieb ebenfalls stehen, denn ich wußte, daß dies das Gerathenste sei, und während ich dies that, schaute ich nach den Augen des Löwen.

Zu meiner Herzenserleichterung sah ich, daß sie nicht auf *mich* gerichtet waren. Er schien sich eine Grille in den Kopf gesetzt zu haben. Vielleicht war sein Appetit zurückgekehrt, denn in nächsten Augenblicke rannte er einige Schritte, stieg dann mit einem furchtbaren Sprunge empor, stürzte sich weit hinein in die Heerde und fiel gerade auf den Rücken einer der Antilopen nieder. Die anderen sprangen rechts und links auf die Seite und bald

hatte sich ein neuer freier Raum um ihn gebildet.

Er war jetzt dem Platze, wo ich stand, näher als vorher, und ich konnte ihn deutlich sich über sein Schlachtopfer niederducken sehen. Seine Klauen hielten den zuckenden Leib der Gazelle gefaßt und seine langen Zähne packten das arme Geschöpf am Halse. Ausgenommen mit dem Schwanze aber machte er nicht die geringste Bewegung, und dieser vibrierte leicht von einer Seite zur andern, gerade wie bei einer Katze, welche eine Maus gefangen hat. Auch bemerkte ich, daß seine Augen dicht geschlossen waren, gerade als ob er schlief.

Nun hatte ich gehört, daß man unter solchen Umständen sich dem Löwen ohne große Gefahr nähern kann. Nicht, als ob ich gewünscht hätte, noch näher zu gehen, denn ich war für mein Gewehr nahe genug, aber dennoch war es, glaube ich, diese Erinnerung, welche mich auf den Gedanken brachte, nun zu schießen. Auf alle Fälle flüsterte mir Etwas zu, daß es mir gelingen würde, und ich konnte nicht der Lust widerstehen, einen Versuch zu machen.

Die breite Kinnlade des grimmigen Thieres lag dicht vor mir. Ich zielte und feuerte; anstatt aber zu warten und die Wirkung meines Schusses zu sehen, rann- te ich in entgegengesetzter Richtung so schnell als möglich davon.

Ich blieb nicht eher stehen, als bis ich mehrere *Acker* Antilopen zwischen mich und den Platz gebracht, wo ich zuletzt ge- standen, und dann eilte ich sofort wieder weiter nach dem Wagen.

Lange zuvor, ehe ich denselben erreicht hatte, sah ich, daß Jan, Trudchen und Totty wohlbehalten unter der Plane sa- ßen. Dies freute mich aber gleichzeitig be- merkte ich auch, daß die Schafe und Zie- gen sich unter die Springböcke gemischt hatten und mit denselben fortzogen, als ob sie derselben Gattung angehörten. Ich fürchte, sie sind Alle verloren.«

»Und der Löwe?« fragte Hendrik.

»Da drüben liegt er!« antwortete Hans und zeigte be- scheiden auf eine gelbe Masse draußen auf der Ebene, über welche die Geier bereits zu schweben begannen. »Da drüben liegt er; Du selbst hättest es kaum besser ma- chen können, Bruder Hendrik.«

Als Hans dies sagte, lächelte er auf eine Weise, welche verrieth, daß es ihm nicht einfiel, sich seiner Heldenthat rühmen zu wollen.

Hendrik gestand sofort zu, daß der Schuß ein Meisterschuß gewesen sein müsse, und bedauerte nur, daß er nicht an Ort und Stelle gewesen, um die wunderbare Wanderung der Springböcke ebenfalls mit ansehen zu können.

Indessen, es war jetzt keine Zeit zu langem, müssigem Geschwätz. Van Bloom und seine Leute befanden sich in einer sehr unangenehmen Lage. Seine Heerden waren nun Alle dahin. Nur noch die Kuh und die Pferde waren da, und für diese hatten die Antilopen auch nicht einen einzigen Halm übrig gelassen. Womit sollte er sie füttern?

Der Spur der wandernden Springböcke in der Hoffnung zu folgen, die Heerde wieder zu erlangen, wäre ein ganz nutzloses Unternehmen gewesen. Dies versicherte ihm Swartboy. Die armen Thiere können Hunderte von Meilen weit mit fortgerissen werden, ehe es ihnen möglich ward, sich von der großen Heerde zu trennen oder ihre unfreiwillige Reise zu beenden.

Die Pferde konnten nicht viel weiter. Es gab für sie Nichts als die Blätter der Mimosen, und diese waren ein armseliges Futter für hungrige Pferde. Es war schon ein Glück, wenn sie nur am Leben erhalten werden konnten, bis sie einen ordentlichen Weideplatz erreichten, und wo

war jetzt ein solcher zu finden? Heuschrecken und Antilopen schienen gemeinsam ganz Afrika in eine Wüste verwandelt zu haben.

Der Boer war jedoch bald mit sich einig. Er nahm sich vor, hier zu übernachten, aber früh am nächsten Morgen aufzubrechen, um eine andere Quelle zu suchen.

Zum Glück hatte Hans nicht versäumt, ein paar erlegte Springböcke in den Wagen zu legen, und ihr fettes Fleisch ward sehr wohlschmeckend gefunden. Ein tüchtiges gebratenes Stück von diesem und ein Trunk frisches Wasser aus der Quelle gab den drei müden Reisenden bald wieder Kräfte.

Man ließ die Pferde unter die Mimosen laufen und für sich selbst sorgen. Obschon sie unter gewöhnlichen Umständen über ein solches Futter nicht wenig die Nasen gerümpft haben würden, so schienen sie doch jetzt froh zu sein, daß sie es hatten, und fraßen die dornigen Zweige so rein von den kleinen Blättchen, wie man es sonst nur von Giraffen zu sehen gewohnt ist.

Ein gewisser Naturforscher aus der Schule Buffon's hat behauptet, daß weder Wolf, noch Fuchs, noch Hyäne, noch Schakal den Kadaver eines Löwen verzehre und daß die Furcht dieser Thiere vor ihrem königlichen Despoten selbst nach seinem Tode noch fort dauere.

Der Boer und seine Leute sahen jetzt den Beweis von der Irrigkeit dieser Behauptung. Schon binnen wenigen Stunden fielen Schakals und Hyänen über den Kadaver des Königs oder Thiere her, und es dauerte nicht lange, so war Nichts mehr von ihm übrig als die Knochen. Selbst

seine dunkelfarbene Haut ward von diesen gierigen Geschöpfen mit verschlungen und viele der Knochen von den starken Kinnladen der Hyänen zerbrochen. Der Respect, den diese Thiere für den Löwen hegen, endet mit seinem Leben. Sobald er todt ist, wird er von ihnen eben so keck und dreist verzehrt, als ob er das gemeinste aller Thiere wäre.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. AUFSUCHUNG EINER QUELLE.

Zu früher Stunde saß van Bloom bereits im Sattel. Swartboy begleitete ihn, während alle Uebrigen beim Wagen zurückblieben, um seine Rückkehr abzuwarten. Sie nahmen die beiden Pferde, welche beim Wagen zurückgeblieben waren, weil diese frischer waren als die andern.

Sie ritten in beinahe ganz westlicher Richtung. Diese einzuschlagen, sahen sie sich durch die Wahrnehmung veranlaßt, daß die Springböcke von Norden gekommen waren, weshalb sie glaubten, daß sie in westlicher Richtung eher über das verheerte Terrain hinauskommen würden.

Zu ihrer großen Freude kamen sie schon einem einständigen Ritte über die Spur der Antilopenwanderung hinaus, und obschon sie noch kein Wasser fandn, so gab es doch hier ganz vortreffliches Gras.

Der Boer schickte nun Swartboy zurück, um die andern Pferde und die Kuh zu holen, und bezeichnete ihm einen Platz, auf dem er sie grasen lassen sollte, während

er selbst seinen Weg weiter fortsetzte, um Wasser zu suchen.

Nachdem van Bloom einige Meilen weiter geritten war, bemerkte er nördlich eine lange Hügelkette, welche unmittelbar von der Ebene aufstieg und sich westwärts so weit hinzog, als sein Auge reichte. In der Meinung, daß in der Nähe dieser steilen Anhöhen wahrscheinlich Wasser zu finden wäre, lenkte er sein Pferd darnach hin. Als er dem Fuße dieser Anhöhen näher kam, ward er entzückt von der schönen Landschaft, welche sich vor seinen Augen zu öffnen begann. Er durchritt grasige Ebenen von verschiedener Größe, die durch Gebüsche zartblättriger Mimosen von einander getrennt waren. Einige derselben bildeten ziemlich große Dickichte, während andere nur aus wenigen niedrigen Büschen bestanden. Hoch über die Mimosen emporragend, wuchsen viele Bäume von gigantischer Größe und von einer Art, welche van Bloom noch nie zuvor gesehen. Sie standen ziemlich weit aus einander, aber jeder schien mit seinem ungeheuren belaubten Haupte ein kleiner Wald für sich zu sein.

Die ganze Gegend rings umher hatte ein mildes parkähnliches Ansehen, was zu den dunkeln Anhöhen einen schönen Gegensatz bildete. Diese letzteren erhoben sich mehrere Fuß hoch von der Ebene und anscheinend so senkrecht wie die Mauern eines Hauses.

Die schöne Landschaft war angenehm für die Augen des Reisenden, denn sie war gleichsam eine herrliche Oase in der Mitte unfruchtbarer Wüsten, und van Bloom wußte, daß der größte Theil der umliegenden Gegend

wenig besser sei als eine wilde Kärüh. Die ganze Strecke mehrere Hundert Meilen weit nördlich war eine Wüste in bester Form – die Wüste Kalihari und diese Felsenhöhen bildeten einen Theil ihrer südlichen Grenze.

Unter anderen Umständen würde ein solcher Anblick für den »Veeboer« ein sehr erfreulicher gewesen sein, aber was halfen ihm jetzt alle diese schönen Weideplätze, da er kein Vieh mehr hatte?

Trotz der Schönheit der Landschaft waren seine Gedanken daher peinlich und schmerzlich.

Indessen gab er doch nicht der Verzweiflung Raum. Seine gegenwärtigen Bedrängnisse waren drückend genug und gestatteten ihm nicht lange bei der Zukunft zu verweilen. Seine erste Sorge war, einen Platz zu finden, wo seine Pferde sich wieder ausfüttern und zu Kräften kommen könnten, denn ohne sie konnte er ja nirgends hin, und verlor er sie, dann war er in der That ganz hilflos.

Wasser war der gewünschte Gegenstand. Wenn kein Wasser zu finden war, so war dieser ganze schöne Park, welchen er jetzt durchritt, für ihn eben so werthlos als die von der Sonne braun gebrannte Wüste. Doch eine so herrliche Landschaft konnte ja ohne dieses höchst wesentliche Element sicherlich nicht existiren.

So dachte der Boer, und an der Biegung eines jeden neuen Hains schweiften seine Augen über den Boden und späheten nach einer Quelle.

»Ho!« rief er freudig, als ein Volk großer Ranaqua-Rebhühner vor ihm in die Höhe schwirrte. »Das ist ein gutes Zeichen; diese Vögel sind selten weit vom Wasser.«

Nicht lange darauf sah er einen Schwarm wunderschöner Pintados oder Guineahühner in ein Gebüsch hineinrennen. Dies war ein fernerweiter Beweis, daß Wasser in der Nähe wäre. Der sicherste aber war das glänzende Gefieder eines Papagei's, der auf der äußersten Spitze eines hohen Kameeldornbaumes saß.

»Nun,« murmelte van Bloom bei sich selbst, »nun muß ich einer Quelle oder einem Teiche sehr nahe sein.«

Er ritt muthig weiter und gelangte nach einer kleinen Weile auf den Kamm einer Anhöhe. Hier machte er Halt, um den Flug der Vögel zu beobachten.

Es dauerte nicht lange, so sah er ein Volk Rebhühner in westlicher, und kurz darauf ein zweites in derselben Richtung fliegen. Beide schienen sich in der Nähe eines riesigen Baumes niederzulassen, der ungefähr fünfhundert Schritte von dem Fuße der Felsenhöhen entfernt auf der Ebene stand. Dieser Raum stand getrennt von allen übrigen, und war der größte, welchen van Bloom je gesehen.

Während er so dastand und die ungeheuren Dimensionen des Baumes betrachtete, bemerkte er, daß mehrere Papageienpaare sich darauf niederließen. Nachdem sie hier eine Weile unter den Zweigen mit einander geschwatz, flogen sie nicht weit vom Fuße des Baumes auf die Ebene hinab.

»Ganz gewiß,« dachte van Bloom, »muß dort Wasser sein. Ich werde sogleich hinreiten und nachsehen.«

Sein Pferd wartete jedoch kaum, bis er es in Bewegung setzte. Es hatte schon mehrmals an dem Zügel gezerrt, und sobald er es in der Richtung nach dem Baume, hinkelte, galoppierte es schnaubend und mit ausgestrecktem Halse dahin.

Der Reiter ließ, dem Instinkte seines Pferdes vertrauend, diesem den Zügel schießen, und ehe fünf Minuten um waren, tranken sowohl Roß als Mann das süße Wasser einer krystallinen Quelle, welche in einer Entfernung von etwa zwölf Schritten von dem Baume aus dem Erdboden hervorsprudelte.

Der Boer wäre nun am liebsten sofort wieder zu seinen Leuten zurückgeeilt, aber er dachte, daß, wenn er sein Pferd erst eine Stunde lang in dem schönen Grase weiden ließe, es dann die Rückreise mit mehr Lust und eben so rasch zurücklegen würde. Deßhalb nahm er ihm den Zügel ab, ließ es frei laufen und streckte sich selbst in den Schatten des großen Baumes.

Während er ja dalag, konnte er nicht umhin, das wundervolle Naturprodukt zu bewundern, welches majestätisch über ihnen emporragte. Es war einer der größten Bäume, die er je gesehen. Er war von der Gattung, die als der Nwanabaum bekannt ist, eine Art Feigenbaum mit großen dichten Blättern. Sein Stamm hielt volle zwanzig Fuß hoch über dem Boden begannte die Aeste, die sich dann ringsum weit in horizontaler, Richtung ausbreiteten. Durch das dichte Laubwerk hindurch bemerkte van

Bloom glänzende eiförmige Früchte, so groß wie Kokosnüsse, und an diesen schienen die Papageien und mehrere andere Arten Vögel zu schmausen.

Noch mehrere Bäume von derselben Gattung standen in ziemlichen Entfernungen aus einander auf der Ebene, und obschon sie alle höher waren als die Bäume anderer Gattungen, so war doch keiner so umfangreich und hervorragend wie der, welcher an der Quelle stand.

Der Boer konnte, während er sich an dem kühlen Schatten labte, nicht umhin, zu bedenken, was für ein bewundernswürdiger Platz hier zur Erbauung eines Kraals wäre. Die Bewohner eines Platzes unter dem freundlichen Schirmdache dieses Baumes brauchen niemals die heißen Strahlen der afrikanischen Sonne zu fürchten, und sogar der Regen konnte kaum den blattrreichen Baldachin durchdringen, denn dieser bildete schon an und für sich gewissermaßen ein festes Dach.

Hätte van Bloom sein Vieh noch gehabt, so hätte er sich ohne Zweifel sofort entschlossen, diesen Ort zu seiner künftigen Heimath zu machen. Was aber sollte er, so verlockend diese Umgebung auch war, jetzt hier thun? Für ihn war sie weiter nichts als eine Wildniß. Es gab keinen Erwerbszweig, den er in einer so entlegenen Gegend betreiben konnte. Allerdings konnte er sich und seine Familie durch die Jagd erhalten, und er sah, daß ringsum an Wild aller Art Ueberfluß vorhanden war. Dies aber war doch nur eine traurige Existenz, welche keine Verheißung für die Zukunft in sich schloß. Was sollte später aus seinen Kindern werden? Sollten sie ohne eine andere

Bestimmung aufwachsen, als armselige Jäger zu werden, die nicht viel besser waren als die wilden Buschmänner? Nein! nein! nein! Hier eine Heimath zu gründen – davon konnte keine Rede sein. Nur wenige Tage wollte er hier zubringen, um seine müden Pferde wieder zu Kräften kommen zu lassen, und dann wollte er versuchen, ob er nicht nach den Niederlassungen zurückkehren könnte.

Was aber sollte er thun, wenn er wieder dorthin zurück war? Er wußte es nicht. Seine Zukunft war dunkel und ungewiß.

Nachdem er sich über eine Stunde lang mit solchen Gedanken herumgeschlagen, besann er sich, daß es Zeit sei, nach dem Lager zurückzukehren, und nachdem er sein Pferd herbeigerufen und gezäumt, setzte er sich auf und ritt wieder davon.

Das durch das süße Gras und kühle Wasser erquickte Thier trug ihn rasch entlang, und nach weniger als zwei Stunden stieß er auf Swartboy und Hendrik, welche die Pferde beaufsichtigten. Diese letzteren wurden nun nach dem Wagen zurückgeführt und angeschrirt, und dann begann das große Fuhrwerk sich abermals über die Ebenen zu bewegen.

Ehe noch die Sonne untergegangen war schimmerte die lange weiße Plane des Wagens unter dem laubreichen Dache des riesigen Nwana.

SECHSZEHNTE KAPITEL. DIE FURCHTBARE »TSETSE«.

Der grüne Teppich, der sich rund um sie ausbreitete – die grünen Blätter auf den Bäumen – die Blumen an der

Quelle – das krystallene Wasser dem Bette derselben – die schwarzen kühnen Felsen, die in der Ferne emporragten – Alles vereinigte sich zu einem herrlichen Bilde. Die Augen der Wanderer weideten sich daran, und während der Wagen ausgespannt ward, gab Jeder seine Freude in mehr oder minder enthusiastischen Worten zu erkennen.

Der Platz schien Allen zu gefallen. Hans liebte die ruhige Waldschönheit. Es war dies gerade so ein Platz, wie er sich gewünscht hatte, um mit einem Buche in der Hand darauf umherzuschweifen und manche angenehme Stunde zu verträumen. Hendrik gefiel es hier ebenfalls, denn er hatte schon die Spuren von vielen der größten und wildesten Thiere Afrika's entdeckt.

Trudchen freute sich, so viele schöne Blumen zu sehen. Man sah hier schöne scharlachrothe Geranien, sternähnlichen, düßduftenden Jasmin und die prachtvolle Beladonnalilie mit ihren großen rosenfarbenen und weißen Blüthen. Aber nicht bloß kleinere Pflanzen strahlten in diesem Farbenschmucke, sondern auch Büsche und sogar Bäume waren mit bunten riechenden Blüthen bedeckt. Hier sah man den Zuckerbusch (*Protea mellifera*), den schönsten seiner Familie, mit seinen großen becherförmigen blaßrothen, weißen und grünen Blüthen; ferner den Silberbaum (*Leucodendron argenteum*) dessen weiche silberne Blätter, in dem Lufthauche spielend, ausahen wie eine ungeheure Masse seidener Blumen, und die mit schönen goldgelben Blüthen bedeckten Mimosen, welche die Luft mit ihrem starken, angenehmen Dufte erfüllten.

Ueberall sah man hier Formen der Vegetation, die anderwärts nur selten vorkommen, wie zum Beispiel die baumähnliche Aloë mit ihren langen korallenrothen Blumenspitzen und Euphorbien von vielen Gestalten, ferner die *Zamia* mit ihren palmenähnlichen Zweigen und die weichblättrige *Strelitzia reginae*. Alle diese sah man in der Umgebung dieser neuentdeckten Quelle.

Die Blume aber, welche von Trudchen mehr bewundert ward als irgend eine andere, war die schöne blaue Wasserlilie (*Nympha caerulea*), die auch in der That eine der lieblichsten von den Blumen Afrika's ist. Dicht neben der Quelle, aber ein wenig weiter in der Richtung der Ebene befand sich ein großer Teich, oder, wie man ihn wohl hätte nennen können, ein kleiner See, und auf den spiegelglatten Fluthen desselben wiegten sich die himmelblauen Corollas in ihrer ganzen prachtvollen Schönheit.

Trudchen, welche ihre kleine Gazelle an einem Bande führte, war hinab an den Rand des Sees gegangen, um sich die Blumen anzusehen, und konnte sich gar nicht wieder davon trennen.

»Ich hoffe, daß Papa recht lange hier bleiben wird,« sagte sie zu ihrem Begleiter, dem kleinen Jan.

»Das hoffe ich auch. O, Trudchen; welch' ein herrlicher Baum ist dieser dort! Siehe, Nüsse wachsen darauf so groß wie mein Kopf. Wie werden wir einige davon herunterschlagen?«

Und so unterhielten sich die Kinder mit einander, eins so erfreut wie das andere über die neuen Umgebungen,

in welche sie sich versetzt sahen. Obschon die sämtlichen jungen Leute zum Frohsinn aufgelegt waren, so schienen sie sich doch demselben Worte zu leihen, weil sie bemerkten, daß auf der Stirne ihres Vaters noch eine Wolke ruhte. Er hatte sich unter den großen Baum gesetzt, aber seine Augen waren auf den Boden geheftet, als ob ihn schmerzliche Gedanken beschäftigten. Sie bemerkten dies Alle.

Seine Betrachtungen waren in der That peinlich und konnten auch nicht gut anders sein. Es blieb ihm nur *ein* Weg übrig – nach den Niederlassungen zurückzukehren und das Leben wieder von vorn zu beginnen. Aber wie sollte er dies anfangen? Was konnte er thun? Da er sein ganzes Besitzthum verloren hatte, so konnte er bloß bei einem seiner reicheren Nachbarn in Dienste gehen, und für einen Mann, der sein ganzes Leben hindurch an Unabhängigkeit gewöhnt gewesen, war dies etwas sehr Schweres.

Er schaute nach seinen fünf Pferden, die jetzt begierig das üppige Gras abfraßen, welches in dem Schatten der Felsenhöhlen wuchs. Wann waren sie wohl im Stande die Rückreise zu beginnen? Vielleicht in drei oder vier Tagen. Schöne Thiere waren sie fast Alle, und es ließ sich erwarten, daß sie den Wagen leicht und rasch über die Ebene ziehen würden.

Von dieser Art waren die Betrachtungen sinnenden Boers. Er ahnte in diesem Augenblicke nicht, daß diese Pferde nie wieder einen Wagen oder irgend ein anderes

Fuhrwerk ziehen sollten. Er ahnte nicht, daß diese fünf edeln Thiere dem Untergange geweiht waren.

Und doch war es so. Binnen weniger als einer Woche stritten sich Schakals und Hyänen um ihre Kadaver. Gerade in dem Augenblicke, wo er sie weiden sah, drang das Gift in ihre Adern und wurden ihnen die tödtlichen Wunden zugefügt. Ach, leider war es so, und ein fernerweiter Schlag harnte des unglücklichen Boers.

Der Boer hatte dann und wann bemerkt, daß die Pferde beim Grasen unruhig zu werden schienen. Zuweilen schraken sie plötzlich zusammen, peitschten sich mit ihren langen Schweifen und rieben die Köpfe an den Büschen.

»Die Fliegen werden ihnen lästig,« dachte er und beunruhigte sich daher weiter nicht über die Sache. Allerdings war dies – eine Fliege ward ihnen lästig. Hätte aber van Bloom gewußt, was für eine Fliege es war, so würde es ihn um seine Pferde weit banger gewesen sein. Hätte er die Eigenschaften der kleinen Fliege gekannt, so wäre er mit allen seinen Söhnen hinzugeeilt, hätte die Pferde in der größten Eile weggeholt und weit von diesen dunklen Felsenhöhen hinweggeführt. Aber er kannte die Tsetsefliege nicht.

Es fehlten noch einige Minuten bis zu Sonnenuntergange und die Pferde gras'ten immer noch. Van Bloom aber bemerkte dabei, daß sie mit jedem Augenblicke aufgeregter wurden – bald mit den Hufen auf den Rasen schlugen, bald ein paar Schritte liefen und dann und wann zornig schnaubten. Bei der Entfernung, in der sie

sich befanden – ungefähr eine Viertelmeile – konnte van Bloom nicht sehen, was sie eigentlich plagte; ihr sonderbares Benehmen aber bewog ihn endlich, doch zu ihnen hinzugehen. Hans und Hendrik begleiteten ihn.

Als sie an Ort und Stelle gelangten, erstaunten sie nicht wenig über den Anblick, der sich ihnen darbot. Jedes Pferd schien von einem Bienenschwarme umgeben zu sein.

Sie sahen jedoch, daß es nicht Bienen, sondern etwas kleinere Insekten von brauner Farbe, den Bremsen ähnlich und in ihrem Fluge außerordentlich geschwind waren. Tausende von ihnen schwebten über jedem Pferde, und Hunderte sah man sich auf Kopf, Hals, Leib und Beine setzen. Augenscheinlich wurden die Pferde von ihnen entweder gebissen oder gestochen, und es war daher kein Wunder, daß die armen Thiere sich ungeduldig gerbden.

Van Bloom schlug vor, die Pferde weiter hinaus in die Ebene zu treiben, wo diese Fliegen sich nicht aufzuhalten schienen. Es lag ihm bloß daran, die Pferde dieser *Belästigung* zu überheben. Hendrik hatte ebenfalls Mitleid mit ihren Qualen. Hans aber allein von allen Dreien errieth die Wahrheit. Er hatte von einem schädlichen Insekten gelesen, welches in einigen Districten des Innern von Südafrika heimisch war, und gleich der erste Anblick dieser Fliegen erweckte in ihm den Argwohn, daß diese zu diesen Insekten gehörten.

Er theilte seine Gedanken den Anderen mit, welche sofort seine Unruhe theilten.

»Ruft Swartboy her!« sagte van Bloom.

Der Buschmann ward gerufen und erschien sehr bald, von der Quelle herkommend. Er war während der letzten Stunde mit dem Auspacken des Wagens beschäftigt gewesen und hatte daher von den Pferden und der Theilnahme, welche sie erweckten, keine Notiz genommen. Sobald er jedoch näher kam und den beflügelten Schwarm die Pferde umschwirren sah, öffneten seine kleinen Augen sich, so weit sie konnten, seine dicken Lippen verzerrten sich und in seinem ganzen Gesichte malte sich der Ausdruck des Schreckens und der Unruhe.

»Nun, was giebt es, Swartboy?« fragte sein Herr.

»Ach Baas, ach, Baas – dieses verteufelte Ungeziefer ist die Tsetse!«

»Nun und wenn es nun auch die Tsetse ist?«

»Ach, mein Gott, das ist der Tod für die Pferde!«

Swartboy erklärte hierauf, so gut er vermochte, daß der Biß der Fliege, welche sie hier sahen, tödtlich sei, und daß die Pferde sterben müßten, früher oder später, je nach der Anzahl von Stichen, die sie schon bekommen. Nach dem zahlreichen Schwarme, der sie umgab, bezweifelte der Buschmann nicht, daß sie sehr viele Stiche bekommen hätten und wahrscheinlich alle fünf Pferde binnen einer Woche todt sein würden.

»Wartet nur, Baas; morgen wird es sich zeigen.«

Und am nächsten Tage zeigte es sich wirklich, denn noch vor Mittag waren die Pferde am ganzen Leibe und

ganz besonders am Kopfe geschwollen. Die Augem waren ganz zu. Die Thiere fraßen nicht mehr, sondern taumelten unter dem üppigen Grase herum und gaben dann und wann den Schmerz, den sie fühlten, durch ein leises Wimmern zu erkennen. Es war nun Jedem deutlich, daß sie nicht lange mehr leben würden.

Van Bloom versuchte Aderlaß und verschiedene andere Mittel, aber Alles war vergebens. Für den Biß der Tsetsefliege giebt es keine Heilung.

ZWEITER BAND.

ERSTES KAPITEL. DAS LANGHÖRNIGE RHINOCEROS.

Groß war nun in der That die Betrübniß des Boers. Das Schicksal schien ihm in jeder Beziehung ungünstig zu sein. Stufe um Stufe war er im Laufe der Jahre herabgesunken und jedes Jahr an irdischem Reichthume ärmer geworden. Jetzt hatte er den tiefsten Punkt erreicht – positive Armuth. Er besaß gar Nichts mehr. Seine Pferde konnten als bereits todt betrachtet werden. Die Kuh war allerdings den Tsetses entgangen, weil sie die Felsenklippen vermieden und sich weit draußen auf der Ebene gehalten hatte, und dieses Thier war jetzt sein ganzer Stand – seine ganze Habe. Allerdings hatte er noch seinen schönen Wagen, aber was nützte ihm dies er, wenn er weder Ochsen noch Pferde hatte? Ein Wagen ohne Gespann! Viel besser wäre ein Gespann ohne Wagen gewesen.

Was sollte er machen? Wie sollte er der Lage entrinnen, in die er sich nun versetzt sah? Es war, gelind gesagt, eine sehr schwierige – beinahe zweihundert Meilen von jeder civilisirten Niederlassung entfernt und ohne Mittel, dahin zu gelangen – wenigstens ohne ein anderes Mittel, als zu Fuße zu gehen, und wie sollten seine Kinder zweihundert Meilen zu Fuße zurücklegen? Unmöglich!

Der Weg führte durch wüste Gegenden, wo sie nicht bloß furchtbaren Strapazen, sondern auch dem Hunger und wilden reißenden Thieren preisgegeben waren. Es

schien unmöglich, daß sie eine solche Aufgabe durchführen könnten.

»Und was war sonst weiter zu thun?« fragte unser Freund sich selbst. Sollten sie ihr ganzes Leben lang hier bleiben und sich kümmerlich von Jagdbeute und Wurzeln nähren? Sollten seine Kinder Buschkinder und er selbst ein Buschmann werden?

Es war kein Wunder, daß van Bloom sich sehr niedergeschlagen fühlte, als diese Gedanken ihm durch den Kopf gingen.

»Barmherziger Himmel!« rief er, während er den Kopf in die Hände sinken lassend, da saß; »was soll aus mir und den Meinigen werden?«

Der arme van Bloom; er hatte jetzt die tiefste Stufe des Schicksals erreicht.

Ja, es war in der That die tiefste, denn noch an demselben Tage, ja noch in derselben Stunde ereignete sich ein Vorfall, der sein niedergebeugtes Gemüth nicht bloß wieder emporrichtete, sondern auch den Grund zu künftigem Wohlergehen und Reichthum versprach. Binnen einer Stunde sollten die Aussichten des Boers eine vollständige Umwandlung erfahren. Binnen einer Stunde war er ein glücklicher Mann und Alle um ihn herum eben so glücklich und froh als er.

Du bist neugierig, zu wissen, lieber Leser, auf welche Weise diese Veränderung geschah? Du willst es wissen, nicht wahr? Nun gut, Du sollst es sogleich erfahren.

Die Sonne ging eben unter. Alle saßen beisammen unter dem großen Baume um ein Feuer herum, an welchem

sie ihr Abendbrot bereitet hatten. Es ward nicht heiter geplaudert, denn die Kinder sahen, daß ihr Vater sorgenvoll war, und dies bewog sie, zu schweigen. Es ward kein lautes Wort gesprochen, sondern blos dann und wann leise geflüstert.

In diesem Augenblicke war es, wo van Bloom seinen bekümmerten Gedanken in den oben mitgetheilten Worten Luft machte.

Als ob er eine Antwort suchte, richteten sich seine Augen gen Himmel und schweiften dann auf der Ebene umher. Mit einem Male hafteten sie an einem sonderbaren Gegenstände, der in einiger Entfernung soeben aus den Gebüschcn herauskam.

Es war ein Thier, ich wegen seiner ungeheuern Größe hielten van Bloom und die Andern es erst für einen Elephanten. Keins von ihnen, mit Ausnahme Swartboy's, hatte Elephanten in wildem Zustande gesehen, denn ob schon diese Thiere einst den südlichen Theil von Afrika bewohnten, so haben sie doch die angebauten Districte längst verlassen und sind jetzt nur noch weit jenseits der Grenzen der Kolonie anzutreffen. Unsere Freunde wußten jedoch, daß es Elephanten in diesen Gegenden gab, denn sie hatten schon ihre Spuren bemerkt, und Alle glaubten jetzt, das ungeheure Geschöpf, welches sich eben näherte, müsse einer sein.

Doch nein, nicht Alle glaubten es – Swartboy machte eine Ausnahme. So oft als seine Augen auf das Thier fielen, rief er:

»Schukuruh – ein Schukuruh!«

»Ein Rhinoster, nicht wahr?« sagte van Bloom, welcher wußte, daß Schukuruh der einheimische Name von Rhinoceros oder Rhinoster, wie er es auf Holländisch nannte, war.

»Ja, Baas,« entgegnete Swartboy, »ein sehr großes, ein Kobaoba, mit langem Horn.«

Swartboy wollte damit sagen, das fragliche Thier sei eine große Gattung Rhinoceros, unter dem Eingeborenen als das Kobaoba bekannt.

Wahrscheinlich bist Du, lieber Leser, stets der Meinung gewesen, es gebe bloß eine Art Rhinoceros in der Welt – nicht wahr?

Darauf muß Dir antworten daß Deine Meinung eine irrige gewesen ist. Es giebt eine ziemliche Anzahl verschiedener Gattungen dieses sehr eigenthümlichen Thieres. Ich kenne wenigstens acht davon und glaube bestimmt, daß, wenn die Länder von Centralafrika eben so wohl als Südasien und die asiatischen Inseln einmal vollständig durchforscht sein werden, man wenigstens noch halb soviel anderweite Rhinoceros-Gattungen ausfindig gemacht haben wird.

In Südafrika sind vier unterschiedene Gattungen wohl bekannt. Eines in Nordafrika weicht von allen diesen ab, während das große indische Rhinoceros nur wenig Aehnlichkeit mit ihnen hat. Eine ganz besondere Gattung ist auch das Rhinoceros von Sumatra, ein Bewohner dieser Insel, und noch ein anderes ist das, welches man auf der

Insel Java antrifft. Auf diese Weise haben wir nicht weniger als acht Arten, die alle wesentlich von einander verschieden sind.

Das in Museen, Menagerieen und nach Gemälden am besten bekannte ist vielleicht das indische Rhinoceros. Es ist das, welches sich durch seine sonderbaren Hautfalten auszeichnet, die noch überdies mit Auswüchsen versehen sind, so daß die Haut fast aussieht wie ein antiker Schild. Dieser Umstand unterscheidet es von den afrikanischen Gattungen, welche sämmtlich keine Hautfalten haben, obschon die Haut einiger derselben knotig oder warzig ist. Das abyssinische Rhinoceros hat ebenfalls Hautfalten, die es der indischen Gattung ähnlich machen. Die Rhinocerosse von Sumatra und Java sind klein zu nennen im Vergleich mit ihrem unförmlichen Vetter, dem indischen Rhinoceros, welcher blos den indischen Continent, Siam und Cochinchina bewohnt.

Das Rhinoceros von Java gleicht mehr dem indischen, weil es Auswüchse auf der Haut hat und einhörig ist. Es hat jedoch nicht die eigenthümlichen Falten, welche das letztere charakterisiren. Das Rhinoceros von Sumatra hat weder Falten noch Auswüchse. Seine Haut hat eine leichte Decke von Haar und sein Hörnerpaar giebt ihm einige Aehnlichkeit mit der zweihörnigen Gattung von Afrika.

Die Eingeborenen von Südafrika kennen vier verschiedene Gattungen Rhinocerosse, denen sie verschiedene Namen geben, und es muß hierbei bemerkt werden, daß die Beobachtung der verschiedenen Gattungen durch

eingeborene Jäger weit zuverlässiger als die Hypothesen von naturforschenden Stubengelehrten, welche aus einen Tuberkel, oder aus einem Zahne, oder aus einer ausgestopften Haut ihre Deductionen ableiten. Wenn die Kenntniß der belebten Natur einigen Werth hat, so sind nicht diese Gelehrten, die Leute, welchen wir diese Kenntnisse verdanken, sondern weit öfter die rohen Jäger, welche sie zu verachten vorgeben, und die im Grunde genommen uns dennoch so ziemlich Alles gelehrt haben, was wir von den Eigenschaften oder Thiere wissen. Ein roher Jäger, wie zum Beispiel Gordon Cumming, hat die Kenntnisse der afrikanischen Thierwelt weit mehr gefördert als ein ganzes Collegium hypothesendrechselnder Gelehrten.

Dieser selbe Sordon Cumming, den man – nach meiner Meinung sehr mit Unrecht – der Uebertreibung beschuldigt, hat ein bescheidenes und wahres Buch geschrieben, aus welchem wir erfahren, daß es in Afrika vier Arten von Rhinocerosen giebt, und von Niemandem läßt sich voraussetzen, daß er es besser wisse als dieser Mann.

Diese vier Arten sind unter den Eingebornen als das Borele, das Keitloa, das Mutschotscho und das Kobaoba bekannt. Die beiden ersten sind schwarze Rhinocerosse, das heißt die Farbe ihrer Haut ist größtentheils dunkel, während das Mutschotscho und das Kobaoba weiße Varietäten sind, weil ihre Haut eine schmutzig weiße Farbe zeigt. Die schwarzen Rhinocerosse sind viel kleiner – kaum halb so groß als die andern, und unterscheiden sich

von ihnen sowohl hinsichtlich der Länge und Form ihrer Hörner als auch in andern Beziehungen.

Die Hörner des Vorele stehen – wie bei Rinocerossen – auf einer Inochigen: Masse über den Nüstern, und daher vührt das Wort Rhinoceros, von den griechischen Wörtern Rhin, die Nase, und Keras. Das Horn.

Bei dem Borele stehen diese Hörner aufrecht, ein wenig nach hinten gekrümmt und eins hinter dem andern. Das vordere Horn ist das längere, selten über achtzehn Zoll lang, wird aber oft abgebrochen oder kürzer gerieben, so daß nicht zwei Thiere aufzufinden sind, die in dieser Beziehung vollkommen gleich wären. Das Hinterhorn ist bei dieser Gattung bloß eine Art Knollen, wogegen bei dem Keitloa oder zweihörnigen schwarzen Rhinoceros beide Hörner zu fast gleicher Länge entwickelt sind.

Von dem Mutschotscho und Kobaoba kann man kaum sagen, daß bei ihnen die hinteren Hörner vorhanden sind, das vordere aber übertrifft bei beiden Gattungen, das des Borele und des Keitloa um Vieles. Bei dem Mutschotscho ist es häufig drei Fuß lang, während das Kobaoba oft mit einem vier Fuß langen Horne gesehen wird, welches von dem Ende der häßlichen Schnauze emporragt und eine furchtbare Waffe ist.

Die Hörner der beiden Letztern sind nicht rückwärts gekrümmt, sondern vorwärts gerichtet, und da sie Beide die Köpfe sehr tief halten, so steht der lange, scharfe Spieß oft völlig horizontal. In der Länge ihres Halses, der Richtung ihrer Ohren und in andern Beziehungen weichen die schwarzen Rhinocerosse wesentlich von den weißen ab. Auch ihre ganze Lebensweise ist sehr verschieden. Die Erstern nähren sich hauptsächlich von den Blättern und Zweigen der Dornengebüsche, wie zum Beispiel der *Acacia horrida*, während die Letztern von Gras leben. Die Erstern sind auch viel wilderer Art, fallen den Menschen und jedes Thier sofort an, sobald sie seiner ansichtig werden, und scheinen zuweilen sogar über die Büsche ergrimmt zu werden, indem sie auf sie einstürzen und sie in Stücke reißen.

Die weißen Rhinocerosse dagegen sind, obschon ziemlich wild wenn sie verwundet oder gereizt werden, doch gewöhnlich von friedlicher Gemüthsart, und lassen den Jäger unbelästigt seiner Wege ziehen.

Diese werden sehr fett und liefern ein ganz vortrefflich schmeckendes Fleisch. Von keinem afrikanischen Thiere gilt das Fleisch für wohlschmeckender als von dem Kalbe des weißen Rhinoceros, wohingegen die schwarzen Gattungen niemals fett werden, während ihr Fleisch zugleich zäh und unschmackhaft ist. Die Hörner aller Gattungen werden von den Eingeborenen zu vielerlei Zwecken gebraucht; denn sie sind fest, von seiner Masse und oder

schönsten Politur fähig. Aus den längeren Hörnern verfertigen die Eingeborenen Keulen und Ladestöcke für ihre Jagdgewehre. Die kürzeren liefern Material zu Hörnern, Trinkbechern, Griffen zu kleinen Werkzeugen. In Abyssinien und andern Theilen des nördlichen Afrika, wo Schwerter in Gebrauch sind, macht man aus den Hörnern des Rhinoceros auch Schwertgriffe.

Auch die Haut wird zu verschiedenen Zwecken verwendet, unter andern zur Verfertigung der unter dem Namen der Schambocks bekannten Peitschen, obschon Nilpferdhaut noch besser ist.

Die Haut des afrikanischen Rhinoceros ist, wie schon gesagt, ohne die Falten und Auswüchse, welche das asiatische Rhinoceros charakterisiren, aber dennoch ist sie weit entfernt, eine glatte zu sein. Sie ist so dick und so schwer zu durchbohren, daß eine Kugel von gewöhnlichem Blei sich zuweilen daran platt schlägt. Um dies zu vermeiden, muß man das Blei, aus welchem man die Kugeln gießt, vorher mit Schlagloth härten.

Das Rhinoceros ist, obschon kein Wasserthier, wie das Nilpferd, dennoch ein Freund dieses Elementes, und wird selten in großer Entfernung davon angetroffen. Alle vier Gattungen legen sich gern in den Schlamm und wälzen sich darin herum, gerade wie Schweine im Sommer, und gewöhnlich sieht man sie über und über mit dieser Substanz bedeckt. Während des Tages sieht man sie häufig im Schatten eines Mimosenbaumes, entweder schlafend, oder doch im Zustande bequemer Unthätigkeit liegen oder stehen, und erst während oder Nacht wandern

sie umher, um Nahrung und Wasser zu suchen. Wenn man ihnen sich von der Seite nähert, welche dem Winde entgegengesetzt ist, so kann man leicht an sie kommen, da ihre kleinen funkelnden Augen ihnen nicht die besten Dienste leisten. Befindet sich dagegen der Jäger auf der Seite, wo der Wind herkommt, so wittern sie ihn schon in weiter Ferne, weil ihr Geruchssinn ein ungemein scharfer ist. Wären ihre Augen eben so gut als ihre Nase, so würde es ein gefährliches Spiel sein, sie anzugreifen, denn sie können rasch genug laufen, um bei dem ersten Angriffe ein Pferd einzuholen.

Was den Angriff und das Laufen betrifft, so thut es die schwarze Gattung der weißen um Vieles zuvor. Man kann ihnen jedoch dadurch entrinnen, daß man rasch auf die Seite springt und sie in ihrer blinden Wuth vorbeirennen läßt.

Das schwarze Rhinoceros ist ungefähr sechs Fuß bis zur Schulter hoch und volle dreizehn Fuß lang, während die meisten Gattungen weit größer sind. Das Kobaoba ist volle sieben Fuß hoch und vierzehn lang.

Es ist kein Wunder, daß ein Thier von diesem außerordentlichen Umfange auf den ersten Anblick für einen Elephanten gehalten ward. In der That ist das Kobaoba auch das vierfüßige Thier, welches dem Elephanten am nächsten kommt, und mit seiner großen volle achtzehn Zoll breiten Schnauze, seinem langen tölpischen Kopfe, seinem ungeheuern schwerfälligen Leibe macht dieses Thier

auf den Beschauer einen Eindruck von Kraft und massiver Großartigkeit, der eben so bedeutend, ja wie Manche behaupten, noch bedeutender ist als der, welchen der Elephant hervorbringt. Es sieht auch in der That fast aus wie eine Karrikatur des Elephanten, und es war daher gar kein so auffälliger Irrthum, als unsere Freunde bei dem Wagen das Kobaoba für den gewaltigen Elephanten ansahen.

Swartboy aber belehrte sie Alle, indem er erklärte, das Thier, welches sie sähen, sei das weiße Rhinoceros.

ZWEITES KAPITEL. EIN HITZIGER KAMPF.

Als sie das Kobaoba zuerst erblickten, kam es, wie schon gesagt worden, eben aus dem Dickicht heraus. Ohne Halt zu machen, marschirte es auf den schon erwähnten kleinen See los, augenscheinlich in der Absicht, um zu trinken.

Dieser kleine See verdankte sein Dasein natürlich der Quelle – obschon er volle zweihundert Schritt von der letztern und ungefähr eben so weit von dem großen Baume entfernt. Er war seiner Form nach fast kreisrund und hielt ungefähr hundert Schritt im Durchmesser, so daß sein Flächengehalt ein wenig über zwei englische Acker betrug. Er verdiente daher auch den Namen eines Sees, und die jungen Leute benannten ihn auch schon auf diese Weise.

Auf der obern Seite – nach der Quelle zu – war sein Ufer hoch und an einigen Stellen felsig. Diese felsigen

Stellen erstreckten sich bis zurück zu der Quelle und bildeten das Bett eines kleinen Baches. Auf der westlichen oder äußeren Seite des Sees lag das Land tiefer, und das Wasser reichte an einem oder zwei Punkten beinahe bis an die Fläche der Ebene. Aus diesem Grunde war auch auf dieser Seite das Ufer mit einer Menge Tritts Spuren von Thieren vieler Art besä't, die alle hier gewesen waren, um zu trinken. Hendrik hatte unter denselben die Fußstapfen vieler Arten bemerkt, welche er bis jetzt noch nicht kannte.

Dieses untere Ende des Sees war es, auf welches das Kobaoba zumarschirte, welches ohne Zweifel hier seinen alten Lieblingstrinkplatz hatte. Es gab hier einen Punkt, wo das Wasser leichter zugänglich war als anderwärts – ein wenig nach der Seite zu, wo das überfließende Wasser des Sees ablief. Es war dies eine Art Bucht mit schönem sandigem Boden, zu welcher man von der Ebene aus durch eine kleine Schlucht gelangte, die ohne Zweifel durch den langen Gebrauch der Thiere ausgehöhlt worden, welche hierher kamen, um zu trinken. Durch das Betreten dieser Bucht konnten die größten Thiere mit Leichtigkeit in's tiefe Wasser gelangen und trinken, ohne sich sehr ausdehnen oder bücken zu müssen.

Das Kobaoba kam in gerader Linie auf den See zu, und so wie es näher kam, sahen unsere Freunde es seine Schritte nach der Schlucht lenken, welche in die kleine Bucht hineinführte. Dies bewies, daß es schon früher hier gewesen.

Wenige Augenblicke später kam es zu der Schlucht heraus und stand bis in die Kniee im Wasser. Nachdem es schnaubend und niesend einige tüchtige Züge gethan, steckte es seine breite Schnauze mit Horn und Allem in das Wasser, plätscherte darin herum, bis es schäumte, legte sich dann hinein und begann sich zu wälzen wie ein Schwein.

Die Stelle des Wassers war seicht, und der größte Theil des unförmlichen Thierkörpers war über Fläche – ob schon der See Wasser genug enthielt, um dem Thiere ein Bad zu gewähren, wenn es sonst eins gewünscht hätte.

Van Bloom's sowohl als Hendrik's erster Gedanke war, wie man das Rhinoceros beschleichen und erlegen könnte. Nicht als ob sie blos den Tod des Thieres gewünscht hätten, sondern Swartboy hatte ihnen schon gesagt, was für ein treffliches Fleisch diese Thiergattung liefere, und ihr Lebensmittelvorrath war zu Ende.

Hendrik hatte auch noch einen andern Grund, aus welchem er den Tod des Thieres herbeizuführen wünschte. Er bedurfte einen neuen Ladestock für Büchse und betrachtete habgierig das lange Horn des Kobaoba.

Freilich aber war es weit leichter, den Tod des Rhinoceros zu wünschen als ihn herbeizuführen. Sie hatten keine Pferde – wenigstens waren dieselben nicht fähig, geritten zu werden – und ein Angriff zu Fuß wäre ein eben so gefährliches als vergebliches Spiel gewesen. Höchst wahrscheinlich hätte das Thier einen von ihnen auf sein großes Horn gespießt, oder sie mit seinen ungeheuern Füßen zertreten. That es aber auch weder das Eine, noch

das Andere, so konnte es doch leicht entrinnen, weil alle Gattungen von Rhinocerosen schneller laufen können als ein Mensch.

Wie sollte man ihm nun sonst zu Leibe kommen?

Vielleicht konnten die Wanderer sich heranschleichen, aus dem Hinterhalte nach dem Thiere schießen und es durch einen glücklichen Schuß niederstrecken. Zuweilen wird ein Rhinoceros durch eine einzige getödtet, aber blos wenn sie richtig trifft und das Herz oder einen andern der zum Leben unbedingt nothwendigen Theile durchbohrt.

Dies war wahrscheinlich der beste Plan. Nahe genug kommen konnten sie mit leichter Mühe. Dicht an dem Platze befand sich ein ziemlich dichtes Gebüsch. Wahrscheinlich wurden sie von dem alten Kobaoba nicht bemerkt, wenn sie sich von der dem Winde entgegengesetzten Seite näherten, besonders da es in diesem Augenblick sich höchst behaglich zu fühlen schien.

Schon standen sie im Begriff, diese Annäherung zu versuchen, als Swartboy plötzlich von einer sonderbaren Anwendung ergriffen zu werden schien. Er sprang mehrmals in die Höhe und murmelte gleichzeitig leise:

»Der Klo! der Klo!«

Ein Fremder würde geglaubt haben, Swartboy sei übergeschnappt, van Bloom aber wußte, daß mit: »Der Klo! oder Klo!« der Buschmann sagen wollte: »Der Elephant! der Elephant!« und schauete daher nach der Richtung hin, in welcher Swartboy zeigte.

Und allerdings zeigte sich auf der westlichen Ebene gegen den gelben Himmel abstechend eine dunkle Masse, die bei genauerer Untersuchung die Umrisse eines Elephanten darbot. Sein gerundeter Rücken war über den niedrigen Büschen leicht zu erkennen, und seine breiten hängenden Ohren bewegten sich, während er ging. Alle sahen auf Blick, daß er auf den See zukam und fast auf demselben Wege, welchen das Rhinoceros eingeschlagen.

Natürlich warf diese neue Erscheinung die Pläne der Jäger vollständig über den Haufen. Bei dem Anblicke des gewaltigen Elephanten vergaßen sie fast das Kobao-ba. Nicht als ob sie sehr große Hoffnung gehabt hätten, das gigantische Thier zu erlegen, obschon sie mit diesem Gedanken umgingen. Sie waren entschlossen, es auf alle Fälle wenigstens zu versuchen.

Ehe sie sich jedoch über einen Plan einigen konnten, hatte der Elephant den Rand des Sees erreicht. Obschon er nur langsam ging, so maß er doch mit seinen ungeheuern Schritten bald eine bedeutende Strecke und kam weit rascher vorwärts, als man hätte meinen sollen. Die Jäger hatten kaum Zeit, ihre Gedanken auszutauschen, als das ungeheure Thier auch schon nur wenige Schritte von dem Wasser entfernt war.

Hier machte der Elephant Halt, bewegte seinen Rüssel nach verschiedenen Richtungen hin, stand dann ganz ruhig und schien zu horchen.

Es gab keinerlei Geräusch, welches ihn gestört hätte – selbst das Kobaoba war für den Augenblick ruhig. Nachdem er ungefähr eine Minute so gestanden, bewegte er sich wieder vorwärts und bog in die schon beschriebene Schlucht ein. Die Jäger konnten ihn nun in einer Entfernung von nicht ganz dreihundert, Schritten ganz deutlich sehen. Er schien eine ungeheure Masse zu sein. Sein Körper füllte die Schlucht fast ganz aus, und seine langen gelben Stoßzähne, die mehr als drei Ellen von seinen Kinnladen emporragten, waren anmuthig aufwärts gekrümmt. Es war ein »alter Bock«, wie Swartboy sagte. Bis zu diesem Augenblicke hatte das Rhinoceros nicht die mindeste Ahnung von der Annäherung des Elephanten gehabt, denn der Tritt des Letztern, ein so großes Thier er auch ist, verhallt doch fast unhörbar wie der einer Katze. Allerdings gab er, während er sich so dahin bewegte, ein lautes, rollendes Getöse von sich, welches fernem Donner glich; das Kobaoba war aber gerade jetzt viel zu sehr in sein behagliches Bad vertieft, als daß es von irgend einem Schalle, der nicht sehr nahe und deutlich war, hätte Notiz nehmen sollen.

Der riesige Körper des Elephanten, der plötzlich in den Sonnenschein kam und seinen dunkeln Schatten über den See warf, war indessen deutlich genug und bewog das Kobaoba, mit einer Schnelligkeit auf seine Füße zu springen, die man einem Thiere von seiner schwerfälligen Bauart nimmermehr zugetraut hätte. Gleichzeitig gab es ein Getöse, das ein Mittelding zwischen Grunzen und Pfeifen war, von sich und spritzte das Wasser aus den

Nüstern. Der Elephant ließ ebenfalls seinen eigenthümlichen Gruß in einem Trompetentone hören, welcher von den Felsenhöhen widerhallte, und blieb stehen, sobald er des Rhinocerosses ansichtig ward.

Ohne Zweifel wurden Beide durch die unverhoffte Begegnung überrascht, und Beide standen einige Secunden lang da und betrachteten einander mit anscheinendem Erstaunen.

Dieses machte jedoch bald einem andern Gefühle Platz. Symptome von Zorn und Wuth begannen sich zu zeigen. Es war klar, daß ihr Blut in feinliche Wallung gerieth. Allerdings war das Dilemma auch kein kleines. Der Elephant konnte nicht bequem an das Wasser gelangen, wenn das Rhinoceros nicht die Bucht verließ, und das Rhinoceros konnte nicht gut aus der Bucht heraus, so lange der Elephant mit seinem ungeheuern Rumpfe die Schlucht versperrte.

Allerdings hätte das Kobaoba sich unter den Beinen des Elephanten hinwegducken oder auch weiter in den See hinein schwimmen oder an einem andern Punkte herausklettern und auf diese Weise das Feld räumen können.

Aber von allen Thieren in der ganzen Welt ist das Rhinoceros vielleicht das unfügsamste. Ueberdies ist es auch eins der furchtlosesten, denn es scheuet weder Menschen noch Thier, nicht einmal den gerühmten Löwen, den es

oft vor sich herjagt, wie eine Katze. Aus diesem Grunde hatte auch das alte Kobaoba durchaus nicht die Absicht, dem Elephanten zu weichen, und aus seiner Haltung ging hervor, daß es weder die Absicht hatte, sich unter dem Bauche des andern hinwegzuducken, noch auch nur einen einzigen Strich um seinetwillen zu schwimmen. Nein – nicht einen Strich.

Es blieb nun abzuwarten, wie der Ehrenpunkt entschieden werden würde. Der Stand der Dinge war ein so interessanter geworden, daß der Boer und seine Leute mit unverwandten Augen die beiden großen Thiere betrachteten. Das Rhinoceros war ebenfalls ein »Bock«, wie Swartboy sagte, und zwar einer bei größten seiner Art.

Mehrere Minuten lang standen sie so da und sahen einander an. Der Elephant kannte, obschon er der Größere war, seinen Gegner recht gut. Er war mit seines Gleichen schon mehrmals zusammengetroffen und wußte, daß seine Kräfte nicht zu verachten waren. Vielleicht hatte er auch schon einen Denkkettel von dem langen bratspießähnlichen Auswuchse angehängt bekommen, der von der Schnauze des Kobaoba emporragte.

Auf alle Fälle stürzte er nicht sofort auf seinen Gegner los, wie er wahrscheinlich mit einer armen Antilope gethan haben würde, die ihm auf dieselbe Weise in den Weg gekommen wäre. Seine Geduld war jedoch bald erschöpft. Seine Würde war beleidigt – seine Herrschaft streitig gemacht – er wünschte zu trinken und sein Bad zu nehmen, und konnte daher die Unverschämtheit des Rhinoceros nicht länger ertragen.

Mit einem lauten Gebell, von welchem die Felsen widerhallten, eröffnete er den Angriff, setzte seine Stoßzähne fest unter die Schultern seines Gegners, hob ihn mit gewaltiger Kraft empor und stürzte ihn rücklings in das Wasser hinein.

Einen Augenblick lang plätscherte das Rhinoceros und schnaubte mit dem Kopfe noch halb unter dem Wasser; aber kaum waren drei Secunden vergangen, so war es wieder auf den Füßen und griff seinerseits an. Die Zuschauer sahen, daß es mit seinen Horne gerade nach den Rippen des Elephanten zielte und daß der Letztere alles Mögliche that, um ihm immer den Kopf zugewendet zu halten.

Wieder warf der Elephant das Kobaoba rücklings in's Wasser, und wieder erhob es sich und griff seinen gigantischen Gegner wüthend an und so kämpften Beide, bis das Wasser um sie her ganz weiß von Schaum war.

Der Kampf ward *im* Wasser geführt, bis der Elephant, welcher zu glauben schien, sein Gegner habe hier einen Vorthail, sich rückwärts in die Schlucht hinein bewegte und hier mit dem See zugewendetem Kopfe wartete. In dieser Stellung aber schützten die Seitenwände der Schlucht ihn nicht, wie er vielleicht geglaubt. Sie waren zu niedrig und seine breiten Flanken ragten hoch darüber hinaus. Diese Wände der Schlucht hinderten ihn nur, sich umzudrehen, und dies störte die Freiheit seiner Bewegungen. Es konnte ja die Absicht des Rhinoceros gewesen sein, so zu handeln, wie es jetzt that, obschon es Denen, welche ihm zusahen, so vorkam. So wie der Elephant in

der Schlucht seine Stellung nahm, kletterte das Kobaoba auf das Ufer heraus, dann schwenkte es, mit dem Kopfe auf den Boden und das lange Horn horizontal haltend, herum, stürzte auf seinen Gegner los und stach ihn gerade zwischen die Rippen hinein. Die Zuschauer sahen, daß das Horn eindrang, und das laute Gekreisch, welches der Elephant ausstieß, nebst den raschen Bewegungen seines Rüssels und Schwanzes verrieth deutlich, daß er eine schwere Wunde erhalten hatte. Anstatt in der Schlucht zu bleiben, stürzte er nun vorwärts und machte nicht eher Halt, als bis er an die Kniee im Wasser stand. Das Wasser in seinen Rüssel empor ziehend hob er diesen empor, richtete ihn rückwärts und goß sich große Wassermassen über den Körper, und ganz besonders auf die Stelle, wo er den Stoß von dem Horne des Kobaoba erhalten.

Dann rannte er plötzlich wieder aus dem See heraus und suchte das Rhinoceros, dieses aber war nicht mehr zu sehen.

Nachdem es aus der Bucht entronnen, ohne seine Würde zu compromittiren, und vielleicht in der Meinung, daß es den Sieg gewonnen habe, war es, sobald es den Stoß geführt, davon galoppirt und in dem Gebüsch verschwunden.

DRITTES KAPITEL. DER TOD DES ELEPHANTEN.

Der Kampf zwischen den beiden großen Vierfüßlern dauerte nicht länger als zehn Minuten. Während dieser Zeit thaten die Jäger keinen Schritt vorwärts, um eines

der beiden Thiere anzugreifen, – so sehr ward ihre Aufmerksamkeit durch diesen von ihnen noch nie gesehenen Kampf in Anspruch genommen. Erst nachdem das Rhinoceros sich entfernt hatte und der Elephant wieder in das Wasser gekehrt war, begannen sie wieder sich mit einander zu berathen, auf welche Weise sie den Angriff auf dieses gewaltigste der afrikanischen Thiere eröffnen sollten. Hans ergriff nun seine Büchse und schloß sich ihnen an.

Der Elephant war, nachdem er sich nach seinem Feinde umgeschaut, wieder in den See zurückgekehrt – und stand bis an die Kniee im Wasser. Er schien unruhig und im höchsten Grade aufgeregt zu sein. Sein Schwanz war fortwährend in Bewegung und von Zeit zu Zeit stieß er einen kläglichen Schrei aus, der ganz verschieden war von dem gewöhnlichen trompetenähnlichen Bellen seiner Stimme. Er hob seine unförmlichen Beine empor und setzte sie dann wieder nieder, bis das Wasser sich durch dieses fortwährende Buttern mit Schaum bedeckte. Das Sonderbarste aber, was er that, war der Gebrauch, den er von seinem langen Rüssel machte. Mit diesem sog er ungeheure Wassermassen ein, richtete ihn dann rückwärts und spritzte es sich über Rücken und Schultern. Dieses Douchebad setzte er von Zeit zu Zeit fort, obschon er sich durchaus nicht behaglich fühlte.

Die Jäger wußten alle, daß er wüthend war. Swart-boy sagte, es würde außerordentlich gefährlich sein, sich in diesem Augenblicke vor ihm sehen zu lassen, ohne ein

Pferd zu haben, auf dem man ihm aus dem Wege galoppieren könnte. Aus diesem Grunde hatten sie sich sämtlich hinter dem Stamme des Nwanabaumes versteckt gehalten. Van Bloom lugte auf der einen Seite und Hendrik auf der andern hervor, um die Bewegungen des Elephanten zu belauern.

Trotz der Gefahr beschlossen sie endlich, ihn anzugreifen. Sie glaubten, wenn sie dies nicht bald thäten, würde er sich entfernen und sie um ihre Abendmahlzeit bringen; denn sie hatten gehofft, ein Stück von seinem Rüssel zu verzehren. Die Zeit war deßhalb kostbar geworden und sie beschlossen, den Angriff auf ihn ohne weitere Umstände zu eröffnen. Sie beabsichtigten, sich so weit als möglich in seine Nähe zu schleichen. Alle Drei wollten dann gleichzeitig feuern und sich dann platt in das Gebüsch niederwerfen, bis sie die Wirkung ihrer Schüsse sähen.

Ohne weitere Worte zu verlieren, schlichen sich van Bloom, Hans und Hendrik hinter dem Baume hervor, durch das Gebüsch, nach dem westlichen Ende des Sees. Es war kein ununterbrochenes Dickicht, sondern bloß eine Anhäufung von Baum- und Buschgruppen, so daß sie sich sehr vorsichtig von einer zur andern stehlen mußten. Van Bloom ging voran, während seine Söhne ihm auf der Ferse folgten.

Nach ungefähr fünf Minuten erreichten sie ein kleines Gebüsch nahe am Wasserrande und dem gigantischen Thiere ziemlich nahe. Auf Händen und Knieen krochen

sie nun bis an den Saum des Unterholzes, theilten die Blätter und schauten hindurch.

Der gewaltige Vierfüßler stand in Richtung ihnen vor den Augen, kaum zwanzig Schritte entfernt.

Er plätscherte immer noch geschäftig hin und her und bespritzte sich mit Wassermassen. Nichts verrieth, daß er die Gegenwart seiner Feinde argwohnte. Sie konnten sich daher Zeit nehmen und einen Theil seines riesigen Körpers auswählen, um ihn zum Ziele ihrer Geschosse zu machen.

Als sie ihn von ihrer neuen Stellung aus zuerst erblickten, stand er mit dem Hintertheile nach ihnen gewendet. Van Bloom glaubte nicht, daß es jetzt gut sei, Feuer zu geben, weil sie ihm in dieser Situation keine tödtliche Wunde beibringen konnten. Deßhalb warteten sie, bis er sich herumdrehen würde, ehe sie eine volle Salve gäben, und behielten ihn scharf im Auge.

Endlich hörte er auf, mit seinen Füßen zu buttern, und sog auch kein Wasser mehr in den Rüssel. Zugleich bemerkten die Jäger, daß der See eine ziemliche Strecke um ihn herum roth war. Es war sein Blut, welches das Wasser geröthet hatte.

Sie bezweifelten nun nicht mehr daß er von dem Rhinoceros verwundet worden; ob aber die Wunde eine schlimme sei, konnten sie nicht sagen. Sie befand sich in der Seite, und bis jetzt konnten sie wegen der Stellung, die er noch fortwährend einnahm, weiter Nichts sehen

als sein breites Hintertheil. Sie warteten jedoch zuversichtlich, denn sie wußten, daß er, wenn er sich herumdrehte, um das Wasser zu verlassen, ihnen die Flante darbieten mußte.

Mehrere Minuten lang beharrte er in derselben Stellung, die Jäger jedoch bemerkten, daß sein Schwanz nicht mehr hin- und herschnellte und daß seine ganze Haltung schlaff und sinkend war. Dann und wann wendete er seinen Rüssel nach der Stelle, wo er den Stoß von dem Horne des Kobaoba erhalten. Es war klar, daß die Wunde ihn schmerzte und störte, und dies ging noch deutlicher durch das laute, schmerzliche Athmen hervor, welches durch seinen Rüssel hindurch hörbar ward.

Die Drei begannen, ungeduldig zu werden. Hendrik bat um Erlaubniß, sich bis auf einen andern Punkt zu schleichen und dem Thiere einen Schuß zuzusenden, welcher es veranlassen würde sich herumzudrehen.

Gerade in diesem Augenblicke aber machte der Elephant eine Bewegung, als ob er im Begriffe stünde, das Wasser zu verlassen.

Er hatte sich fast ganz herumgedreht. Sein Kopf und sein Vordertheil befanden sich auf trockenem Lande, – die drei Kugelbüchsen waren auf ihn gerichtet, – die Augen der drei Jäger waren im Begriffe, durch die Visire zu blicken als man auf einmal den Elephanten wanken und taumeln und dann zusammensinken sah.

Mit lautem Geplätscher rollte sein umfangreicher Körper in das Wasser hinein, so daß es bis in die entferntesten Winkel des Sees lange Wellen schlug.

Die Jäger setzten den Hahn in Ruhe, sprangen aus ihrem Hinterhalte hervor und eilten nach dem Ufer.

Sie sahen sofort, daß der Elephant todt war. Sie bemerkten die Wunde in seiner Seite, das von dem Horne des Rhinoceros gestoßene Loch. Es war nicht sehr groß, aber die furchtbare Waffe war weit in den Körper eingedrungen und hatte die edlen Theile verletzt. Kein Wunder daher, daß es zu einer solchen Folge geführt, – dem Tode des gewaltigsten Vierfüßlers.

Sobald als bekannt ward, daß der Elephant todt war, eilten Alle zur Stelle. Trudchen und Jan wurden aus ihrem Verstecke herbeigerufen; denn man hatte ihnen befohlen, im Wagen zu bleiben, und auch Totty kam mit herbei. Swartbuy war einer der Ersten auf dem Platze und brachte ein Beil und ein großes Messer mit; – denn Swartboy beabsichtigte Allerlei an dem Kadaver vorzunehmen, – Hans und Hendrik beide ihre Jacken auszogen, um bei diesen Operationen hülfreiche Hand zu leisten.

Und was machte mittlerweile van Bloom? Ha! Dies ist eine wichtigere Frage, als Du vielleicht glaubst, lieber Leser. Es war eine wichtige Stunde, – die Stunde einer großen Krisis im Leben des wackeren Boers.

Er stand mit verschränkten Armen am Ufer des Sees, gerade über der Stelle, wo der Elephant gefallen war. Er schien in schweigende Betrachtung versunken und seine Augen waren auf den umfangreichen Kadaver des Thieres geheftet. Nein, nicht auf den Kadaver. Ein genauer Beobachter würde bemerkt haben, daß seine Augen nicht

über diesen Berg von dicker Haut und Fleisch hinschweiften, sondern auf einem besonderen Punkte hafteten. War dieser Punkt die Wunde in der Flanke des Thieres? Und dachte van Bloom nach, auf welche Weise der Stoß den Tod eines so kolossalen Thieres herbeigeführt hatte?

Auch dieß war nicht der Fall. Seine Gedanken waren einem andern Gegenstande zugewendet.

Der Elephant war so gefallen, daß sein Kopf außerhalb des Wassers auf einer kleinen Sandbank lag, längs deren sein weicher, biegsamer Rüssel sich seiner vollen Länge nach ausstreckte. Wie ein paar gigantische Türkensäbel krümmten sich die gelben Stoßzähne, diese elfenbeinerne Arme, die ihm seit Jahren, ja vielleicht seit Jahrhunderten dazu gedient, Bäume des Waldes zu entwurzeln und seine Gegner in manchem furchtbaren Kampfe in die Flucht jagen. Kostbare und schöne Trophäen waren sie, aber leider hatte ihr weit verbreiteter Ruhm vielen tausenden seiner Brüder nicht weniger als das Leben gekostet.

In ihrer ganzen Pracht glänzend, lagen diese schön gekrümmten, sanft geründeten Halbmonde da. *Diese* waren es, worauf die Augen des Boers geheftet waren.

Ja, und zwar mit einer Begier, die sonst seinem Blicke nicht eigen war. Seine Lippen waren zusammengepreßt, seine Brust arbeitete sichtbar. O in diesem Augenblicke ging eine Welt von Gedanken durch van Bloom's Gemüth.

Waren diese Gedanken schmerzlich? Der Ausbruch seines Gesichtes verrieth das Gegentheil. Die Wolke, welche

diesen ganzen Tag auf seiner Stirn geschwebt, war verschwunden. Es blieb keine Spur davon zurück, sondern es zeigten sich vielmehr an ihrer Stelle die Linien der Hoffnung und Freude, und diese Gefühle machten sich endlich in Worten Luft.

»Es ist die Hand des Himmels!« rief er laut. »Welch ein Glück! welch ein Glück!«

»Was meinst Du, Papa?« fragte Trudchen, die neben ihm stand; »wovon sprichst Du?«

Und auch die Andern sammelten sich, denn sie bemerkten sein aufgeregtes Wesen und freuten sich, ihn so heiter zu sehen.

»Was gibt es?« fragten Alle gleichzeitig, während Swartboy und Totty eben so begierig als die Andern stehen blieben, um die Antwort zu hören.

In der angenehmen Aufregung seiner Gedanken konnte der gute Vater seinen Kindern das Geheimniß seines jungen Glückes nicht länger vorenthalten.

Auf die langen elfenbeinernen Halbmonde zeigend, sagte er:

»Seht Ihr diese schönen Zähne?«

Ja wohl sah man sie.

»Nun, wißt Ihr auch welchen Wert sie haben?«

Das wußten die Kinder nicht. Sie wußten allerdings, daß sie etwas werth waren. Sie wußten, daß das Elfenbein von Elefantenzähnen gewonnen wird, oder richtiger gesagt, daß Elefantenzähne das Elfenbein selbst seien, und daß dieses zur Anfertigung von vielen hundert

verschiedenen Gegenständen verwendet werde. Trudchen hatte sogar selbst einen schönen elfenbeinernen Fächer, den sie von ihrer Mutter geerbt, und Jan besaß ein Messer mit einem elfenbeinernen Hefte. Elfenbein war ein sehr schönes Material und hatte einen bedeutenden Werth, dies wußten sie Alle. Wie hoch jedoch der Werth der Zähne anzuschlagen sei, davon konnten sie sich keine Idee machen.

»Wohlan, meine Kinder!« sagte von Bloom, »so genau, als ich sie schätzen kann, sind sie jeder zwanzig Pfund englisches Geld werth.«

»O! O! so viel!« riefen Alle wie aus Einem Munde.

»Ja,« fuhr der Boer fort, »nach meinem Dafürhalten wiegt jeder dieser Zähne ungefähr hundert Pfund, und da das Pfund gegenwärtig mit vier Schilling und sechs Pence verkauft wird, so würden aus diesen beiden Zähnen vierzig bis fünfzig Pfund Sterling zu lösen sein.«

»Aber dafür könnte man ja ein ganzes Gespann der besten Ochsen kaufen!« rief Hans.

»Vier gute Pferde!« sagte Hendrik.

»Eine ganze Heerde Schafe,« setzte der kleine Jan hinzu.

»Aber an wen sollen wir diese Zähne verkaufen?« fragte Hendrik nach einer Pause. »Wir sind hier weit entfernt von den Niederlassungen. Wer soll uns Ochsen oder Pferde oder Schaafte dafür geben? Es würde nicht der Mühe verlohnen, zwei Zähne eine so weite Strecke zu transportiren.«

»Zwei allerdings nicht, Hendrik,« sagte sein Vater ihn unterbrechend, »wohl aber zwanzig, – ja zweimal zwanzig oder dreimal zwanzig. Begreifst Du nun, was mich so heiter macht?«

»O!« rief Hendrik oder nun eben so wie Andern zu merken begann, weshalb ihr Vater so vergnügt war, »Du glaubst, wir können hier noch mehr Zähne erlangen?«

»Ganz recht, ich glaube, es giebt hier Elephanten. Ich bin nach der Menge ihrer Spuren, die ich hier bemerkt, davon sogar überzeugt. Wir haben noch unsere Büchsen und zum Glück vollauf Munition. Wir sind Alle ziemlich gute Schützen, – warum können wir von diesen werthvollen Trophäen nicht noch mehrere erlangen?«

»Wir werden es,« fuhr van Bloom fort. »Ich weiß, daß wir es werden; denn ich erkenne die Hand Gottes, der uns mitten in unserem Elende, und nachdem wir Alles verloren, diesen Reichthum sendet. Dieselbe Hand wird uns auch noch mehr senden. Deßhalb sei't gutes Muthes, meine Kinder! Es wird uns an Nichts mangeln – wir werden Ueberfluß haben, – wir können vielleicht sogar noch reich werden!«

Nicht als ob diesen jungen Leuthen gar so viel gelegen hätte, reich zu werden, sondern vielmehr, weil sie ihren Vater so heiter sahen, brachen sie in Etwas aus, was mehr war, als ein Beifallsgemurmel. Es war ein lauter Freudenruf, in welchen sowohl Totty als Swartboy einstimmten. Er schallte über dem kleinen See hinweg, und die Vögel, im Begriffe standen, zu Neste zu gehen, fragten einander, was dieser hier noch nie gehörte Schall zu bedeuten

habe. Es gab in ganz Afrika keine fröhlichere Gruppe als die, welche in diesem Augenblicke an dem Rande des einsamen Sees versammelt war.

VIERTES KAPITEL. DIE JÄGER.

Der Boer hatte sich demnach entschlossen, von Profession, – Elephantenjäger werden, und es war ein angenehmer Gedanke, daß diese Beschäftigung nicht blos anregenden Zeitvertreib, sondern auch großen Nutzen gewähren würde.

Er wußte allerdings, daß es keine so leichte Sache sei, so große und werthvolle Thiere wie Elephanten zu erlegen. Er glaubte nicht, daß er in wenigen Wochen oder Monaten große elfenbeiner Trophäen erbeuten würde, aber er hatte sich vorgenommen, wenn sein müßte, selbst Jahre damit zuzubringen. Jahrelang wollte er das Leben eines Buschmannes führen, – Jahrelang sollten seine Söhne Buschknaben sein, und er hoffte, daß mit der Zeit seine Geduld und Mühe reichlich belohnt werden würde.

In dieser Nacht waren um das Lagerfeuer herum Alle sehr fröhlich und guter Dinge. Den Elephanten hatte man gelassen, wo er lag, um ihn am nächsten Morgen zu zerlegen. Blos den Rüssel hatte man ihm abgehauen und einen Theil davon zum Abendessen zubereitet.

Obschon das ganze Fleisch des Elephanten eßbar ist, so gilt doch der Rüssel für eine ganz besondere Delikatesse. Er schmeckt beinahe wie Ochsenzunge, und unsere Freunde fanden ihn alle ganz vortrefflich. Swartboy, der

früher schon manches Mal Elefantenfleisch gegessen, freute sich sehr, jetzt nach langer Zeit wieder eine solche Mahlzeit genießen zu können.

Auch an guter Milch fehlte es nicht. Die Kuh, welche jetzt treffliche Weide hatte, gab noch einmal so viel als vorher, und dieses köstlichste aller Getränke war seiner Quantität nach hinreichend, um Jedem eine tüchtige Portion zukommen zu lassen. Während man sich an dem neumodischen Gericht, dem Elefantenrüsselbraten, labte, drehete sich natürlich Gespräch um diese Thiere.

Jedermann kennt die äußere Erscheinung des Elefanten, und eine Beschreibung von ihm wäre daher ganz überflüssig. Aber nicht Jeder weiß, daß es zwei verschiedene Arten dieses riesigen Vierfüßlers giebt – die *afrikanische* und die *asiatische*.

Bis noch vor Kurzem glaubte man, sie gehörten einer und derselben Gattung an. Jetzt jedoch weiß man, daß sie in mehr als Einer Beziehung sehr verschieden von einander sind.

Der asiatische oder, wie man ihn häufiger nennt, der »indische Elephant« ist der größere von beiden, doch ist es möglich, daß die Zähmung eine größere Art erzeugt hat, wie das mit vielen Thieren der Fall ist.

Die afrikanische Gattung existirt blos in wildem Zustande, und wie es scheint, besitzen die Individuen dieser Art dieselben Dimensionen des Körperumfanges, wie die größten der *wilden* asiatischen Elefanten.

Die auffallendsten Unterscheidungsunkte zwischen den beiden betreffen die Ohren und die Stoßzähne. Die Ohren des afrikanischen Elephanten sind von ungeheurer Größe, stoßen über den Schultern zusammen und hängen bis unter die Brust herab. Die des indischen Elephanten sind kaum zum dritten Theile so groß. In seinen großen Stoßzähnen besitzt der Erstere einen entschiedenen Vortheil; denn sie wiegen bei manchen Individuen ziemlich zweihundert Pfund jeder, während die Stoßzähne des Letzteren nur selten ein Gewicht von einhundert Pfund erreichen. Hiervon giebt es jedoch einige Ausnahmen. Natürlich ist ein Zahn von zweihundert Pfund einer der allergrößten und übertrifft weit das durchschnittliche Gewicht, welches man selbst bei afrikanischen Elephanten erwarten kann. Bei dieser Gattung sind die Weibchen ebenfalls mit Stoßzähnen versehen, obschon nicht von solcher Größe, wie die Männchen, wogegen das Weibchen des indischen Elephanten entweder gar keine Stoßzähne oder doch nur so kleine hat, daß sie außerhalb der Lippenhaut kaum zu bemerken sind.

Die übrigen hauptsächlichsten Unterscheidungsunkte zwischen den beiden Gattungen sind, daß die Stirn des asiatischen Elephanten concav, die des afrikanischen dagegen convex ist, und daß der Erstere vier hornige Zehen oder *sabots* an dem Hinterfuße hat, während sich an dem Fuße des Letztern nur drei zeigen. Der Schmelz der Zähne bietet übrigens noch einen ferneren Beweis dar, daß diese Thiere verschiedenen Gattungen angehören.

Dabei sind auch nicht alle asiatischen Elephanten einander gleich; es zerfällt diese Species vielmehr in Varietäten, die unter sich fast neben einander abzuweichen scheinen, als irgend eine einzelne von ihnen von der afrikanischen Gattung. Eine bei den Orientalen unter dem Namen Muknah bekannte Varietät hat gerade Stoßzähne, welche abwärts gerichtet sind, während man sie bei den andern größtentheils aufwärts gekrümmt siehet.

Die Asiaten erkennen zwei Hauptklassen oder vielleicht Gattungen unter ihren Elephanten an. Die eine unter dem Namen Cumareah bekannte, ist ein compactes, starkes Thier, mit tief herabhängendem Leibe, großem Rüssel und kurzen Beinen. Die andere, Merghi genannt, ist eine Art von größerer Höhe, aber weder so compact noch so stark als der Cumareah, und hat auch keinen so starken Rüssel. Seine langen Beine setzen ihn in den Stand, schneller zu laufen als der Cumareah; da aber der Letztere einen größeren Rüssel hat, – worauf Elephantenbesitzer viel Gewicht legen, – und im Stande ist, mehr Strapazen zu ertragen, so wird er jenem in der Regel vorgezogen und auf dem orientalischen Markte besser bezahlt.

Dann und wann trifft man auch einen *weißen* Elephanten an. Ein solcher ist einfach ein Albino, doch werden sie in vielen Ländern Asiens sehr hoch geschätzt und mit bedeutenden Summen bezahlt. In manchen Gegenden werden sie sogar auf abergläubische Weise verehrt.

Der indische Elephant bewohnt gegenwärtig den größern Theil der südlichen Länder Asiens mit Einschluß der

großen Inseln Ceylon, Java, Sumatra, &c. Natürlich weiß Jeder, daß in diesen Ländern der Elephant schon längst zum Gebrauche des Menschen abgerichtet worden ist, und dort zu den Hausthieren gehört. Doch ist er auch immer noch im wilden Zustande vorhanden, sowohl auf dem asiatischen Continente, als auch auf den Inseln, und die Elephantenjagd gehört zu den Hauptbelustigungen des Orients.

In Afrika ist der Elephant *nur* im Naturzustande vorhanden. Keine der Nationen dieses noch so wenig bekannten Continents zähmt oder dressirt ihn zu irgend einem Zwecke. Er wird hier bloß wegen seiner werthvollen Zähne und seines Fleisches geschätzt. Manche haben behauptet, diese Gattung sei wilder als die indische, und könne gar nicht gezähmt. Dies aber ist ein Irrthum. Der Grund, aus welchem man den afrikanischen Elephanten nicht abrichtet, ist einfach der, daß keine der kleinen Nationen Afrika's bis jetzt eine Stufe der Civilisation erreicht hat, die hoch genug wäre, um sie in den Stand zu setzen, sich die Dienste dieses werthvollen Thieres zu Nutzen zu machen.

Der afrikanische Elephant kann eben so leicht gezähmt und abgerichtet werden, als sein indischer Bruder. Der Versuch ist bereits gemacht worden; aber dafür, daß es geschehen kann, bedarf es keines besseren Beweises, als daß es wirklich schon geschehen ist, und zwar in großem Maßstabe. Die Elephanten der carthaginiensischen Armee gehörten nämlich dieser Gattung an.

Der afrikanische Elephant bewohnt gegenwärtig die mittleren und südlicheren Länder Afrika's. Abyssinien gegen Osten und der Senegal gegen Westen sind seine nördlichen Grenzen, und vor erst wenigen Jahren noch schweifte er südlich bis an das Cap der Guten Hoffnung herum. Die Thätigkeit der holländischen Elfenbeinjäger mit ihren ungeheuer langen Büchsen hat ihn aus dieser Gegend verscheucht und auf der Südseite des Oranienflusses findet man ihn daher jetzt nicht mehr.

Einige Naturforscher, und unter ihnen auch Cuvier, glaubten, der abyssinische Elephant gehöre der indischen Gattung an. Diese Voraussetzung hat sich schon längst als unbegründet erwiesen, und es ist kein Grund vorhanden, zu glauben, daß die letztere einen Theil Afrika's bewohnt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es Varietäten der afrikanischen Gattung in verschiedenen Ländern des Continents giebt. Es ist eine bekannte Sache, daß die der Tropengegenden größer sind, als die andern, und eine röthliche und sehr wilde Art soll in den Gebirgen Afrika's am Nigerflusse angetroffen werden. Es ist jedoch wahr, daß diese *rothen* Elephanten, die man gesehen, solche gewesen sind, deren Körper mit rothem Staub bedeckt war; denn viele Elephanten haben die Gewohnheit, sich mit Staub zu pudern, wobei sie sich ihrer Rüssel als Puderquaste bedienen.

Swartboy erzählte von einer Varietät, die unter den Hottentottenjägern unter dem Namen Koescops bekannt ist. Diese Art unterscheidet sich, wie er sagte, von den übrigen dadurch, daß ihr die Stoßzähne gänzlich fehlen

und daß sie weit böser und wilder ist. Man fürchtet daher auch, ihr zu begegnen; da sie indessen nicht das besitzt, wodurch die Mühe und Gefahr des Erlegens bezahlt wird, so gehen die Jäger ihr gewöhnlich weit aus dem Wege.

Dies war die Unterhaltung, welche diese Nacht am Lagerfeuer gepflogen ward. Viele der hier wiedergegebenen Mittheilungen rührten von Hans her, der sie natürlich aus Büchern geschöpft; der Busch trug jedoch das Seine ebenfalls mit bei, und dieses war vielleicht von weit zuverlässigerer Art.

Es sollte indessen nicht lange dauern, bevor Alle praktische Bekanntschaft mit den Schlupfwinkeln und Gewohnheiten dieses riesigen Vierfüßlers machten, der nun für sie das interessanteste Wesen der thierischen Schöpfung geworden war.

FÜNFTES KAPITEL. DAS ZERLEGEN DES ELEPHANTEN.

Der nächstfolgende Tag war ein Tag schwerer, aber freudenvoller Arbeit, denn man mußte nun den Elephanten zerlegen.

Obschon dem Rind-, Schöps- oder Schweinefleische nicht gleichkommend, ist doch das Fleisch des Elephanten hinreichend schmackhaft, um gegessen werden zu können. Es ist durchaus kein Grund vorhanden, daß es nicht gegessen werden sollte, denn das Thier lebt nur von Vegetabilien, den Blättern und zarten Schößlingen von Bäumen, nebst mehreren fleischiger Wurzeln, die es mit seinen Stoßzähnen und dem Rüssel sehr geschickt aus dem Boden zu ziehen weiß.

Freilich folgt daraus nicht, daß sein Fleisch einen guten Geschmack haben müsse; denn das Schwein, ein höchst unsauberes Thier, welches die verschiedensten Dinge durch einander frißt, liefert ein sehr köstliches Fleisch, während ein anderes Thier, welches derselben Familie (*pachydermata*) angehört und nur von saftigen Wurzeln lebt, ein Fleisch liefert, welches entweder ganz geschmacklos oder sehr bitter ist. Ich meine den süd-amerikanischen Tapir. Die Qualität des Futters ist daher durchaus kein Maßstab für die Qualität des Fleisches.

Allerdings war das Fleisch des Elephanten nicht von der Art, wie van Bloom und seine sich zur gewöhnlichen und alltäglichen Kost gewählt haben würden. Wären sie sicher gewesen, sich einen hinreichenden Vorrath von Antilopenfleisch verschaffen zu können, so hätte man den großen Kadaver des Elephanten, wenn auch nicht den Hunden, doch den Hyänen preisgegeben. Sie waren jedoch nicht sicher, ob sie sich auch nur eine einzige Antilope verschaffen könnten, und beschlossen daher, den Elephanten zu zerlegen und einzupökeln. Dann hatten sie doch immer einen tüchtigen Fleischvorrath und brauchten sich nicht abhalten zu lassen, Antilopenwildpret oder irgend einen andern Leckerbissen zu genießen, der sich ihnen vielleicht darbot.

Das Erste, was sie zu thun hatten, war, die Stoßzähne auszuschneiden. Dies war ein sehr saures Stück Arbeit, welches volle zwei Stunden in Anspruch nahm. Zum Glücke war ein gutes Beil zur Hand. Ohne dieses und

Swartboy's Erfahrung hätte man vielleicht doppelt so viel Zeit auf diese Operation verwenden müssen.

Nachdem das Elfenbein herausgeschnitten und an einem sichern Orte untergebracht war, begann das eigentliche Zerlegen des Thieres. Van Bloom und Swartboy agirten als Meister, und Hans und Hendrik als Gesellen. Da der Kadaver zur Hälfte unter Wasser lag, so würde es ihnen schwer geworden mit dem untern Theile fertig zu werden. Diesen aber zu berühren, lag gar nicht in ihrer Absicht. Die Hälfte war vollauf hinreichend, sie auf lange Zeit zu versorgen, und deßhalb begannen sie die Haut von der Seite abzuziehen, welche oben auf lag.

Die rauhe, dicke Außenhaut entfernten sie in breiten, mehrmals sich kreuzenden Streifen und schälten dann mehrere Schichten einer biegsamen, feinen Unterhaut ab. Hätten sie Wassergefäße gebraucht, so würde Swartboy diese Haut zur Anfertigung von dergleichen aufbewahrt haben, denn die Buschmänner und andere Ureinwohner bedienen sich ihrer zu diesem Zwecke. Sie hatten aber dergleichen Gefäße genug dem Wagen, und diese Haut ward daher weggeworfen.

Nun gelangten sie zu dem reinen Fleische, welches sie in großen Streifen von den Rippen trennten, und dann wurden die Rippen eine nach der andern mit dem Beile herausgehauen. Diese Mühe würden sie sich nicht gemacht haben, da sie ja die Rippen nicht gebrauchten, wenn sie solch nicht aus einem andern Grunde weggeschnitten hätten, nämlich um zu dem werthvollen Fette

zu gelangen, welches in ungeheuern Massen um die Eingeweide herum liegt. Natürlich war für die Zwecke der Küche dieses Fett für sie unschätzbar und überhaupt fast nothwendig, um das Fleisch selbst eßbar zu machen.

Es ist nichts Leichtes, zu dem Fette in dem Innern eines Elephanten zu gelangen, weil erst sämmtliche Eingeweide entfernt werden müssen. Swartboy ließ sich jedoch durch ein wenig Mühe nicht abschrecken, sondern kletterte in das Innere des ungeheuern Kadavers hinein und begann drauf loszuschneiden und von Zeit zu Zeit eine Masse Eingeweide heraus- und den Andern zuzuwerfen, welche sie aus dem Weg schafften.

Nach ziemlich langer Arbeit hatte man endlich das Fett heraus, verpackte es sorgfältig in ein Stück saubere Unterhaut und das Schlachten war nun beendet.

Natürlich waren die vier Füße, welche nebst dem Rüssel als ausgesuchte Lederbissen betrachtet werden, schon von dem Fesselgelenke abgetrennt und standen am Ufer, wo sie der fernern Operationen harreten, welche Swartboy mit ihnen vornehmen würde. Das Nächste, was es nun zu thun gab, war das Pökeln des Fleisches. Sie besaßen einigen Vorrath an Salz, einen kostbaren, obschon wie kürzlich entdeckt worden, nicht unentbehrlichen Artikel. Die Quantität aber – man hatte es in einer trockenen Ecke des Wagens verwahrt – war klein und würde zum Einpökeln des Elephanten bei Weiten nicht hingereicht haben. Es fiel ihnen aber auch gar nicht ein, ihr Salz zu einem solchen Zwecke zu verwenden.

Fleisch kann auch gepökelt, oder richtiger gesagt, aufbewahrungsfähig gemacht werden, und nicht bloß Swartboy, sondern auch van Bloom selbst verstanden sich sehr gut darauf.

In allen Ländern, wo das Salz rar ist, befolgt man dieses Verfahren, welches einfach darin besteht, daß man das Fleisch in dünne Streifen schneidet und in die Sonne hängt. Binnen wenigen Tagen ist es, wenn die Sonne recht warm scheint, hinreichend getrocknet, und so gedörrtes Fleisch hält sich Monate lang. Ein langsames Feuer entspricht diesem Zwecke eben so gut und man macht oft Gebrauch davon, wenn es an Sonnenschein mangelt.

Man brachte nur mehrere Stunden damit zu, das Elefantenfleisch in Stücken zu schneiden, und dann wurden eine Anzahl gabelförmiger Stangen in die Erde gepflanzt, andere horizontal darüber gelegt, und auf diese das Fleisch in zahllosen Festons aufgehängt.

Ehe noch die Sonne unterging, bot die Umgebung des Lagers einen seltsamen Anblick dar. Sie sah fast aus wie der Arbeitsplatz eines Garnbleichers, nur mit der Ausnahme, daß die hängenden Streifen, anstatt weiß zu sein, eine schöne, helle Rubinfarbe zeigten.

Damit aber war die Arbeit noch nicht beendet. Es mußten auch noch die Füße »präservirt« werden und das Verfahren hierbei ist ein ganz anderes. Es war dies ein Geheimniß, welches nur Swartboy kannte, der bei Ausführung desselben die erste Geige spielte und die wichtige Miene eines Küchenoberhauptes anzunehmen verstand.

Er verfuhr auf folgende Weise:

Zuerst grub er ein Loch in den Boden, ungefähr zwei Fuß tief und etwas mehr im Durchmesser – gerade groß genug, um einen der Füße aufzunehmen, der unten beinahe zwei Fuß im Durchmesser hielt. Die Erde, welche aus diesem Loche kam, verwendete Swartboy zur Auf-führung eines lockern, hohen Randes rund um das ge-grabene Loch.

Seinem Wunsche zufolge hatten die Knaben bereits eine bedeutende Quantität getrocknete Zweige und Scheite gesammelt. Diese bauete Swartboy jetzt in einer zehn Fuß hohen Pyramide über das Loch und stete sie dann in Brand. Hierauf begann er drei andere ähnliche Gruben zu machen, und überbauete jede mit einem Feuer wie das erste, bis vier große Feuer auf dem Boden brannten.

Es blieb ihm nun weiter Nichts übrig, als zu warten, bis diese Feuer niedergebrannt sein würden. Dies konnte vielleicht erst spät in der Nacht geschehen; aber Swart-boy hatte dies schon bedacht, und er wußte, daß er mit dem wichtigeren Theile seiner Arbeit fertig sein würde, ehe es noch Zeit zum Schlafengehen wäre.

Als das erste Feuer völlig zu glühender Asche ver-brannt war, begann Swartboy's schwerste Aufgabe. Mit einer Schaufel holte er die Asche aus dem Loche, bis das-selbe leer war, brauchte aber mehr als eine Stunde zu dieser anscheinend sehr einfachen Arbeit. Die Schwierig-keit lag in der außerordentlichen Hitze, die er zu ertra-gen hatte und die ihn jedes Mal, nachdem er einige Au-genblicke gearbeitet, wieder zurücktrieb, so daß er sich

genöthigt sah, sich einige Schritte weit zu entfernen, um sich ein wenig abzukühlen.

Der »Baas« sowohl als Hendrik und Hans lös'ten ihn hierbei ab, bis alle Vier schwitzten, als ob sie eine halbe Stunde lang in einem Backofen eingesperrt gewesen wären.

Als das Loch von den Kohlen gründlich geräumt war, hob Swartboy mit van Bloom's Hülfe einen der ungeheuern Füße in die Höhe, trug ihn so nahe, als sie wegen der sengenden Hitze kommen konnten, und setzten ihn in das Loch hinein.

Die anfangs aus demselben gegrabene sandige Erde, die jetzt so heiß war wie geschmolzenes Blei, ward nun über und um den Fuß herum fest geschlagen und dann die Asche oben darauf, und sodann ein abermaliges großes Feuer angezündet.

Dasselbe Verfahren ward mit den andern drei Füßen durchgemacht, und alle vier blieben in den Oefen, bis das Feuer niedergebrannt wäre, wo man sie sodann hinreichend gebacken finden würde. Swartboy entfernte dann die heiße Asche, hob die Elephantenfüße mit einem scharfen hölzernen Spieße heraus, klopfte sie tüchtig, um den Staub herunter zu schlagen, kratzte den Sand herunter und schälte dann die äußere Haut ab, worauf sie dann fertig waren, um entweder gegessen oder lange Zeit aufbewahrt zu werden.

Dies Alles wollte Swartboy thun, sobald die vier großen Feuer niedergebrannt wären.

Dies konnte jedoch vor Tagesanbruch nicht der Fall sein. Deßhalb genossen Alle, von den außerordentlichen Anstrengungen des Tages ermüdet, noch einmal Rüsselbraten zur Abendmahlzeit und legten sich dann in den schützenden Schatten des Nwanabaumes zur Ruhe nieder.

SECHSTES KAPITEL. DIE GRÄSSLICHE HYÄNE.

Müde wie sie waren, würden sie bald eingeschlafen sein. Es war ihnen aber nicht vergönnt. Während sie mit geschlossenen Augen in jenem halbträumerischen Zustande dalagen, welcher dem Schlafe vorangeht, wurden sie plötzlich durch seltsame Stimmen in der Nähe des Lagers aufgeschreckt.

Diese Stimmen ließen sich als lautschallendes Gelächter vernehmen, und Niemand, der sie kannte, würde sie für etwas Anderes gehalten haben als für die Stimmen menschlicher Wesen. Sie glichen ganz genau dem kreischenden Discant, in welchem sich das Gelächter eines wahnsinnigen Negers vernehmen läßt. Es schien, als ob eine Schaar solcher Menschen dem Tollhause entlaufen wären und sich dem Orte näherten.

Ich sage »näherten«, denn das Gelächter ward mit jedem Augenblicke heller und lauter, und es war klar, daß das Geschöpf, welches es ausstieß, dem Lager immer näher kam.

Daß es mehr als eins solcher Geschöpfe waren, schienen ebenfalls offenbar zu sein, eben so wie, daß es mehrere Gattungen von Geschöpfen sein mußten; dem die

Stimmen waren so mannigfaltig, daß ein Bauchredner in Verlegenheit gekommen sein würde, wenn man von ihm verlangt hätte, sie alle nachzuahmen. Man hörte heulen, winseln, grunzen, brummen und leise stöhnen, wie wenn Jemand heftige Schmerzen empfindet, und dann wieder zischen, plaudern und kurze, scharf abgestoßene Töne wie das Bellen eines Hundes und dann einen Chor menschlichen Gelächters, welches entsetzlicher und gräßlicher klang als alles Uebrige.

Der Leser wird glauben, daß ein solches wildes Concert das Lager in einen Zustand von großer Aufregung und Unruhe versetzt haben müsse. Aber davon war keine Rede. Niemand war im Mindesten erschrocken, nicht einmal Trudchen, nicht einmal der kleine Jan.

Wären diese Klänge ihnen unbekannt gewesen, so würden sie allerdings darüber erschrocken sein, denn dieselben waren ganz geeignet, auf jedes Ohr, welches sie noch nicht vernommen, eine solche Wirkung zu äußern. Van Bloom und seine Familie hatten zu lange schon auf der wilden Kärüh gelebt, als daß diese Stimmen ihnen hätten unbekannt sein sollen. In dem Heulen, Schwatzen und Bellen hörten sie nur das Geschrei des Schakals, und eben so wohl bekannt war ihnen das wahnsinnige Gelächter der entsetzlichen Hyäne.

Anstatt daher zu erschrecken und von ihrem Lager aufzuspringen, lagen sie still und lauschten, ohne einen Angriff von den lärmenden Thieren zu fürchten.

Van Bloom und seine Kinder schliefen in dem Wagen, Swartboy und Totty auf der Erde, aber dicht am Feuer,

und fürchteten sich daher nicht vor wilden Thieren irgend einer Art.

Die Hyänen und Schakals schienen jedoch bei der gegenwärtigen Gelegenheit sowohl sehr zahlreich als auch sehr keck zu sein. Binnen wenigen Minuten, nachdem man sie zuerst gehört, erscholl ihr Geschrei rund um das Lager auf allen Seiten so nahe und so laut, daß es geradezu unangenehm ward, selbst wenn man die sonstigen Eigenschaften der Thiere, von welchen es ausging, nicht weiter in Anschlag brachte.

Endlich kamen sie so nahe, daß es unmöglich war, nach irgend einer Richtung hinzuschauen, ohne ein paar grüne oder rothe Augen in dem Feuerscheine funkeln zu sehen. Auch weiße Zähne sah man, wenn die Hyänen den Rachen öffneten, um ihr schrilles Gelächter hören zu lassen.

Mit einem solchen Anblicke vor Augen und solchen in ihr Ohr schallenden Tönen konnten weder van Bloom noch irgend Jemand von seinen Leuten – so müde sie auch waren – einschlafen. Ueberhaupt war nicht blos vom Schlafe keine Rede, sondern schlimmer als dies, Alle, selbst nicht mit Ausnahme van Bloom's, begannen Befürchtungen, wenn auch nicht gerade Bangigkeit zu empfinden.

Noch nie hatten sie einen so zahlreichen und wilden Trupp von Hyänen gesehen. Es konnten ihrer nicht weniger als zwei Dutzend rund um das Lager mit einer doppelt so großen Anzahl von Schakals. Van Bloom wußte,

daß, obschon unter gewöhnlichen Umständen die Hyäne kein gefährliches Thier ist, es doch Zeiten und Orte gab, wo sie Menschen angriff. Swartboy wußte dies recht wohl und Hans auch, denn er hatte davon gelesen. Es war daher kein Wunder, daß Alle sich eines gewissen Grades von Besorgniß nicht erwehren konnten.

Die Hyänen benahmen sich mit solcher Keckheit und schienen dabei so heißhungrig zu sein, daß von Schlaf keine Rede war. Es mußte deßhalb nothwendig eine Demonstration gemacht werden, um die Ungeheuer von dem Lager hinwegzuscheuchen.

Van Bloom, Hans und Hendrik ergriffen ihre Gewehre und stiegen aus dem Wagen, während Swartboy sich mit Bogen und Pfeil bewaffnete. Alle vier standen dicht am Stamme des Nwanabaumes auf der entgegengesetzten Seite von der, wo die Feuer brannten. Hier waren sie im Schatten und konnten Alles beobachten, was in den Schein des Feuers kam, ohne dabei selbst gesehen zu werden. Ihre Stellung war sonach eine ganz gut gewählte.

Kaum hatten sie sich darin befestigt, als sie bemerkten, daß sie sich einer großen Nachlässigkeit schuldig gemacht hatten. Jetzt erst fiel ihnen ein, was die Hyänen in solcher Anzahl herbeigelockt hatte – es war ohne Zweifel nichts Anderes, als das zum Dörren aufgehängte Fleisch des Elephanten.

Das war es, wornach die Thiere kamen, und Alle sahen nun ein, daß man einen großen Fehler begangen, indem

man das Fleisch zu tief gehangen. Die Hyänen konnten es mit leichter Mühe erreichen.

Dies ward bald offenkundig; denn während sie so standen und die in dem Scheine von Swartboy's Feuern deutlich sichtbaren rothen Festons in's Auge faßten, stürzte ein zottiges, gesprenkeltes Ungeheuer herbei, stellte sich auf die Hinterbeine, faßte eines der Fleischstücken, zerrte es von der Stange herunter und rannte damit in die Nacht hinein.

Man hörte heftig scharren und kratzen, während die anderen Thiere sich einen Theil der Beute anzueignen suchten, welche ohne Zweifel binnen einer halben Minute verzehrt war, denn nach Verlauf dieser Zeit verriethen funkelnde Augen und schimmernde Zähne, daß der ganze Trupp wieder da war, bereit, einen neun Fang zu machen.

Keiner der Jäger hatte bis jetzt gefeuert, weil die Schnelligkeit, mit welcher die Thiere sich herum bewegten, es sehr schwierig machte, eins von ihnen auf's Korn zu nehmen, und Alle wußten, daß Pulver und Blei viel zu kostbare Dinge sind, als daß man sie aufs Gerathewohl hin verbrauchen sollte.

Durch ihren Erfolg kühner gemacht, waren die Hyänen jetzt noch näher gekommen und würden sofort einen allgemeinen Angriff auf die mit Fleisch behangenen Gerüste gemacht und ohne Zweifel eine bedeutende Quantität davon fortgeschleppt haben. Gerade in diesem Augenblicke aber fiel es van Bloom ein, daß es am besten sein würde, wenn sie ihre Flinten beiseite legten und das

begangene Versehen dadurch wieder gut machen, daß sie das gedörrte Fleisch in ein anderes Bereich brachten. Thaten sie es nicht, so mußten sie entweder die ganze Nacht wach bleiben und es hüten, oder sich darauf gefaßt machen, den nächsten Morgen auch nicht einen einzigen Streifen davon mehr vorzufinden.

Aber wie sollte es dem Bereiche der Thiere entrückt werden?

Anfangs gedachten sie es auf einen Haufen zusammenzutragen und in dem Wagen zu verwahren. Dies aber wäre nicht bloß eine unangenehme Arbeit gewesen, sondern hätte auch den Raum ihres Schlafgemaches vermindert.

Es bot sich indessen ein Auswegdar. Sie sahen, daß, wenn die Gerüste nur hoch genug wären, das Fleisch mit leichter Mühe so aufgehängt werden könnte, daß die Hyänen nicht dazu gelangen würden. Die einzige Frage war, wie man die Kreuzstangen ein wenig höher stellen sollte. In der Dunkelheit war es ihnen nicht möglich, eine neue Anzahl Gabeln herbei zu schaffen, und hier lag die Schwierigkeit. Wie sollten sie dieselbe überwinden?

Hans genoß den Ruhm, ein Mittel an die Hand zu geben, und dieses war, einige der Gabelstangen heranzuziehen, sie mit den Gabelenden nach oben an die andern zu binden und die wagerechten Stangen auf die obersten Gabeln zu legen. Auf diese Weise bekam man ein Gerüst, welches hoch genug war, um das Fleisch so darauf zu hängen, daß weder Schakals noch Hyänen es erreichen konnten.

Hans' Vorschlag ward angenommen. Die Hälfte deraufrechten Stangen ward herausgezogen und auf die andern gesetzt, so daß die Gabeln dieser volle zwölf Fuß hoch wurden, und dann legte man die Kreuzstangen querüber.

Van Bloom stellte sich auf einen der Wagenkästen und ward dadurch in den Stand gesetzt, die Fleischstreifen über die Horizontalstangen zu werfen und zwar so, daß sie nur wenige Zoll weit herabhingen und dem Bereiche der heißhungrigen Thiere nun vollständig entrückt waren.

Als man mit dieser Arbeit fertig war, begaben sich unsere Freunde wieder in den Schatten des Baumes mit der Absicht, eine Weile zu warten, was die Eindringlinge beginnen würden.

Sie brauchten nicht lange zu warten. In weniger als fünf Minuten nahete das Rudel heulend und lachend wie zuvor sich wieder, nur mischte sich mit diesen Klängen dies Mal ein ganz besonderer Ton, der getäuschte Erwartung auszudrücken schien. Die Thiere sahen gleich auf den ersten Blick, daß die verlockenden Festons nicht mehr in ihrem Bereiche waren.

Indessen wollten sie doch nicht wieder abziehen, ohne sich vorher von dieser Thatsache bestimmt zu überzeugen, und mehrere der größten liefen keck bis unter das Gerüst und begannen in die Höhe zu springen, um zu sehen, wie hoch es wäre.

Nach mehreren Versuchen, wobei sie jedes Mal so hoch sprangen, als sie im Stande waren, schienen sie den Muth zu verlieren und würden ohne Zweifel bald dem Fuchs

mit den Trauben nachgeahmt haben und ruhig ihrer Wege gegangen sein. Van Bloom aber, der sich nicht wenig ärgerte, auf diese Weise aus seiner angenehmen Ruhe aufgeweckt worden zu sein, war entschlossen, an seinen Quälgeistern, einige Rache zu nehmen. Deßhalb flüsterte er seinen Söhnen ein Commandowort zu, und eine Salve krachte hinter dem Baume hervor.

Dieser unerwartete Gruß jagte sowohl Hyänen als Schakals schnell aus einander, und man hörte das Trappeln ihrer zahlreichen Füße, während sie sich entfernten. Als man das Terrain unter dem Gerüst durchsuchte, fand man, daß zwei der größeren dieser gefräßigen Vierfüßler und einer der kleineren in's Gras gebissen hatten.

Swartboy hatte mit den Büchsen zugleich seinen Bogen abgeschossen, und er war es, der den Schakal getödtet hatte, denn der vergiftete Pfeil stak noch zwischen den Rippen des Thieres.

Die Büchsen wurden wieder geladen, die Jäger nahmen wieder ihre Stellung ein, aber obschon sie eine volle halbe Stunde warteten, so kamen doch weder Hyänen noch Schakals zum Vorschein.

Sie hatten sich indessen nicht allzuweit entfernt, wie ihre wilde Musik bezeugte; der Grund aber, aus welchem sie nicht wiederkamen, war, daß sie mittlerweile den in dem See liegenden halben Kadaver des Elephanten entdeckt hatten und nun an diesem schmaus'ten. Man hörte vom Lager aus deutlich, wie sie in dem Wasser herumplätscherten, und die ganze Nacht hindurch zankten und

grollten sie und lachten und heulten, während sie sich mit ihrer reichlichen Beute den Bauch füllten.

Natürlich wachten van Bloom und seine Leute die ganze Nacht, um diesem Quodlibet von Stimmen zuzuhören. Sobald sie bemerkten, daß die Thiere wahrscheinlich nicht wieder dem Lager zu nahe kommen würden, legten sie ihre Waffen beiseite, kehrten, auf ihre verschiedenen Ruheplätze zurück und lagen bald alle in dem süßen Schlummer, der auf einen arbeitsvollen Tag zu pflegt und für den nächsten neue Kräfte giebt.

SIEBENTES KAPITEL. DAS BESCHLEICHEN DES AUREBI.

Am nächsten Morgen waren die Hyänen und Schakals von dem Schauplatze verschwunden und zum Erstaunen Aller war auch nicht ein Loth Fleisch an den Knochen des Elephanten zu sehen. Das ungeheure Skelett lag rein abgenagt da und die Knochen waren von den rauhen Zungen der Hyänen förmlich weiß polirt. Ja, noch seltsamer, zwei der Pferde – diese armen Thiere waren nämlich schon längst sich selbst überlassen worden – hatten während der Nacht ihren Tod gefunden, und ihre Gerippe lagen in kurzer Entfernung von dem Lager eben so rein abgenagt, wie das des Elephanten.

Alles dies waren Beweise von der großen Anzahl hungeriger Geschöpfe, die in dieser Gegend ihren Wohnsitz haben mußten – und überdies auch Beweise davon, daß es hier eine Menge Wild geben mußte, denn wo dieses nicht zahlreich ist, da können auch die Raubthiere nicht existiren. Aus der großen Menge von Spuren, die sich an

dem Ufer des Sees zeigten, ging hervor, daß Thiere verschiedener Arten hier während der Nacht getrunken hatten. Man hier den runden festen Huf des Quagga und seines nahen Verwandten, des Dauw; die saubere Hufspur des Gemsbockes und die größere des Elennthieres, und mitten darunter erkannte van Bloom auch die Spur des gefürchteten Löwen. Obschon sie sein Brüllen in dieser Nacht nicht gehört hatten, so zweifelten sie doch nicht, daß es deren in dieser Gegend sehr viele gäbe. Die Gegenwart seiner Lieblingsbeute – der Quaggas, der Gemsböcke und der Elennthiere – waren sichere Anzeichen, daß der König der Thiere nicht weit entfernt war.

Es ward an diesem Tage nicht viel Arbeit fertig. Die Arbeit des Fleischtrocknens, welches unsere Freunde während des ganzen vorigen Tages beschäftigte, und ihre gestörte Nachtruhe hatte sie Alle ein wenig träg gemacht, und weder van Bloom noch die Andern hatten Lust zur Arbeit. Deßhalb gingen sie in der Nähe des Lagers umher und thaten sehr wenig.

Swartboy nahm seine Elephantenfüße aus den Oefen und säuberte sie. Eben so nahm er das gedörrte Fleisch herunter und hing es so, daß es der Sonne besser ausgesetzt war. Van Bloom selbst schoß die noch übrigen Pferde nieder, nachdem sie eine ziemliche Strecke, weit von dem Lager hinweggetrieben hatte. Er that dies, um den Leiden der armen Thiere ein Ende zu machen, denn es war Jedem klar, daß sie nur noch ein paar Tage leben konnten, und ihnen eine Kugel in's Herz zu jagen, war daher ein Werk der Barmherzigkeit.

Von dem ganzen Viehstande des Boers war nun blos die Kuh übrig; und diese ward mit der größten Sorgfalt gepflegt Ohne die köstliche Milch, welche sie in so großer Menge lieferte, wäre die Kost unserer Freunde immer eine ziemlich rohe gewesen und sie wußten daher vollkommen den Dienst zu würdigen, den dieses Thier ihnen leistete. Jeden Tag ward sie auf die beste Weide und des Nachts in einen sichern Kraal von Dornbüschen getrieben, den man in kurzer Entfernung von dem Baume für sie gebaut hatte. Diese Dornbüsche waren so nebeneinander gepflanzt, daß sie gewissermaßen ein mit sogenannten spanischen Reitern versehenes Palisadenwerk bildeten, welches zu übersteigen oder zu durchbrechen nicht so leicht irgend ein Thier versuchte. Eine solche Umzäunung scheucht selbst den Löwen zurück, wenn er nicht vorher zu äußerster Wildheit aufgereizt worden ist.

Natürlich war eine Lücke gelassen, damit die Kuh ein und aus passiren konnte und, diese Lücke ward mittelst eines ungeheuern Dornbusches geschlossen, welcher in jeder Beziehung die Stelle eines Thores vertrat.

Außer der Kuh war das einzige lebende Thier im Lager Trudchens kleiner Liebling, die junge Gazelle.

Aber noch an demselben Tage kam ein zweiter Liebling hinzu, ein liebes kleines Geschöpf, nicht weniger schön als der Springbock und vn noch kleineren Körperverhältnissen. Es war dies das Junge eines Aurebi – einer jener zierlichen kleinen Antilopen, die man auf den Ebenen und in den Buschwerken des südlichen Afrika in solcher Menge findet.

Hendrik war es, dem man nicht blos den Besitz dieses Thierchens, sondern auch eine delicate Wildpretmahlzeit verdanke, welche sie diesen Tag genossen, und welcher Alle, Swartboy ausgenommen, vor dem Elephantenfleische den Vorzug gaben. Hendrik hatte sich das Wildpret durch einen BüchSENSCHUß verschafft und zwar auf folgende Weise:

Gegen Mittag ging er aus, weil er auf einer großen Wiese in der Nähe des Lagers ein Thier zu sehen glaubte. Nachdem er ungefähr eine halbe Meile gegangen war und sich unter dem Gebüsch gehalten welches den Rand der Wiese umsäumte, kam er nahe genug, um sich zu überzeugen, daß es wirklich ein Thier war, welches er beobachtet, denn er sah jetzt zwei an der betreffenden Stelle,

Sie gehörten einer Gattung, an, die er bis jetzt noch nicht gekannt. Sie waren sehr klein – noch kleiner als Springböcke – an ihrem allgemeinen – Aussehen erkannte Hendrik jedoch, daß es Antilopen oder Rehe waren, und da Hans ihm gesagt, daß es in Südafrika keine Rehe gäbe, so schloß er daraus, daß es eine Gattung von Antilopen sein müßte. Es war ein Bock und eine Kuh dies sah er daran, daß blos eins von ihnen Hörner hatte. Der Bock war nicht ganz zwei Fuß hoch, schlank gebaut und von blaßbrauner Farbe. Sein Bauch war weiß; über den Augen hatte er weiße Bogen und unter der Kehle einen Büschel langen weißen Haares. Unterhalb der Kniee befanden sich gelbliche Haarbüschel und seine Hörner standen, anstatt lyraförmig zu sein, wie die des Springbockes,

fast ganz gerade und hatten eine Länge von etwa vier Zoll. Sie waren schwarz von Farbe und auch mit kleinen Ringen bezeichnet. Die Kuh hatte keine Hörner und war noch viel kleiner als der Bock.

Aus allen diesen Kennzeichen schloß Hendrik, daß die kleinen Antilopen sogenannte Aurebis¹ seien, und dies waren sie auch.

Er fuhr fort sich ihnen näher zu schleichen bis er so dicht *als möglich* bei ihnen war. Dabei aber war er immer noch zweihundert Schritte von ihnen entfernt und natürlich noch lange nicht nahe genug, um mit seiner kleinen Büchse auf die Thiere schießen zu können.

Ein dichter Jongdorn-Busch verbarg ihn, aber er wagte nicht weiter zu gehen, weil er sonst das Wild erschreckt haben würde, und er bemerkte, daß es sehr schüchterne Geschöpfe waren.

Dann und wann streckte der Bock seinen zierlich geformten Hals in die Höhe, stieß einen gedämpften blökenden Ruf aus und sah sich mißtrauisch um. Aus diesen Anzeichen zog Hendrik den Schluß, daß er es hier mit schüchternem Wilde zu thun habe, dem nicht so leicht zu nahe zu kommen sei. Er stand einen Augenblick still und überlegte, was er thun sollte. Er befand sich auf der dem Winde entgesetzten Seite des Wildes, die er mit Fleiß gewählt hatte; nach einer Weile aber bemerkte er zu seinem Verdrusse, daß die Thiere *dem Winde entgegen* weideten

¹Oribis.

und auf diese Weise die Entfernung zwischen ihnen und ihm fortwährend erweiterten.

Es fiel Hendrik ein, daß es vielleicht ihre Gewohnheit sei, dem Winde entgegen zu weiden, wie Springböcke und einige Gattungen zu thun pflegen. Wenn dies der Fall war, so that er am Klügsten, wenn er das ganze Project aufgab oder einen langen Umweg machte und ihnen von der andern Seite beizukommen suchte. Dazu gehörte jedoch Mühe und Zeit, und am Ende war das Beschleichen dennoch ein unsicheres. Nachdem er lange gelaufen, gekrochen und geschlichen war, witterte das Wild ihn doch vielleicht, noch ehe er auf Schußweite heran war, denn eben aus diesem Grunde lehrt der Instinkt diese Thiere, gegen den Wind und nicht mit demselben zu weiden.

Da die Ebene groß und das dastehende Gebüsch weit entfernt war, so verlor Hendrik den Muth und gab den schon halb gefaßten Plan auf, die Thiere von der anderen Seite zu beschleichen.

Eben stand er im Begriff, sich aufzurichten und nach Hause zurückzukehren, als ihm einfiel, daß vielleicht hier Verlockung anwendbar sei. Er wußte, daß es mehrere Arten von Antilopen gab, bei welchen die Neugier stärker war als die Furcht. Oft hatte er den Springbock auf Schußweite herbeigelockt. Warum sollten diese Thiere nicht demselben Impulse gehorchen?

Er beschloß, die Probe zu machen. Im schlimmsten Falle konnte es ihm blos mißlingen und außerdem hatte er keine Aussicht, zum Schuß zu kommen.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, steckte er die Hand in die Tasche. Er hätte hier ein großes rothes Taschentuch finden sollen, dessen er sich mehr als einmal zu ähnlichen Zwecken bedient. Zu seinem Verdrusse war es nicht da. Er fuhr in beide Taschen seiner Jacke und dann in seine weiten Hosen, dann unter die Brust seiner Weste. Das Taschentuch war nirgends zu finden. Ach, leider hatte er es im Wagen liegen gelassen. Es war sehr ärgerlich.

Was konnte er sonst benutzen? Sollte er seine Jacke ausziehen und in die Höhe halten? Ihre Farbe war nicht bunt genug. Es ging nicht.

Sollte er seinen Hut auf die Mündung seiner Büchse setzen? Das wäre vielleicht besser gewesen, aber es hätte immer noch zu viel Aehnlichkeit mit der Gestalt des Menschen gehabt, und Hendrik wußte, daß alle Thiere diese fürchten.

Endlich kam ihm ein glücklicher Gedanke ein. Er hatte gehört; daß für die neugierigen Antilopen seltsame Formen oder Bewegungen fast eben so anlockend sind als grelle Farben. Er entsann sich einer List, die, wie man erzählte, von mehreren ausgeführt worden war. Sie war ziemlich leicht und bestand einfach darin, daß der Jäger sich auf Kopf und Hände stellte und die Füße in die Luft emporstreckte.

Nun war Hendrik zufällig gerade einer jener, die dieses kleine Kunststück oft um ihrer bloßen Belustigung willen übten, und er konnte auf den Kopfe stehen wie ein Akrobat.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, stellte er seine Büchse auf den Boden zwischen seine Hände, schwang die Füße in die Luft empor und begann sie hin und her zu bewegen, sie zu kreuzen und eine Menge wunderlicher Figuren damit zu machen. Er hatte sich so gestellt, daß sein Gesicht den Thieren gewendet war, während er so auf dem Kopfe stand. Natürlich konnte er sie nicht sehen, während er sich in dieser Position befand, denn das Gras war einen Fuß hoch; dann und wann aber ließ er die Füße wieder auf die Erde herab, schaute zwischen den Beinen hindurch und sah, in wie weit seine List Erfolg hatte.

Und sie hatte wirklich Erfolg. Der Bock gab, als er den seltsamen Gegenstand zuerst bemerkte, ein scharfes Pfeifen von sich und schoß mit der Schnelligkeit eines Vogels davon, denn das Aurebi ist eine der raschesten der afrikanischen Antilopen. Die Kuh oder Ziege folgte, obschon nicht so schnell, und blieb daher ziemlich weit hinter dem Bock zurück.

Dieser machte, als er dies bemerkte, und als ob er sich seines Mangels an Galanterie schämte, plötzlich Halt, drehte sich herum und galoppierte zurück, bis er sich wieder zwischen dem Weibchen und dem seltsamen Dinge befand, welches ihn erschreckt hatte.

Was kann das für ein seltsames Ding sein? schien er sich jetzt zu fragen. Ein Löwe war es nicht, auch kein Leopard, auch keine Hyäne, und noch weniger ein Schakal.

Es war weder ein Fuchs, noch ein Erdwolf, noch ein wilder Hund, noch sonst einer seiner wohlbekannten Feinde. Auch war es kein Buschmann, denn diese haben ja nicht zwei Köpfe, wie dieses Ding zu haben schien. Was konnte es nur sein? Es war auf seiner Stelle geblieben – es hatte ihn nicht verfolgt. Vielleicht war es gar nicht gefährlich. Ohne Zweifel war es ganz harmlos.

So sprach das Aurebi wahrscheinlich bei sich selbst. Seine Neugier überwand seine Furcht. Es wollte ein wenig näher hinzugehen. Es wollte sich den Gegenstand ein wenig näher ansehen, ehe es die Flucht ergriff. Gleichviel was es war, so konnte es in dieser Entfernung ganz gewiß keinen Schaden thun, und was das Einholen betraf, so gab es ja in Afrika kein zweibeiniges oder vierbeiniges Geschöpf, welchem es nicht mit leichter Mühe zu entrinnen vermocht hätte.

Deßhalb ging es ein wenig näher hin, und dann noch ein wenig näher und kam im Zickzack immer weiter heran, bis es nicht mehr ganz hundert Schritte von dem seltsamen Gegenstande entfernt war, der es auf den ersten Augenblick so erschreckt.

Seine Begleiterin hielt sich dicht hinter ihm und schien eben so neugierig zu sein, als das Männchen, denn ihre großen glänzenden Augen öffneten sich, so weit sie konnten, während sie dann und wann stehen blieb, um u gaffen.

Zuweilen stießen die beiden Thiere, während sie so im Zickzack hin und her rannten, an einander und blieben einen Augenblick stehen, als ob sie sich leise mit einander

beriethen und einander fragten, ob sie über das eigentliche Wesen der seltsamen Gestalt noch nicht in's Reine seien.

Es war indessen klar, daß dies wo nicht der Fall war, denn sie kamen mit allerhand Geberden und Blicken, welche Neugier und Verwunderung verriethen, immer näher.

Endlich verschwand der sonderbare Gegenstand plötzlich auf einen Augenblick in dem Grase und kam gleich darauf wieder zum Vorschein, aber vies Mal in veränderter Gestalt. Etwas an ihm glänzte hell in der Sonne, und dieses Glänzen bezauberte den Bock so, daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte, sondern das glänzende Ding unverwandt betrachtete.

Verderbliche Verblendung! Es war sein letzter Blick. Ein greller Blitz zuckte auf – er fühlte, daß ihm Etwas das Herz durchbohrte und er sah den glänzenden Gegenstand nicht mehr!

Das Weibchen sprang herbei zu der Stelle, wo ihr Begleiter gefallen war, und blieb kläglich blökend neben ihm stehen. Sie kannte nicht die Ursache seines plötzlichen Todes, aber sie sah, daß er todt war. Die Wunde in seiner Seite – der Strom rothen Blutes – zeigte sich ihren Augen. Sie hatte niemals den Tod in dieser Form gesehen, aber sie wußte, daß ihr Geliebter todt sei. Sein Schweigen – seine regungslos und steif auf dem Grase ausgestreckte Gestalt – sein stieres, gebrochenes Auge – Alles verrieth ihr, daß er aufgehört hatte zu leben.

Sie wollte fliehen, aber sie konnte ihn nicht verlassen – sie konnte es nicht über das Herz bringen, sich auch nur von seiner leblosen Gestalt zu trennen. Sie wollte noch eine Weile bleiben und ihn betrauern,

Ihr Witwenstand war ein kurzer. Wieder blitzte das Zündkraut – wieder knallte das blanke Rohr und das trauernde Weibchen sank auf den Genossen nieder.

Der junge Jäger sprang nun auf seine Füße. Er wartete nicht, der sonstigen Gewohnheit zufolge, um erst sein Gewehr wieder zu laden, ehe er sich seiner Beute näherte. Die Ebene war vollkommen flach und er sah kein anderes Thier auf derselben. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er die Antilopen erreicht hatte, zu bemerken, daß noch ein drittes Glied der Gesellschaft am Leben war.

Ja, ein kleines Kalb, nicht größer als ein Kaninchen, sprang in dem Grase umher und rannte um den ausgestreckten Leichnam seiner Mutter herum und ließ ein klägliches, kindisches Meckern hören.

Hendrik war überrascht, denn er hatte dieses Thier vorher nicht bemerkt, freilich aber hatte er die Antilopen erst in dem Augenblicke, wo er auf sie anschlug, richtig gesehen und das Gras hatte das Junge bedeckt.

Obschon Hendrik ein Jäger war, so konnte er sich doch einer wehmüthigen Anwandlung nicht erwehren, als er die Gruppe betrachtete, die sich hier seinen Augen darbot. Er fühlte indeß, daß er diese Thiere nicht zum bloßen Zeitvertreibe muthwillig getödtet, und dies beruhigte sein Gewissen.

Das kleine Aurebikalb war ein famoses Geschenk für Jan, der sich oft eins gewünscht, damit seine Schwester Nichts vor ihm voraus hätte. Es konnte mit Kuhmilch genährt werden, und obschon es Vater und Mutter verloren, so beschloß Hendrik doch, daß es sorgfältig aufgezogen werden sollte. Es kostete ihm keine große Mühe, es in seine Gewalt zu bekommen, denn es weigerte sich, den Platz zu verlassen, wo seine Mutter lag, und Hendrik gatte das zierliche sanfte Geschöpf bald auf den Armen.

Dann band er das Männchen und Weibchen zusammen, schlang einen starken Strick um die Hörner des erstern und begann dann, die Antilopen hinter sich her zu schleppen.

Da sie mit den Köpfen voran auf dem Boden lagen, so wurden sie *nach dem Striche des Haare* gezogen, was diese Arbeit bedeutend erleichterte, und da es blos weichen Rasen zu passiren gab, so gelang es dem jungen Jäger, seine ganze Beute ohne große Schwierigkeit in das Lager zu bringen.

Die Freude Aller war groß, als sie das herrliche Wildpret sahen. Jan's Freude aber war größer als die aller Uebrigen, und er beneidete Trudchen nun nicht mehr um den Besitz ihrer keinen Gazelle.

ACHTES KAPITEL. DAS ABENTEUER DES KLEINEN JAN.

Es wäre aber besser gewesen, wenn Jan das kleine Aurebi niemals gesehen hätte, – besser sowohl für Jan als für die Antilope, denn noch in derselben Nacht war das

unschuldige Geschöpf Ursache eines fürchterlichen panischen Schreckens im Lager.

Alle hatten sich wie am Abende zuvor zur Ruhe gelegt, – van Bloom und die vier Kinder im Wagen, während der Buschmann und Totty auf dem Grase schliefen.

Die Letztere lag unter dem Wagen; Swartboy aber hatte nicht weit davon ein große Feuer angezündet und sich, in seinen Schlafpelz gehüllt, daneben gestreckt.

Alle waren eingeschlafen, ohne von den Hyänen beunruhigt zu werden. Dies ließ sich leicht erklären. Die drei Pferde, welche an diesem Tage erschossen worden, beschäftigten die Aufmerksamkeit dieser Herrschaften; denn man hörte ihre entsetzlichen Stimmen in der Richtung, wo die Kadaver lagen. Da sie für eine Nachtmahlzeit daran genug hatten, so fanden sie keine Veranlassung sich in die Nähe des Lagers zu wagen, wo sie in der Nacht vorher einen so feindseligen Empfang erfahren hatten. So dachte van Bloom bei sich selbst, während er sich auf die andere Seite wendete und einschlief. Seine Voraussetzung war jedoch nicht ganz richtig. Allerdings war es wahr, daß die Hyänen gerade jetzt an den Pferden schmaus'ten; aber es war ein Irrthum, zu glauben, daß dies diese gierigen Ungeheuer befriedigen würde, welche niemals genug zu bekommen scheinen. Lange zuvor, ehe es Morgen ward, hätte van Bloom, wenn er wach gewesen wäre, das wahnsinnige Gelächter der Hyäne näher an dem Lager hören und die grünen Augen der Hyäne hinter der verlöschenden Gluth on Swartboy's Lagerfeuer funkeln sehen können.

Allerdings hatte er die Thiere einmal gehört, so daß er aufwachte; da er aber wußte, daß das gedörrte Fleisch diese Nacht für sie unzugänglich war, und in der Meinung, daß sie keinen Schaden anrichten könnten, achtete er weiter nicht auf ihre geräuschvollen Demonstrationen, und schlief wieder ein.

Nach einiger Zeit ward er jedoch durch ein gellendes Quieken aufgeweckt, welches von einem mit dem Tode kämpfenden Thiere auszugehen schien, und dann ließ sich ein zweites Quieken vernehmen, welches plötzlich durch Erwürgen oder Ersticken unterbrochen zu werden schient.

An diesem Quieken erkannte van Bloom eben so wie seine Leute, die jetzt ebenfalls erwacht waren, die Stimme des kleinen Aurebi; denn sie hatten es während des Nachmittags mehrmals gehört. »Die Hyänen bringen es um,« dachten sie; aber sie hatten nicht Zeit, es zu sagen denn ein anderer und ganz verschieden klingender Ruf schlug an ihr Ohr und bewog sie Alle, aufzuspringen, als ob eine Bombe unter dem Wagen geplatzt wäre. Dieser Ruf war die Stimme Jan's und erscholl von derselben Richtung, von woher das Quieken der erwürgten Antilope gekommen war.

O Himmel, was konnte es bedeuten?

Die Stimme des Kindes ließ sich zuerst einem plötzlichen Kreischen vernehmen, – dann kam ein verworrenes Geräusch, welches dem bei einer Balgerei glich, und dann hörte man Jan wieder laut nach Hülfe schreien, während gleichzeitig seine Stimme unterbrochen ward

und jeder Ruf aus einer größeren Entfernung zu kommen schien. *Irgend Etwas oder irgend Jemand schleppte ihn mit Gewalt fort!*

Dieser Gedanke erwachte in van Bloom, in Hans und Hendrik gleichzeitig. Natürlich erfüllte er sie mit Bestürzung, und da sie kaum erst sich ermuntert hatten, so wußten sie nicht, was sie thun sollten.

Jan's Hülferruf brachte sie indessen bald zur vollsten Besinnung, und nach der Richtung hinzueilen, von wo dieser Ruf kam, war der erste Gedanke Aller.

Hätten sie erst ihre Gewehre suchen wollen, so würden sie dadurch nur Zeit verloren haben, und alle Drei sprangen deßhalb ohne dieselben aus dem Wagen.

Totty war ebenfalls auch den Beinen und stotterte allerhand durcheinander, wußte aber eben so wenig als die Andern, was geschehen war.

Sie warteten jedoch nicht lange, sie erst auszufragen. Swartboy's Stimme die sich laut wie das Gebell eines Hundes vernehmen ließ, rief sie nach einer andern Richtung hin, und sie erblickten nun einen rothflammennden, durch die Finsterniß eilenden Feuerbrand, der ohne Zweifel von den Händen des wackeren Buschmannes getragen ward. Sie eilten sogleich in der Richtung dieses Feuerbrandes und zwar so schnell, als sie konnten, davon. Sie hörten immer noch die Stimme des Buschmannes, und zu ihrem Entsetzen jenseits derselben das Gekreisch des kleinen Jan.

Natürlich konnten sie nicht sagen, was die Ursache von allem Diesem war, und sie eilten von den bangsten Befürchtungen erfüllt nur immer weiter.

Als sie sich der Fackel bis auf etwa fünfzig Schritte genähert hatten, bemerkten sie, daß sie sich plötzlich abwärts bewegte, dann wieder erhob und diese Bewegung rasch und heftig mehrmals wiederholte. Sie hörten die Stimme des Buschmannes lauter bellend als je, und als ob er im Begriffe stünde, irgend ein Geschöpf zu züchtigen.

Jan's Stimme jedoch hörten sie nicht mehr, – er kreischte nicht wieder, – war er tot?

Von entsetzlichen Ahnungen getrieben, eilten sie weiter.

Als sie an dem Platze ankamen, bot sich ein seltsames Schauspiel ihrem Blicke dar. Jan lag auf dem Boden, dicht bei den Wurzeln einiger Gebüsche, die er fest in seinen kleinen Fäusten hielt. Von einer derselben hing ein starker Lederriemen herab, der sich mehrere Fuß weit durch das Gebüsch hindurchzog und festgemacht, an dem andern Ende erblickte man das kleine Aurebi, – tot und furchtbar verstümmelt! Dicht dabei stand Swartboy mit seinem Feuerbrande, um so heller loderte, weil er so eben dazu den Rücken einer gefräßigen Hyäne zu bearbeiten.

Diese Letztere war nicht mehr sichtbar. Sie hatte sich schon längst davongeschlichen; aber Niemand dachte daran, sie zu verfolgen, da Alle viel zu besorgt um Jan

waren. Man verlor keine Zeit, den Knaben auf seine Füße emporzurichten. Aller Augen betrachteten ihn schnell vom Kopfe bis zum Fuße, um zu sehen, wo er verwundet sei, und ein Freudenruf erscholl, als sie sahen, daß mit Ausnahme einiger Ritze von den Dornen und der tiefen Spur des Riemens an seinem Handgelenke keinerlei Wunde an seinem kleinen Körper zu entdecken war. Er war mittlerweile wieder zur Besinnung gekommen und versicherte seinen Freunden, daß er nicht im Mindesten beschädigt sei. Hurrah! Jan war gerettet!

Seine Aufgabe war nun, diese ganze geheimnißvolle Geschichte zu erklären, und er erzählte Folgendes.

Er hatte mit den Uebrigen im Wagen gelegen, aber nicht geschlafen wie diese. Nein, er konnte kein Auge zuthun; denn er dachte fortwährend an sein kleines Aurebi, welches aus Mangel an Raum in dem Wagen draußen an eines der Räder gebunden worden war.

Jan hatte sich in den Kopf gesetzt, sein Aurebi erst noch einmal anzusehen, ehe er einschlief. Ohne daher Jemandem ein Wort zu sagen, kroch er unter dem Zelt-dache hervor und stieg an der Stelle hinab, wo die Antilope angebunden war. Er band sie leise los und führte sie dann bis in den Schein des Feuers, wo er sich niedersetzte, um das zierliche Thier mit stiller Bewunderung zu betrachten. Nachdem er dies eine Weile gethan, meinte er, Swartboy müsse nothwendig seine Empfindungen theilen, und ohne weitere Umstände rüttelte er den Buschmann aus dem Schlafe. Der Letztere hatte keine große Lust, sich wecken zu lassen, um ein Thier anzusehen, von

welchen er in seinem Leben schon viele hundert gegessen. Jan und Swartboy waren jedoch geschworene Freunde, und der Buschmann nahm es daher weiter nicht übel. Er that seinem jungen Herrn den Willen und die Beiden saßen eine Weile beisammen und unterhielten sich über das Aurebi.

Endlich jedoch machte Swartboy den Vorschlag, daß man sich wieder zur Ruhe begeben. Jan wollte sich dazu aber nur unter der Bedingung verstehen, daß Swartboy ihn neben sich schlafen ließe. Er wolle seine Decke aus dem Wagen holen und von Swartboy nicht verlangen, daß er ihm einen Theil seines Schafpelzes überließe.

Swartboy machte Anfangs Einwendungen. Jan aber stellte vor, es habe ihn im Wagen gefroren, und dies sei zum Theil der Grund gewesen, aus welchem er das Feuer aufgesucht.

Alles Dieß war natürlich bloß eine List von dem kleinen Burschen. Swartboy aber konnte ihm einmal Nichts abschlagen und willigte endlich ein. Er konnte nicht einsehen, daß es Etwas schaden könnte; denn es sah am Himmel durchaus nicht so, als ob man Regen zu befürchten hätte. Jan kehrte nun nach dem Wagen zurück, kletterte geräuschlos hinauf, holte sein Bettzeug und brachte es an das Feuer. Dann wickelte er sich in seine Decke, und legte sich neben Swartboy, während das Aurebi noch in der Nähe stand, und zwar so, daß er selbst im Liegen noch seine Augen darauf richten konnte. Damit es nicht etwa fortliefe, hatte er ihm einen festen Lederriemen um

den Hals gebunden, dessen anderes Ende er sich um das Handgelenk geschlungen.

So lag er einige Zeit und betrachtete sein schönes Thier. Endlich jedoch überwältigte ihn der Schlaf und das Bild des Aurebi zerrann vor seinen Augen.

Von Dem, was von diesem Augenblicke an geschehen, wußte Jan nicht viel zu berichten. Er ward durch einen plötzlichen Ruck an seiner Hand erweckt und hörte zugleich die Antilope quieken. Noch aber hatte er seine Augen nicht ordentlich geöffnet, als er sich schon mit Gewalt über den Boden hingeschleppt fühlte.

Anfangs glaubte er, es sei Swartboy, der ihm einen Streich spiele; als er aber an dem Feuer vorüber kam, sah er im Scheine desselben, daß es ein ungeheuer großes, schwarzes Thier war, welches sich des Aurebis bemächtigt hatte und sowohl dieses, als ihn fortschleppte.

Natürlich fing er an nach Hülfe zu schreien und suchte sich an Allem, was ihm in den Weg kam, anzuhalten. Dieß fruchtete jedoch Nichts, bis er sich endlich im dichten Gebüsch sah, an welches er sich aus Leibeskräften festklammerte.

Er hätte indessen der gewaltigen Kraft der Hyäne nicht lange Widerstand zu leisten vermocht; glücklicherweise jedoch kam Swartboy in diesem Augenblicke mit seinem Feuerbrande hinzu und schlug den Räuber durch eine tüchtige Tracht Hiebe in die Flucht.

Als sie wieder an das Feuer zurückgekehrt waren, überzeugten sie sich, daß Jan wirklich unverletzt war.

Das arme Aurebi dagegen war fürchterlich zerfetzt und nun nicht mehr werth als eine todte Ratte.

NEUNTES KAPITEL. EIN KAPITEL ÜBER HYÄNEN.

Hyänen sind Wölfe, – aber Wölfe von ganz besonderer Art. Sie besitzen dieselben allgemeinen Eigenschaften wie die Wölfe und sind ihnen auch äußerlich sehr ähnlich. Sie haben dabei dickere Köpfe, breitere Schnauzen, einen dickeren und stärkeren Hals und ein weit größeres und zottigeres Fell. Eines oder auffälligsten Kennzeichen der Hyäne ist die Ungleichheit in der Entwicklung ihrer Gliedmaßen. Die Hinterbeine scheinen schwächer und kürzer zu sein als die vordern, so daß der Rumpf hinten weit niedriger ist als die Schultern, und die Linie des Rückens, anstatt wie bei den meisten Thieren horizontal zu sein, schräg nach dem Schwanze abläuft.

Der kurze dicke Hals und die starken Kinnladen sind der Hyäne eigenthümlich, und der erstere in hohem Grade, daß in den Tagen der fabelhaften Naturgeschichte von der Hyäne behauptet ward, sie habe keine Halswirbel. Ihr dicker Hals und ihre gewaltigen Kinnladen haben aber ihre besondere Bestimmung. Kraft dieser kann die Hyäne Knochen verzehren, die für den gewöhnlichen Wolf oder irgend ein anderes Raubthier ungenießbar wären. Sie kann die größten und stärksten Gelenke zerbrechen, und nicht bloß das Mark aussaugen, sondern auch die Knochen selbst zermalmen und als Futter verschlingen. Wir finden hierin abermals einen Beweis von dem planmäßigen Wirken der Natur. Gerade da, wo diese

großen Knochen in der größten Menge anzutreffen sind, finden wir auch die Hyäne; denn die Natur läßt Nichts umkommen.

Die Hyänen sind die Wölfe Afrika's, das heißt, sie sind in Afrika die Stellvertreter des großen Wolfes, welcher hier nicht existirt. Allerdings ist der Schakal in jeder Beziehung ein Wolf, aber doch nur ein kleiner, und es giebt in Afrika keinen ächten Wolf von der großen Gattung, so wie den starkknochigen Räuber der Pyrenäen oder seinen Zwillingsbruder in Amerika.

Und von allen Wölfen ist sie der häßlichste und grausamste. Sie besitzt auch nicht das Mindeste, was an Anmuth oder Schönheit des Körperbaues erinnerte. Ich stand sogar eben im Begriffe, sie für das häßlichste Thier der ganzen Schöpfung zu erklären, als mir eben noch die Paviane einfielen. Diese natürlich zeigen das *Nonplusultra* von Häßlichkeit, und die Hyänen sind ihnen auch wirklich, hinsichtlich ihres Aussehens, im Allgemeinen sowohl als einiger ihrer Lebensgewohnheiten sehr ähnlich. Einige Schriftsteller der Vergangenheit haben sie sogar in eine und dieselbe Klasse gestellt.

Bis jetzt haben wir von der Hyäne gesprochen, als ob es blos eine einzige Gattung davon gäbe. Lange Zeit war auch in der That nur eine bekannt, – die gemeine oder gestreifte Hyäne (*Hyaena vulgaris*), und diese ist es, von welcher so viele unwahre Geschichten erzählt worden sind. Vielleicht hat kein anderes Thier in der Welt des Geheimnisses und des Grauens einen so hervorragenden

Platz eingenommen. Unsere Vorfahren glaubten, sie könne den Menschen durch ihrem Blick bezaubern, ihn hinter sich herlocken und ihn dann zerreißen, – sie wechsele jedes Jahr ihr Geschlecht, – sie könne sich in einen schönen Jüngling verwandeln und auf diese Weise junge Mädchen in die Wälder locken, um sie sodann zu fressen, – sie könne in größter Vollkommenheit die Menschenstimme nachahmen, – sie habe die Gewohnheit, sich in der Nähe eines Hauses zu verstecken, zu horchen, bis der Name eines Mitgliedes der Familie genannt würde, dann nach Hülfe zu schreien und dabei den Namen, den sie gehört, zu nennen, und den Klageruf eines in Gefahr schwebenden Menschen nachzuahmen. Dies locke die gerufene Person heraus, welche natürlich an Ort und Stelle gelangend, nur eine grimmige Hyäne vorfände, die bereit sei, den Getäuschten in Stücke zu reißen!

So sonderbar es auch scheinen mag, so wurden doch alle diese abgeschmackten Geschichten einst ganz allgemein geglaubt, und so seltsam es auch von mir scheinen mag, so erkläre ich jedoch, daß sie sämtlich in gewisser Hinsicht einige Begründung haben. Trotz ihrer Uebertreibung verdanken sie ihrem Ursprung doch nur natürlichen Thatsachen. Für jetzt will ich blos auf zwei davon näher eingehen.

Der Blick der Hyäne hat etwas Eigenthümliches, was Veranlassung zu dem Glauben gegeben hat, sie besitze die Macht, den Menschen zu bestricken oder zu bezaubern, obschon ich niemals gehört habe, daß Jemand dadurch seinem Untergange entgegengelockt worden wäre.

Auch die Stimme dieses Thieres hat etwas sehr Eigenthümliches, was ihm wohl hat den Ruf verschaffen können, als verstehe es die menschliche Stimme nachzuahmen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Erstere eine sehr große Aehnlichkeit mit der Letztern hat. Ich will damit nicht sagen, daß die Stimme der Hyäne der gewöhnlichen Menschenstimme gleich sei; aber wohl giebt es Stimmen, denen sie in hohem Grade ähnlich ist. Ich kenne mehrere Leute, welche *Hyänenstimmen* haben. Eine oder täuschendsten Nachahmungen des menschlichen Gelächters ist das, welches die »gefleckte Hyäne« hören läßt. Niemand kann, so gräßlich es auch ist, es hören, ohne durch die genaue Aehnlichkeit mit dem Lachen eines menschlichen Wesens gewissermaßen amüsirt zu werden. Es liegt ein Anflug von Wahnsinn in diesen Tönen, und es erinnert mich an den gellenden Metallklang, den ich in den Stimmen der Neger bemerkt, und ich habe es schon mit Dem verglichen, was ich mir als das Lächeln eines wahnsinnigen Negers denke.

Die gestreifte Hyäne ist, obschon am besten bekannt, nach meiner Meinung doch die am wenigsten interessante ihrer Art. Sie ist weiter verbreitet, als irgend eine der andern Gattungen. Man findet sie in den meisten Ländern Afrika's, aber sie ist auch ein asiatisches Thier; denn sie wird in allen südlichen Ländern Asiens und sogar nördlich bis an den Kaukasus und das Altaigebirge angetroffen. Sie ist die einzige Gattung, welche in Asien existirt. Alle andern sind Eingeborene von Afrika, welches die wahre Heimath der Hyäne ist.

Die Naturforscher räumen blos *drei* Gattungen von Hyänen ein. Ich hege aber nicht den mindesten Zweifel, daß es deren zwei Mal so viel giebt, die sich von einander eben so unterscheiden, als diese drei unter sich. Fünf wenigstens kenne ich, ohne weder den »wilden Hund« des Cap, oder die kleine wühlende Hyäne (*Proteles*), – denen wir Beiden im Laufe unser Jagdabenteuer ohne Zweifel noch begegnen werden, – als Hyänen zu rechnen.

Erstens also haben wir die schon erwähnte »gestreifte Hyäne«. Sie ist gewöhnlich von aschgrauer Farbe, mit Blaßgelb untermischt, und zeigt unregelmäßige Streifen von schwarzer oder dunkelbrauner Farbe. Diese Streifen gehen quer über die Länge – oder vielmehr schräg, und folgen beinahe der Richtung der Rippen. Man findet sie bei den verschiedenen Individuen dieser Gattung nicht gleich gut gezeichnet oder hervortretend. Das Haar ist, – wie das aller Hyänen, – lang, grob und zottig, am längsten aber am Halse, an den Schultern und dem Rücken, wo es eine Mähne bildet. Diese sträubt sich empor, wenn das Thier gereizt wird. Dasselbe bemerkt man bei Hunden.

Die gemeine Hyäne ist weit entfernt, stark oder muthig zu sein, wenn man sie mit andern Gattungen vergleicht. Sie ist in der That die schwächste und am wenigsten grimmige der ganzen Familie. Gefräßig ist sie allerdings in hohem Grade, lebt aber größtentheils von Aas, und wagt nicht, lebende Geschöpfe anzugreifen, wenn sie auch nur halb so viel Kräfte besitzen, als sie. Sie überfällt

nur die kleinsten Vierfüßler und ist bei als ihrer Gefräßigkeit eine elende Memme. Ein Kind von zehn Jahren kann sie mit leichter Mühe in die Flucht schlagen.

Eine zweite Gattung ist die Hyäne, welche den berühmten Bruce auf seiner Reise in Abyssinien so sehr belästigte und mit Recht Bruce's Hyäne genannt werden kann. Sie ist ebenfalls eine gestreifte Hyäne und beinahe alle Naturforscher haben sie mit der *Hyaena vulgaris* in eine und dieselbe Klasse gesetzt. Mit Ausnahme der Streifen aber haben diese Gattungen Nichts mit einander gemein, und selbst diese Streifen sind verschieden gezeichnet, während die Grundfarbe ebenfalls eine verschiedene ist.

Bruce's Hyäne ist beinahe zwei Mal so groß als die gewöhnliche Art, und besitzt auch noch einmal so viel Kraft, Muth und Wildheit. Die Erstere fällt nicht blos große vierfüßige Thiere, sondern auch den Menschen an, dringt des Nachts in die Häuser und Dörfer und schleppt Hausthiere und Kinder fort.

So unglaublich diese Angaben auch scheinen, so läßt sich doch die Wahrheit derselben nicht bezweifeln und es gehören dergleichen Vorfälle keineswegs den zu Seltenheiten.

Von dieser Hyäne wird auch gesagt, sie suche Begräbnißplätze auf und scharre die Leichen aus, um sie zu fressen. »Mehrere Naturforscher haben dies in Abrede gestellt. Aber aus welchem Grunde? Es ist eine bekannte Sache, daß in vielen Theilen Afrika's die Todten nicht begraben sondern auf die Ebenen hingeworfen werden.

Eben so ist bekannt, daß die Hyänen die auf diese Weise preisgegebenen Leichen verzehren.

Ferner ist bekannt, daß die Hyäne ein wühlendes Thier ist. Was liegt also Seltsames oder Unwahrscheinliches darin, wenn man glaubt, daß sie um zu den Kadavern, ihrer natürlichen Nahrung, zu gelangen? Der Wolf thut es, der Schakal, – ja, sogar der Hund! Ich habe alle diese Thiere auf Schlachtfeldern so beschäftigt gesehen. Warum soll es die Hyäne nicht auch thun?

Eine dritte Gattung ist von den beiden jetzt beschriebenen sehr verschieden, ist dies. Die »gefleckte oder besprenkelte Hyäne«, (*Hyaena crocuta*). Sie wird auch zuweilen die »lachende Hyäne« genannt, und zwar in Folge der Eigenthümlichkeit, von der wir bereits Gelegenheit gehabt, zu sprechen. Diese Gattung ist, was die Farbe betrifft, der gemeinen Hyäne nicht unähnlich, ausgenommen, daß ihre Seiten, anstatt mit Streifen, mit Flecken gezeichnet sind. Sie ist größer als die *Hyaena vulgaris* und gleicht ihrem Charakter nach der abyssinischen oder Bruce's Hyäne. Sie ist in der südlichen Hälfte Afrika's zu Hause, wo sie unter den holländischen Colonisten als der »Tigerwolf« bekannt ist, während die gemeine Hyäne von ihnen schlechtweg der »Wolf« genannt wird.

Eine vierte Gattung ist die braune Hyäne (*Hyaena villosa*). Der Name »braune Hyäne« ist nicht gut gewählt, weil die braune Farbe keineswegs ein charakteristisches

Kennzeichen dieses Thieres ist. *Hyaena villosa* oder »zottige Hyäne« ist ein besserer Name, weil das lange, an ihren Seiten herabfallende zottige Haar ihr ein eigenthümliches Ansehen gibt und sie sofort von jeder der andern Gattungen unterscheidet. Sie ist eben so groß und böseartig wie irgend irgend eine; denn sie hat die Größe eines St. Bernhardshundes; aber es ist schwer zu begreifen, wie Jemand sie mit der gestreiften oder gefleckten Hyäne verwechseln kann. Ihre Farbe ist dunkelbraun oder oben beinahe schwarz und unten schmutziggrau. Ueberhaupt hat sie hinsichtlich der Farbe im Allgemeinen und wegen ihres Haares ziemliche Aehnlichkeit mit dem Dachse oder dem nordamerikanischen Vielfraße.

Und dennoch beschreiben viele Naturhistoriker dieses Thier als derselben Gattung angehörend, wie die gemeine Hyäne. Sogar der Gelehrte De Blainville thut es. Der unwissendste Boer Südafrika's, – denn sie ist ein südafrikanisches Thier, – weiß es besser. Schon die Benennung »Strandwolf«, die er ihr giebt, bezeichnet ihre ganz verschiedene Lebensweise; denn sie hält sich vorzugsweise an der Seeküste auf und ist nicht an den Orten zu finden, welche die gemeine Hyäne vorzugsweise besucht.

Es giebt noch eine andere braune Hyäne, die sich von der jetzt besprochenen bedeutend unterscheidet und die Große Wüste bewohnt. Sie ist kurzhaariger und von gleichförmiger brauner Farbe, aber sonst dem andern so

ziemlich ähnlich. Ohne Zweifel werden, sobald die Centralländer Afrika's gründlich erforscht sind, noch mehrere Hyänengattungen das Register der bereits bekannten vermehren.

Die Gewohnheiten der Hyänen haben viel Aehnlichkeit mit denen der größten Wölfe. Sie wohnen in Höhlen oder Felsenspalten. Einige benutzen den Bau anderer Thiere zu ihrem Schlupfwinkel, den sie dann so viel als möglich erweitern; denn sie sind mit Wühlkrallen ausgestattet.

Auf Bäume klettern können sie nicht; denn ihre Klauen haben zu diesem Zwecke nicht Halt genug. Ihre Zähne sind es, worauf sie sich hauptsächlich verlassen, eben so wie die furchtbare Stärke ihrer Kinnladen.

Die Hyänen leben in der Regel vereinzelt, obschon man dann und wann Trupps von ihnen sieht, welche durch die gemeinsame Beute angelockt werden. Oft sammeln sich ein Dutzend oder noch mehr an einem Kadaver, aber jede geht, wenn sie damit fertig sind, ihren eigenen Weg. Sie sind außerordentlich gefräßig und fressen fast Alles, – sogar Lederstücken oder altes Schuhwerk. Knochen zerbrechen und verschlingen sie, als ob es Stücken zarten Fleisches wären. Sie sind sehr keck, besonders gegen die armen Eingeborenen, die keine Vertilgungsjagd auf sie machen. Sie dringen in die elenden Kraals der Eingeborenen ein und schleppen oft ihre Kinder fort. Es ist buchstäblich wahr, daß in Südafrika schon Hunderte von Kindern, von den Hyänen geraubt und zerrissen worden sind.

Es wird dem Leser schwer werden, zu begreifen warum man dies gestattet – warum man nicht einen Vertilgungskrieg gegen die Hyänen beginnt und so lange fortsetzt, bis diese Ungeheuer ausgerottet sind. Ein solcher Zustand der Dinge ist allerdings unbegreiflich, wenn man nicht den Unterschied zwischen der wilden und der civilisirten Existenz in Anschlag bringt. Menschenleben werde in Afrika als weit wenigerwerthvoll betrachtet als in Europa; wer aber ein wenig von der Wissenschaft der Politik versteht, wird sich sofort überzeugen, daß manches Gesetz des civilisirten Lebens seine Opfer in weit größerer Anzahl verlangt, als die die Hyänen thun.

ZEHNTES KAPITEL. EIN HAUS AUF DEM BAUME.

Van Bloom bedachte nun, daß die Hyänen wahrscheinlich eine große Plage für ihn werden würden. Kein Fleisch und überhaupt Nichts war sicher vor ihnen – sogar seine Kinder waren in Gefahr, wenn sie allein im Lager zurückblieben, und ohne Zweifel mußte er oft sich in die Nothwendigkeit versetzt sehen, sie zu verlassen, weil die älteren Söhne ihn auf seinen Jagdausflügen begleiten mußten.

Es gab auch noch andere Thiere, die noch mehr zu fürchten waren als die Hyänen. Sogar während der letzten Nacht hatten sie das Brüllen von Löwen an dem kleinen See unten gehört, und als der Morgen anbrach, zeigte die Spur, daß mehrere dieser Thiere an dem Wasser getrunken hatten. Wie konnte er Trudchen, sein liebes, kleines Trudchen, oder Jan, der nicht viel größer war,

auf freiem Felde allein lassen, während solche Ungeheuer umherschweiften? Daran war nicht zu denken.

Er dachte nach, welches Verfahren er einschlagen sollte. Anfangs dachte er daran, ein Haus zu errichten. Dazu gehörte aber nothwendig viel Zeit. Gute Baumaterialien waren hier nicht unmittelbar zur Hand. Ein steinernes Haus würde ungeheuer viel Mühe gekostet haben, denn sie hätten die Steine eine Meile weit und zwar in den Händen herbeitragen müssen. Das aber konnte nicht geschehen, denn van Bloom blieb vielleicht nur kurze Zeit an diesem Orte. Es war möglich, daß er nicht viele Elephanten hier fand, und dann war er natürlich gezwungen anders wohin zu gehen.

Warum bauete er nicht ein Blockhaus? wird der Leser fragen. Dieses würde nicht so viel Arbeit gekostet haben, da ja die Gegend gut mit Holz bewachsen war und sie eine Axt hatten.

Allerdings war ein Theil dieser Gegend bewaldet, aber auf ganz eigenthümliche Weise. Mit Ausnahme der Nwanabäume, die in weiten Entfernungen regelmäßig, als ob sie gepflanzt worden wären, von einander standen, gab es Nichts, was den Namen von Bauholz verdiente. Alles Uebrige war Nichts als »Busch« – dein dorniges Dickicht von Mimosen, Euphorbien, Aloes, Strelitzias und den widerwärtigen Zamiapflanzen – ziemlich schön für das Auge, aber für den Bau eines Hauses von keinerlei Nutzen. Die Nwanabäume waren natürlich viel zu groß, um als Hausbalken zu dienen. Einen dieser Bäume zu fällen, wäre eine fast eben so große Aufgabe gewesen

als die Erbauung eines Hauses, und um Breter daraus zu schneiden, hätte man einer Dampfsägemühle bedurft. An ein Blockhaus war daher ebenfalls nicht zu denken. Ein gebrechliches Bauwerk von Stangen mit einem Binsendach würde nicht hinreichende Sicherheit gewährt haben. Ein wüthendes Rhinoceros, ein zorniger Elephant, hätte ein solches Haus binnen wenigen Secunden dem Boden gleich gemacht.

Auch konnte man nicht wissen ob nicht vielleicht Menschenfresser in der Umgegend gab. Swartboy glaubte es. Da diese Gegend nicht weit von Swartboy's Heimath entfernt war, so war van Bloom geneigt zu glauben, was der Buschmann ihm sagte. Welchen Schutz aber konnte ein gebrechliches Haus gegen den Menschenfresser darbieten? Sicherlich keinen großen.

Van Bloom wußte nicht, was er machen sollte. Er konnte seine Jagdausflüge nicht eher beginnen, als bis diese Frage erledigt war. Irgend ein Platz mußte geschaffen werden, wo die Kinder während seiner Abwesenheit sich ohne Gefahr aufhalten konnten.

Während er noch darüber nachdachte, richtete er seine Augen zufällig empor auf die Aeste des Nwanabaums. Plötzlich wendete sich seine Aufmerksamkeit den ungeheuern Baumgliedern zu, denn sie hatten in ihm eine seltsame Erinnerung erweckt. Er besann sich gehört zu haben, daß in einigen Gegenden des Landes und vielleicht nicht weit von dem Orte, an dem er sich jetzt befand, die Eingeborenen *auf Bäumen* wohnen. Er hatte gehört, daß zuweilen ein ganzer Stamm von fünfzig oder

mehr Köpfen sich auf einem einzigen Baume einquartiert und dies thut, um sich gegen wilde Thiere und zuweilen eben so wilde Menschen zu schützen; daß sie ihre Häuser auf Plattformen bauen, die sie auf den horizontalen Zweigen errichten, und daß sie mittelst Leitern hinaufsteigen, die sie des Nachts, wenn sie sich zur Ruhe legen, nach sich ziehen.

Alles Dies hatte van Bloom gehört, und alles Dies ist buchstäblich wahr. Natürlich kam ihm der Gedanke ein, ob er nicht dasselbe thun könnte? Warum sollte er nicht ein Haus in den gigantischen Nwanabaum hineinbauen? Dieser gewährte ihm alle Sicherheit, die er wünschte. Hier konnten sie Alle mit vollkommener Zuversicht und ohne vor Gefahr schlafen. Hier konnte er, wenn er auf die Jagd ging, die Kinder mit der Ueberzeugung zurücklassen, daß er sie bei seiner Rückkehr wiederfinden würde. Ein bewundernswürdiger Gedanke! Aber wie stand es mit der Ausführbarkeit?

Er begann darüber nachzudenken. Sobald er Breter hatte, um eine Plattform herzustellen, war das Uebrige dann sehr leicht. Irgend ein leichtes Dach genügte da oben. Die Blätter bildeten ohnehin schon fast ein solches. Aber der Boden – dies war die Schwierigkeit. Wo sollte er Breter bekommen? In dieser Gegend gab es keine.

In diesem Augenblicke fiel sein Auge zufällig auf den Wagen. Ha! da waren ja Breter! Aber sollte er seinen schönen Wagen zerschlagen? Nein – nein – nein! Davon konnte keine Rede sein.

Doch halt, er brauchte ihn ja nicht zu zerschlagen – er brauchte nicht einen einzigen Nagel herauszuziehen. Er konnte ihn verwenden, ohne einen Splitter davon loszuspalten. Das schöne Fuhrwerk war so eingerichtet, daß man es auseinander nehmen und nach Belieben wieder zusammensetzen konnte.

Ja, er konnte es aus einander nehmen. Der breite Boden allein sollte ganz bleiben und die fertige Plattform bilden. Hurrah!

Der wackere van Bloom theilte, ganz aufgeregt von dem Entwickeln dieses schönen Plans, ihn nun seinen Leuten mit. Alle stimmten dahin überein, daß dies das Beste sei, was sie thun könnten, und da sie den Tag vor sich hatten, so machten sie sich ohne weitere Unstände an's Werk.

Zuerst mußte eine dreißig Fuß lange Leiter gezimmert werden. Man brauchte dazu ziemlich lange. Endlich jedoch brachte man ein stämmiges, wenn auch plumpes Ding zu Stande, das seiner Bestimmung ganz herrlich entsprach. Man gelangte damit bis auf den untersten Ast und von diesem an konnte man Stufen nach allen übrigen bauen.

Van Bloom stieg hinauf und wählte nach sorgfältiger Untersuchung den Platz für die Plattform. Diese sollte auf zwei starken horizontalen Aesten von gleicher Höhe ruhen, die sehr allmählig von einander divergirten. Die Menge starker Aeste, welche dieser riesige Baum besaß, machte es ihm möglich, zu wählen.

Nun ward der Wagen auseinander genommen – eine Arbeit, zu der nur wenige Minuten gehörten, und dann ward vor allen Dingen der Boden in die Höhe gezogen. Es war dies nicht ganz leicht und nahm alle Kräfte der Gesellschaft in Anspruch. Starke Riemen wurden an das eine Ende fest gemacht und dann über einen Ast geworfen, der noch höher war als die, auf welche die Bühne kommen sollte. Einer von der Gesellschaft stand oben, um das umfangreiche Breterwerk zu lenken, während alle Uebrigen aus Leibeskräften unten an den Riemen und Seilen zogen.

Sogar der kleine Jan zog mit, obschon er wohl kaum im Stande gewesen wäre, ein Gewicht von fünfzehn Pfund vom Boden aufzuheben.

Der Bretboden ward hinaufgezogen, bis er endlich auf den tragenden Aesten ruhte, und dann stimmten die Untenstehenden ein Hurrah an, welches von Swartboy oben unter den Aesten erwidert ward.

Der schwerster Theil der Arbeit war nun vorüber. Die Kästen des Wagens wurden einer dem andern ebenfalls hinaufgezogen und gerade wie vorher auf ihre Plätze niedergesetzt. Einige Aeste wurden abgehauen, um Platz für die Plane zu machen, und dann ward diese ebenfalls hinaufgezogen und aufgerichtet.

Bis zu Sonnenuntergang war Alles an seinem Orte und das Lufthaus so weit fertig, daß seine Bewohner darin schlafen konnten. In der That schliefen sie auch schon diese Nacht darin.

Dennoch aber betrachteten sie ihre neue Wohnung noch nicht als vollständig, sondern fuhren auch am nächsten Morgen fort daran zu arbeiten. Vermittelst langer Stangen erweiterten sie den Bretboden von dem Wagen bis an den Stamm des Baumes, so daß eine breite Terrasse hergestellt ward, auf welcher sie umher gehen konnten.

Die Stangen wurden durch Ruthen von der schönen Trauerweide (*Salix Babylonica*) an einander befestigt, welche in diesen Gegenden heimisch ist, und von welcher mehrere am Rande des Sees standen. Oben darauf brachten sie eine dicke Schicht Thon, den sie von dem Ufer des Sees geholt, so daß sie, wenn es sein mußte, sogar ein Feuer anzünden und auf dem Baume ihre Mahlzeiten bereiten konnten.

Um einen noch schönern Fußboden herzustellen, verschafften sie sich eine Quantität des Materials, aus welchen die Ameisenhügel zusammen gesetzt sind. Es ist von leimartiger Beschaffenheit und liefert einen Mörtel, der fast eben so bindend ist, wie römischer Kitt.

Nachdem man mit dem *Hauptgebäude* fertig war, errichtete Swartboy eine Plattform für sich selbst auf einem andern Theile des geräumigen Nwanabaumes eine dritte für Totty. Ueber jeder dieser Plattformen baute er ein Dach oder einen Schirm, um die darunter Liegenden vor Regen oder Thau zu schützen.

Es lag etwas sehr Seltsames in dem Aussehen dieser beiden Dächer, von welchen jedes ungefähr die Größe eines gewöhnlichen Regenschirms hatte. Diese Seltsamkeit

bestand in der Thatsache, daß sie nichts Anderes waren, als die Ohren des Elephanten.

ELFTES KAPITEL. DER KAMPF DER PFAUHÄHNE.

Nun gab es Nichts mehr, was den wackern Boer hätte abhalten können, das eigentliche Geschäft seines neuen Lebens, nämlich die Elephantenjagd, zu beginnen. Er beschloß daher, sofort anzufangen; denn so lange es ihm nicht gelungen war, einige dieser riesigen Thiere, wie er sagte, »in den Sack zu stecken«, ward er in seinem Gemüthe auch nicht ruhig. Er war vielleicht nicht im Stande, einen einzigen zu erlegen, und was wurde dann aus allen seinen großartigen Hoffnungen und Berechnungen? Sie endeten in Täuschung, und er sah sich eben in so schlimmer Lage als vorher. Ja, diese Lage war dann schlimmer, denn durch das Fehlschlagen eines Unternehmens verliert der Mensch nicht bloß Zeit, sondern auch an Energie des Geistes. Erfolg erzeugt Genie, Muth und Selbstvertrauen – alle diese tragen zu neuen Erfolgen bei, während dagegen Mißlingen einschüchtert und zur Verzweiflung führt. In psychologischer Beziehung ist es etwas Gefährliches, mit einem Unternehmen Schiffbruch zu leiden, und ehe man daher Etwas unternimmt, muß man sich überzeugen, daß es auch möglich und ausführbar ist.

Nun aber war van Bloom *nicht* überzeugt, daß der große Plan, den er entworfen, ausführbar sei. In seiner Lage jedoch hatte er keine andere Wahl. Es stand ihm gerade jetzt kein anderer Weg, seinen Lebensunterhalt zu

erwerben, offen, und er hatte einmal beschlossen, es mit diesem zu versuchen. Er hatte Vertrauen zu seinen Berechnungen, und auch guten Grund zu hoffen, daß sein Unternehmen ihm gelingen würde, aber immer noch war die Sache nicht probirt. Kein Wunder, daß er sich beeilte, das Geschäft zu beginnen, denn er wünschte so bald als möglich zu erfahren, vom welcher Art seine Aussichten auf Erfolg wären.

Schon mit Tagesanbruch war er daher auf den Beinen, um sich auf den Weg zu machen. Bloss Hendrik und Swartboy begleiteten ihn, denn er konnte sich nicht überwinden, die Kinder ohne andern Schutz als Totty zurückzulassen, die beinahe noch eben so sehr Kind war, als sie selbst. Hans blieb deßhalb im Lager zurück.

Anfangs folgten die Jäger dem kleinen Bächlein, welches von der Quelle und dem See abfloß. Sie thaten dies, weil in dieser Richtung mehr »Busch« war, und sie wußten, daß man Elephanten eher in Wäldern, als auf freien Plätzen antreffen würde. Ueberhaupt war nur an den Ufern des Flusses eine größere Quantität Gehölz zu sehen. Ein breiter Gürtel von Geröhricht zog sich zu beiden Seiten desselben hin. Dann kamen weitläufige Haine und Baumgruppen, und dann die offenen Ebenen, die fast ganz baumlos, obschon in einer längeren Strecke mit einem prachtvollen Grastepich bedeckt waren. Dann folgte die wilde Käruh, welche sich, so weit das Auge reichte, nach Osten und Westen hinzog. Längs der Nordseite zog sich, wie schon erwähnt worden, die Linie der Felsenanhöhen hin, und jenseits der Felsen gab es Nichts, als die

trockene, wasserlose Wüste. Gegen Süden lag der einzige Gegenstand, den man Gehölz nennen konnte, und obschon ein derartiges niedriges Dschungel oder Geröhricht keinen Anspruch auf den Titel eines Waldes machen konnte, so war es dennoch wahrscheinlich, daß Elefanten sich darin aufhielten.

Die Bäume bestanden hauptsächlich aus Mimosen – von mehrern Gattungen, deren Blätter, Wurzeln und zarte Schößlinge der große Wiederkäuer abzufressen liebt. Es gab auch einige Kameeldornbäume mit ihren schattigen sonnenschirmähnlichem Wipfeln. Ueber alle empor aber, ragten die massiven Häupter der Nwanas und verliehen der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Die Jäger bemerkten, so wie sie weiter gingen, daß das Bett des Baches immer breiter ward, und daß zuweilen – wahrscheinlich nach großen Regengüssen – eine große Wassermasse in diesem Bett geflossen sein und einen bedeutenden Fluß gebildet haben müsse. So aber, wie der Kanal weiter ward, fand hinsichtlich der Quantität des fließenden Wassers gerade das Gegentheil statt. Je weiter sie hinunter kamen, desto kleiner ward das Wasser, bis in der Entfernung von einer Meile vom Lager die Strömung gänzlich aufhörte.

Eine halbe Meile lang weiter fanden sie Wasser in stehenden Tümpeln, aber kein fließendes. Der weite, trockene Kanal blieb jedoch immer noch derselbe, und der »Busch« streckte sich zu beiden Seiten ohne Unterbrechung so dicht hin, daß sie nur dadurch vorwärts

kommen konnten, daß sie in dem Flußbett selbst weiter gingen.

Als sie so entlang marschirten, wurden durch sie mehrere Arten kleinen Wildes aufgescheucht. Hendrik hätte gern einmal einen Schuß darnach gethan, aber sein Vater erlaubte es ihm nicht. Es konnte dadurch das große »Wild« verscheucht werden, welchem sie nachspürten, und auf welches sie in jedem Augenblicke stoßen konnten. Auf dem Rückwege konnte Hendrik so viel schießen als er wollte, und sein Vater hatte sich vorgenommen, ihn dabei zu unterstützen, um sich womöglich eine Antilope zu verschaffen, da kein frisches Fleisch mehr in Lager war. Dies war jedoch eine Rücksicht von untergeordneter Bedeutung, und das Erste, was man zu thun hatte, war, zu versuchen, ob man wieder ein paar Elfenbeinzähne erbeuten konnte.

Dagegen, daß Swartboy von seinem Bogen Gebrauch machte, ließ sich Nichts einwenden, da diese stumme Waffe keinen Lärm machte. Swartboy war mitgenommen worden, um die Axt, so wie einige andere Geräthschaften zu tragen und bei der Jagd hülfreiche Hand zu leisten. Natürlich hatte er seinen Bogen und Köcher mitgenommen und war beständig auf der Lauer auf irgend Etwas, wornach er einen seiner vergifteten Pfeile abschießen konnte.

Endlich fand er ein Ziel, welches seiner Aufmerksamkeit würdig war. Indem sie über die Ebene gingen, um eine große Biegung des Flußbettes zu vermeiden, stießen sie auf eine Lichtung von bedeutendem Umfange, und

mitte in dieser Lichtung zeigte sich ein großer Vogel, gerade und aufrecht dastehend.

»Ein Strauß!« rief Hendrik.

»Nein,« sagte Swartboy, »es ist ein Pfau.«

»Ja,« sagte von Bloom, indem er Swartboy's Angabe bestätigte.

Nun aber giebt es in Afrika keine Pfauen. Der Pfau in wildem Zustande bewohnt bloß Südasien und die Inseln des indischen Archipels. Der Vogel den sie sahen, konnte also kein Pfau sein.

Es war auch keiner. Und dennoch hatte er einige Aehnlichkeit mit einem Pfau, denn sein Schwanz war lang und schwer, seine Flügel spiegelten und funkelten auf die schönste Art, und auch eine Art marmorirte Federn besaß er, gleich denen, welche den Rücken des Pfau's schmücken. Dabei aber besaß er keine der brillanten Farben jenes stolzesten aller Vögel, obschon er eben so stattlich und viel stärker und höher war. In der That war es eben seine Höhe und seine gerade Haltung, weshalb Hendrik ihn auf den ersten Blick für einen Strauß gehalten. Es war aber weder ein Pfau noch ein Strauß, sondern gehörte einem von beiden ganz verschiedenen Genus an – dem Genus *Otis* oder Trappe. Es war der große Trappe Südafrika's, der *Otis Kori* – den die holländischen Colonisten wegen seines spiegelnden Gefieders und anderer Aehnlichkeiten einen »Pfau« nennen.

Nun aber wußte Swartboy eben so gut als van Bloom, daß der Pfau eines der köstlichsten Geflügel für die Tafel ist. Gleichzeitig aber wußten sie auch, daß er einer der

scheuesten Vögel ist, so daß es sehr schwer ist, auch nur aus großer Entfernung einen Schuß nach ihm zu thun. Wie sollte sich nun der Buschmann so weit nähern, daß seine Pfeile den Vögel erreichen konnten? Das war eben der Punkt, welcher erwogen werden mußte.

Da, wo der Vogel jetzt stand, war er volle dreihundert Schritte weit von ihnen entfernt, und hätte er die Jäger bemerkt, so würde er diese Entfernung noch vermehrt haben und anderweite dreihundert Schritte gelaufen sein: Ich sage *gelaufen*, denn Vögel von der Trappenfamilie fliegen selten, sondern bedienen sich ihrer langen Beine, wenn es gilt, einem Feinde zu entrinnen. Deswegen werden sie oft mit Hunden gehetzt und nach einer sauern Hatz gefangen. Obschon schlechte Flieger, sind sie doch brillante Läufer, und fast so schnell wie der Strauß selbst.

Der Pfau hatte indessen die Jäger noch nicht bemerkt. Sie hatten ihn erblickt, ehe sie aus dem Busche heraustraten, und waren, als sie ihn sahen, sofort stehen geblieben.

Wie sollte Swartboy sich ihm nähern? Es war dreihundert Schritt von irgend einem Verstecke und der Boden war so glatt wie eine frischgemähte Wiese. Allerdings war die Ebene keine große. Swartboy war überhaupt erstaunt, einen Pfau auf einem so kleinen Raume zu sehen, denn diese Vögel besuchen nur die weiten, offenen Käruhs, wo sie ihrer Feinde aus weiter Ferne ansichtig werden können. Die Lichtung war, wie gesagt, nicht groß,

aber nachdem die Jäger den Trappen einige Minuten beobachtet, sahen sie, daß er entschlossen war, sich in der Nähe der Mitte zu halten, und er verrieth nach irgend einer Seite hin, in der Richtung nach dem Dickicht zu weiden.

Jeder Andere als ein Buschmann würde daran verzweifelt sein, diesen Kori zum Schuß zu bekommen, aber Swartboy verzweifelte nicht.

Indem er die Andern ersuchte, sich ruhig zu verhalten, kroch er bis an den Rand des Dschungels und stellte sich hinter einen dichtbelaubten Busch. Dann begann er einen Ruf hören zu lassen, der ganz genau dem gleich war, welchen das Männchen des Kori von sich giebt, wenn es einen Gegner zum Kampfe herausfordert.

Eben so wie das Haselhuhn lebt der Trappe in Vielweiberei, und ist daher zu gewissen Zeiten des Jahres außerordentlich eifersüchtig und kampflustig. Swartboy wußte, daß gerade jetzt die Kampfzeit der Pfauen war, und hoffte durch Nachahmung ihrer Herausforderung den Vogel – der, wie er sah, ein Männchen war – in das Bereich seines Pfeils zu locken.

Sobald als der Kori den Ruf hörte, richtete er sich zu seiner vollen Höhe empor, breitete seinen ungeheuern Schweif aus, ließ die Flügel herabhängen, so daß die größeren Federn auf dem Grase hinschleppten und gab die Herausforderung zurück.

Was aber Swartboy jetzt in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß er anstatt *einer* Antwort auf seinen Ruf *zwei* gleichzeitig ausgestoßene zu hören glaubte!

Es ergab sich, daß dies keine Einbildung war, denn ehe Swartboy die Lockung wiederholen konnte, ließ der Vogel abermals seine Herausforderung hören, die durch einen ähnlichen Ruf aus einer andern Richtung beantwortet ward.

Swartboy sah nach jeder Seite hin, von welcher dieser letztere Ruf kam, und allerdings zeigte sich hier ein zweiter Kori, der von den Wolken herabgefallen zu sein schien, oder wahrscheinlicher aus dem Gebüsch herausgekommen war. Auf alle Fälle hatte er schon einen ziemlich Weg nach der Mitte der Ebene zurückgelegt, ehe der Jäger ihn bemerkte.

Die beiden Vögel standen nun einander gegenüber und aus ihren Bewegungen konnte Jeder schließen, daß ein Kampf mit Gewißheit bevorstand.

Davon überzeugt, rief Swartboy nicht wieder, sondern verhielt sich hinter seinem Busche ganz schweigend.

Nachdem die beiden Koris lange hin und her stolzirt waren, sich um und um gedreht, die drohendsten Stellungen angenommen und die beleidigendsten Ausdrücke ausgestoßen hatten, waren sie hinreichend aufgereizt, um den Kampf zu beginnen. Sie gingen tapfer auf einander los und machten von ihren drei Waffen – Schnabel, Flügel und Füße – den thünlichsten Gebrauch. Bald schlugen sie einander mit den Flügeln, bald hackten sie sich mit den Schnäbeln und dann und wann, wenn eine gute Gelegenheit sich darbot, gaben sie einander einen tüchtigen Tritt, den sie mit ihren langen, muskelstarken Füßen sehr behend und kräftig zu thun im Stande waren.

Swartboy wußte, daß er, sobald sie einmal ordentlich im Kampfe begriffen wären, sie unbeobachtet beschleichen könne. Deßhalb wartete er, bis der geeignete Augenblick kommen würde.

Nach wenigen Secunden ward es klar, daß er sich nicht aus seinem Hinterhalte zu entfernen brauchen würde, denn die Vögel kamen während ihres Kampfes immer weiter auf ihn zu. Er setzte seinen Pfeil auf die Sehne und wartete.

Nach etwa fünf Minuten kämpften die Vögel auf einer Stelle, die kaum dreißig Schritte von dem Punkte entfernt war, wo der Buschmann lauerte. Das Dröhnen einer Sehne hätte von einen der Koris gehört werden können, wenn er darauf gehorcht hätte. Der Andere konnte es unmöglich hören, denn ehe der Schall bis zu ihm drang, fuhr ihm ein vergifteter Pfeil durch die Ohren. Die Spitze ging durch und durch und der Schaft blieb in dem Kopfe stecken. Natürlich sank der Vogel sofort todt auf das Gras nieder, weniger erstaunt als sein Gegner.

Dieser Letztere bildete sich anfänglich ein, es sei dies *sein* Werk, und er begann triumphirend um seinen gefallenen Feind herum zu stolziren.

Jetzt aber fiel sein Auge auf den in dem Kopfe steckenden Pfeil des letztern. Davon wußte er Nichts. *Das* hatte er nicht gethan. Was zum Teufel –

Vielleicht hätte er, wenn ihm noch ein Augenblick Nachdenken gestattet gewesen wäre, das Hasenpanier

ergriffen; aber ehe er mit sich über die Sache einig werden konnte, klang die Sehne zum zweiten Male, ein zweiter Pfeil pfiß durch die Luft, und ein zweiter Kori lag auf das Gras hingestreckt.

Swartboy eilte nun herbei und nahm Besitz von der Beute, die, wie sich nun erwies, in einem Paar junger Hähne bestand, die sich zum Braten ganz trefflich eigneten.

Nachdem er die Vögel an einen hohen Baumast gehangen, damit weder Schakals noch Hyänen sie erreichen könnten, setzten die Jäger ihren Weg weiter fort, begaben sich bald darauf wieder in das Flußbett und fuhren fort, demselben stromabwärts zu folgen.

ZWÖLFTES KAPITEL. AUF DER FÄHRTE.

Sie waren noch nicht viel über hundert Schritte weiter gegangen, als sie an einen der bereits erwähnten Wassertümpel kamen. Es war ein ziemlich großer, und der Schlamm an dem Rande zeigte die Hufspuren von zahlreichen Thieren. Dies sahen die Jäger schon von Weitem; als sie aber an Ort und Stelle kamen, drehte Swartboy, der den Andern ein wenig voraus war, sich plötzlich herum und stammelte mit rollenden Augen und zitternden Lippen die Worte hervor:

»Mein Baas! mein Baas! der Kloh! da ist die Spur von dem großen Elephanten!«

Es war keine Gefahr vorhanden, daß man die Elephanten mit der eines andern Thieres verwechseln könnte.

Hier waren die großen, runden Spuren, – volle vierundzwanzig Zoll lang und fast eben so breit, tief durch die ungeheure Last des Körpers in den Schlamm eingedrückt. Jede bildete ein ungeheures Loch, weit genug, um einen Thorpfosten hineinzusetzen.

Die Jäger betrachteten die Spur mit freudiger Bewegung, um so mehr, als sie noch ganz frisch war. Dies war augenscheinlich. Der auf die Seite gedrängte Schlamm hatte noch keine Kruste, sondern sah noch feucht und frisch aus. Es konnte noch keine Stunde vergangen sein, seitdem er bewegt worden war.

Nur ein einziger männlicher Elephant hatte den Wassertümpel in dieser Nacht besucht. Es waren viele alte Spuren da, aber nur eine frische, und diese rührte unverkennbar von einem alten, sehr großen Thiere her.

Natürlich zeigte dieß die Fährte. Um eine Spur von vierundzwanzig Zoll Länge zu hinterlassen, muß das Thier schon ein sehr großes sein, und um sehr groß zu sein, muß es auch ein Männchen, und zwar ein altes sein.

Wohlan, je älter und größer, desto besser, vorausgesetzt, daß seine Stoßzähne nicht durch irgend einen Unfall abgebrochen waren. Wenn dieß geschieht, so erlangen sie ihre frühere Größe niemals wieder. Allerdings wirft der Elephant seine Zähne ab, aber blos im jugendlichen Zustande, und wenn sie nicht größer sind, als Hummerscheeren. Das Paar aber, welches auf diese folgt, bleibt ihm für's ganze Leben, – *vielleicht für Jahrhunderte*; denn noch Niemand weiß, wie lange der gewaltige Elephant auf unserem Planeten umherschweift.

Brechen diese zweiten Zähne ab, – was gar nicht selten geschieht, – so muß er während seines ganzen übrigen Lebens zahnlos bleiben. Obschon der Elephant einen solchen Verlust seiner ungeheuren Stoßzähne als ein großes Unglück betrachtet, so würde er doch, wenn er nur ein wenig klüger wäre, sie gleich selbst und vorsätzlich an dem ersten Baume abbrechen. Höchst wahrscheinlich wäre dies ein Mittel sein Leben zu verlängern; denn der Jäger würde ihn dann nicht der Munition werth achten, welche gewöhnlich dazu gehört, ihn zu tödten.

Nach einer kurzen Berathung unter den Jägern verfolgte Swartboy die Fährte, und van Bloom und Hendrik gingen hinter ihm drein. Sie führte gerade aus dem Flußbette hinaus und quer durch das Dschungel.

Gewöhnlich bezeichnen die Gebüsche den Weg eines Elephanten wenn sie von der Art sind, von welchen er sich nährt. In dem gegenwärtigen Falle hatte er nicht davon gefressen, der Buschmann aber, der eine Fährte eben so gut zu verfolgen verstand, wie ein Spürhund, hatte keine große Mühe, sie so schnell, aufzufinden, als die Drei im Stande waren zu gehen. Sie kamen auf offene Lichtungen heraus, und nachdem sie mehrere derselben passirt, erreichten sie einen großen Ameisenhügel, der in der Mitte eines dieser freien Plätze stand. Der Elephant war dicht an dem Ameisenhügel vorbeigekommen, – er war hier eine Weile stehen geblieben, – ja, er mußte sich hier niedergelegt haben!

Van Bloom wußte nicht, daß die Elephanten die Gewohnheit hätten, sich niederzulegen! Er hatte immer

sagen hören, daß sie stehend schliefen. Swartboy aber wußte es besser. Er sagte, sie schliefen allerdings zuweilen stehend, legten sich aber weit öfter, besonders in Gegenden, wo sie nicht sehr gejagt würden. Swartboy betrachtete es als ein gutes Zeichen, daß der hier in Frage befangene sich niedergelegt hatte. Er schloß daraus, daß die Elephanten in dieser Umgegend noch nicht sehr beunruhigt worden seien, und daß man daher desto leichter ihnen beikommen und sie erlegen können würde. Es war weniger vorauszusetzen, daß sie diese Gegend eher verlassen würden, als bis die Jäger eine bedeutende Niederlage unter ihnen angerichtet hätten. Diese letzte Erwägung war eine höchst wichtige. In einem Districte, wo die Elephanten schon vielfach gejagt worden sind und gelernt haben, was das Knallen einer Büchse bedeutet, reicht die Jagd eines einzigen Tages oft hin, sie zur Auswanderung zu veranlassen, und sie machen dann nicht eher Halt, als bis sie weit über das Bereich der Jäger hinaus sind. Nicht blos die einzelnen Individuen, welche gejagt worden, machen es so, sondern auch alle übrigen, als ob sie von ihren Brüdern gewarnt worden wären, so daß zuletzt auch nicht ein einziger Elephant mehr in dem Districte zurückbleibt. Diese Gewohnheit, zu wandern, ist eine der Hauptschwierigkeiten auf welche der Elephantenjäger nothwendig stößt, und wenn sie sich geltend macht, so bleibt ihm Nichts weiter übrig, als den Schauplatz seiner Thätigkeit ebenfalls anderswohin zu verlegen.

An den Orten dagegen, wo die Elephanten seit langer Zeit nicht behelligt worden sind, hat der Knall einer Büchse nichts Schreckliches für sie und sie lassen sich ziemlich lange herumhetzen, ehe sie »Fersengeld« geben und den Platz verlassen.

Swartboy freute sich daher, als er bemerkte, daß der alte Elephant sich niedergelegt hatte. Der Buschman zog aus diesem Umstande eine Menge Folgerungen.

Daß der Elephant gelegen hatte, war ziemlich klar. Die Glättung des festgedrückten Schlammes des Ameisenhügels verrieth, wo sein Rücken geruht hatte; der Abdruck seines Körpers war im Staube sichtbar und sein ungeheurer Rüssel hatte eine tiefe Furche in den Rasen gemacht. Es mußte wirklich ein furchtbar großes Thier sein, wie die scharfen Augen des Buschmannes aus den Spuren im Sande mit Gewißheit abnahmen.

Swartboy erzählte einige sonderbare Thatsachen von diesem großen Vierfüßler, – wenigstens was er für Thatsachen ausgab. So erzählte er, der Elephant versuche nie, sich niederzulegen, ohne Etwas zu haben, woran er seine Schultern lehnen könne, – einen Felsen, einen Ameisenhügel oder einen Baum. Er thue dies, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, sich auf den Rücken zu wälzen; denn, wenn er durch Zufall in diese Position gerathe, so koste es ihm große Mühe, wieder auf die Beine zu kommen, und er sei fast eben so hilflos, wie eine Schildkröte. Ebenso schlafe er oft an einen Baum gelehnt, an dessen Stamme er die ganze Last seines Körpers ruhen lasse.

Swartboy meinte, das Thier lehne sich nicht sogleich an den Stamm, wenn es diese Position einnehme, sondern suche den Baum bloß um seines Schattens willen auf, und so wie der Schlaf ihn überwältige, neige er sich erst immer mehr und mehr den Baume zu, weil er sich dadurch erleichtert und seine Stellung gesichert fühle.

Der Buschmann erzählte überdies, manche Elephanten hätten ihre Lieblingsbäume, zu welchen sie immer und immer wieder zurückkehrten, und während der heißen Mittagsstunden ein Schläfchen zu machen; denn dies ist die Zeit ihrer Ruhe. Des Nachts schlafen sie nicht. Im Gegentheile verwenden sie die Stunden der Nacht zum Umherschweifen, zu Reisen nach den fernen Tränken und Schwemmen und zum Fressen, obschon sie in abgelegenen und ruhigen Districten auch am Tage fressen, so daß höchst wahrscheinlich ihre nächtliche Thätigkeit zum größten Theile das Ergebniß ihrer Furcht vor ihrem wachsamem Feinde, dem Menschen, ist.

Swartboy erzählte diese Thatsachen, während die Jäger mit einander die Fährte immer weiter verfolgten.

Die Spuren des Elephanten waren jetzt ganz anderer Art, als sie vor der Ankunft an dem Ameisenhügel gewesen. Er hatte unterwegs hier und da ein wenig genascht. Sein Mittagsschläfchen hatte ihm Appetit gemacht, und die Büsche zeigten die Spuren seines habgierigen Rüssels. Hier und da waren die Zweige abgebrochen und ihrer Blätter beraubt, während die holzigen Theile auf dem Boden umhergestreut lagen. An mehreren Stellen waren ganze Bäume mit den Wurzeln ausgerissen, und zwar

Bäume von schon bedeutender Größe. Dies thut der Elephant zuweilen, um zu dem Laube zu gelangen, welches auf solchen Bäumen höher steht, als sein Rüssel reichen kann. Dadurch aber, daß er sie ausreißt und niederwirft, bringt er natürlich ihr ganzes Laubwerk in bequeme Entfernung von seiner elastischen Nase, und kann es mit Muße verzehren. Manchmal aber reißt er einen Baum auch deßhalb aus, weil er seine Wurzel zu schmausen wünscht; denn es giebt mehrere Gattungen mit süßen, saftigen Wurzeln, welche der Elephant sehr gern genießt. Diese zerzt er mit seinem Rüssel aus der Erde, nachdem er sie erst mit seinen Stoßzähnen, deren er sich wie zweier Brechstangen bedient, locker gemacht. Manchmal gelingt es ihm nicht, seinen Zweck erreichen; denn blos dann, wenn der Boden locker oder naß ist, wie zum Beispiel nach heftigen Regengüssen, kann er die größeren Arten von Mimosenbäumen entwurzeln. Zuweilen ist er auch eigensinnig und trägt, nachdem er einen Baum ausgerissen, denselben viele Schritte weit mit sich fort, wirft ihn mit der Wurzel nach oben auf den Boden wieder und läßt ihn so stehen, nachdem er vielleicht blos ein Maulvoll davon genossen. Man kann daraus schließen, welche Verheerungen der Durchzug eines Trupps Elephanten durch einen Wald zur Folge hat. Kleine Bäume kann er blos mit seinem Rüssel ausreißen, bei den größeren dagegen bringt er die gewaltigere Hebekraft seiner Stoßzähne in Anwendung. Diese schiebt er gewöhnlich zwischen die in lockerem, sandigem Boden ruhenden Wurzeln hinein und wirft dann mit einem raschen Ruck Wurzeln, Stamm

und Zweige hoch in die Luft empor. – Eine wunderbare Kundgebung riesiger Kraft!

Die Jäger sahen alle diese Beweise davon, während sie der Fährte folgten. Die Spuren, von der Stärke des Elephanten waren längs des ganzen Weges sichtbar. Diese Beweise reichten vollkommen hin, um Furcht und Grauen zu erregen, und keiner der Jäger war von diesem Gefühle ganz frei. Wer in den Augenblicken der Ruhe so sehr geneigt, Schaden und Unheil anzurichten, was mußte dann erst in der Stunde der Aufregung und Gefahr von ihm zu erwarten sein! Kein Wunder, daß Furcht in den Herzen der Jäger erwachte, da mehrere von ihnen ja in diesen Dingen noch fast gar keine Erfahrung hatten.

Es gab aber auch noch eine andere Erwägung, die ihre Wirkung auf die Gemüther der Jäger, besonders aber auf das des Buschmannes äußerte. Es war jeder Grund vorhanden, zu glauben, daß das hier fragliche Thier das war, was die indischen Elephantenjäger einen »Herumstreicher« nennen. Elephanten dieser Art sind weit gefährlicher als ihre Brüder.

Unter gewöhnlichen Umständen ist es nämlich eben so ungefährlich, durch eine Heerde Elephanten hindurchzugehen, als durch eine Heerde zahmer Ochsen. Nur wenn der Elephant angegriffen oder verwundet worden ist, wird er ein gefährlicher Feind.

Was aber den sogenannten Herumstreicher betrifft, so verhält es sich mit diesem ganz anders. Er ist von Temperament stets boshaft und greift Menschen und Thiere

an, sobald er ihrer ansichtig wird und ohne im Mindesten dazu gereizt worden zu sein. Er scheint Vergnügen am Zerstören zu finden, und wehe dem Thiere, welches ihm in den Weg kommt und nicht schnellfüßiger ist als er selbst!

Der »Herumstreicher« führt ein einsames Leben und schweift allein durch den Wald, ohne sich jemals mit andern Thieren seiner Art zu befreunden oder ihre Gesellschaft zu suchen. Er scheint eine Art Ausgestoßener seines Stammes zu sein, der wegen seines schlechten Charakters oder wegen irgend einer Missethat verbannt worden ist, aber eben im Zustande der Aechtung nur noch grimmiger und ruchloser wird.

Es waren viele Gründe vorhanden, aus welchen zu fürchten stand, daß der Elephant, dessen Fährte sie verfolgten, ein »Herumstreicher« sei. Daß er allein war konnte schon an und für sich als ein verdächtiger Umstand betrachtet werden; denn Elephanten gehen gewöhnlich in Heerden von zwei bis zwanzig, ja sogar fünfzig Stück. Die Spuren von Zerstörung, die er hinter sich gelassen, seine ungeheuern Fußstapfen, Alles schien ihn als eines jener grimmigen Geschöpfe zu bezeichnen. Daß dergleichen in diesem Districte vorhanden waren, davon hatten sie schon den Beweis gehabt. Swartboy meinte, daß der von dem Rhinoceros getödtete ebenfalls dieser Klasse angehöre, sonst würde er Letzteres nicht auf die Weise, wie er gethan, angegriffen haben. Diese Meinung des Buschmannes hatte einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich.

Es ist deßhalb eben nicht zu verwundern, daß unter diesen Umständen und Vermuthungen unsere Jäger einige Gefahr von dem Wilde befürchteten, in dessen Verfolgung sie begriffen waren.

Die Fährte ward immer frischer und frischer. Die Jäger sahen Bäume mit den Wurzeln nach oben gekehrt, welche letztere Spuren von den Zähnen des Elephanten zeigten und von dem Speichel seines umfangreichen Maules noch ganz naß waren. Sie sahen zerbrochene Mimosenzweige, welche noch ganz frisch dufteten, und sie schlossen daraus, daß das Wild nicht weit entfernt mehr sein könne.

Sie bogen jetzt um eine Ecke des Busches, – Swartboy war den Andern ein wenig voraus. Plötzlich blieb er stehen und prallte einen Schritt zurück. Er wendete sein Gesicht nach seinen Begleitern herum. Seine Augen rollten schneller als je; obschon aber seine Lippen sich zu bewegen und seine Zunge zu wackeln schien, so war er doch viel zu aufgeregt, als daß er nur ein Wort hätte hervorbringen können. Er stammelte, zischte und gurgelte, war aber keines artikulirten Tones fähig.

Die Andern, bedurften jedoch keiner Worte, um zu errathen, was er sagen wollte. Sie wußten, daß Swartboy beabsichtigte, ihnen zuzuflüstern, daß er den Elephanten gesehen. Beiden lugten daher vorsichtig um die Ecke und erblickten nun mit eigenen Augen den gewaltigen Koloß.

DREIZEHNTES KAPITEL. DER »HERUMSTREICHER«.

Der Elephant stand in einem Hain Mokhalabäume. Diese haben im Gegensatze zu den kleineren Mimosen hohe nackte Stämme mit dichtbelaubten Wipfeln, so daß ihre Form viel Aehnliches mit einem Regen- oder Sonnenschirme hat.

Ihre zartgrünen Blätter sind die Lieblingsnahrung der Giraffe, daher ihr botanischer Name *Acacia giraffæ*, und daher auch ihr unter den holländischen Jägern gewöhnlicher Name »Kameeldorn«.

Die hochgewachsene Giraffe mit ihrer greifenden beinahe zwanzig Fuß hoch stehenden Oberlippe kann diese Bäume ohne Mühe abblättern. Nicht so der Elephant, dessen Rüssel nicht so hoch reicht, weshalb er oft dem Fuchs in der Fabel nachahmen müßte, wenn er nicht ein Mittel besäße, durch welches er den verlockenden Leckerbissen zugänglich machen kann, und welches einfach darin besteht, daß er den Baum umbricht. Dazu setzt seine ungeheure Kraft ihn in den Stand, wenn nicht der Stamm zufällig einer von der größten Art ist.

Als die Augen unserer Jäger den Elephanten zuerst erblickten, stand er neben dem Wipfel eines niedergeworfenen Mokhalabaums, den er so eben an der Wurzel umgebrochen. Er zaus'te nun an den Blättern herum und füllte seinen umfangreichen Magen.

Sobald als Swartboy die Herrschaft über seine Zunge wieder erhielt, rief er hastig und leise:

»Nehmt Euch in Acht, Baas Bloom, nehmt Euch ja in Acht – kommt ihm nicht zu nahe – das ist ein böses Thier! Ich kenne diese Art.«

Woran Swartboy dies sogleich sehen wollte, könnte ein wenig räthselhaft erscheinen, da das Thier nichts Eigenthümliches hatte, wodurch es von anderen seiner Art unterschieden worden wäre. Der Buschmann aber mit seinem geübten Auge sah Etwas in der allgemeinen Physiognomie des Elephanten, gerade wie man einen bösen und gefährlichen Stier von einem sanfteren, oder einen schlechten Menschen von einem tugendhaften an irgend einem Ausdrücke unterscheiden kann, den man gleichwohl nicht zu definiren weiß.

Van Bloom selbst und sogar Hendrik sah, daß der Elephant ein wildes und gefährliches Ansehen hatte.

Sie bedurften daher nicht Swartboy's Rath, mit Vorsicht zu Werke zu gehen. Einige Minuten lang blieben sie stehen und betrachteten durch die Büsche hindurch das ungeheure Thier. Je länger sie es betrachteten, desto fester nahmen sie sich vor, einen Angriff darauf zu machen. Der Anblick seiner langen Stoßzähne war für van Bloom zu verführerisch, als daß er nur einen Augenblick lang dem Gedanken hätte Raum geben können, den Elephanten ohne Kampf entrinnen zu lassen. Ein paar Kugeln wollte er ihm auf alle Fälle auf den Pelz brennen, und wenn die Gelegenheit günstig war, noch viele mehr, wenn die ersten nicht genügten. Van Bloom war nicht gesonnen, auf diese schönen Stoßzähne zu verzichten, ohne sich darum bemüht zu haben.

Er begann sofort zu überlegen, was wohl die sicherste Angriffsmethode wäre, doch war es ihm nicht vergönnt, einen Plan zur Reife zu bringen. Der Elephant schien sehr unruhig zu sein, und stand offenbar im Begriff, weiter zu gehen. Vielleicht setzte er sich schon im nächsten Augenblicke in Bewegung, und lockte sie dann meilenweit hinter sich her, oder verschwand in dem Dickicht ganz und gar.

Diese Befürchtungen bewogen van Bloom, sich für sofortigen Beginn des Angriffs zu entscheiden, ohne einen andern Plan, als sich so nahe als möglich zu schleichen und dann das Feuer zu eröffnen. Er hatte gehört, daß eine einzige Kugel in die Stirn jeden Elephanten tödtet, und dafern er nur sich so postiren konnte, daß ihm möglich ward, richtig auf die Stirn des Thieres zu zielen, so glaubte er Schütze genug zu sein, um die Kugel an der rechten Stelle anzubringen.

Aber er irrte sich, wenn er glaubte, daß ein Elephant von einer Kugel in die Stirn nothwendig stürzen müsse. Es ist dies die Meinung von Leuten, welche den Elephanten in ihrer Studirstube jagen, obschon wieder andere Studirstubenmenschen – nämlich die Anatomen – denen man vollen Glauben beimessen kann – bewiesen haben, daß dies wegen des eigenthümlichen Baues des Elephantenschädels und der Lage seines Gehirns geradezu unmöglich ist.

Van Bloom war damals in diesem Irrthume befangen und beging daher einen großen Fehler. Anstatt einen

Flankenschuß zu suchen, den er mit weit weniger Mühe hätte erlangen können, beschloß er, sich *vor* den Elephanten zu schleichen und dem Thiere direkt in das Gesicht zu feuern.

Indem er es Hendrik und Swartboy überließ, ihn von hinten anzugreifen, machte er von den Büschen bedeckt einen Umweg und gelangte endlich auf den Pfad, den, wie zu erwarten stand, der Elephant einzuschlagen gedachte. Kaum hatte er Stellung genommen, als er das ungeheure Thier mit stillem, majestätischem Tritte auf sich zukommen sah, und obschon der Elephant nur im Schritt ging, so reichten doch ein halbes Dutzend dieser riesigen Schritte hin, ihn bis dicht vor den im Hinterhalt liegenden Jäger zu bringen.

Bis jetzt hatte er noch keinen Laut hören lassen, aber so, wie es sich bewegte, hörte van Bloom ein gurgelndes Geräusch, als wenn in seinem umfangreichen Magen eine Quantität Wasser plätschernd hin und herschwappte.

Van Bloom hatte sich hinter den Stamm eines großen Baumes postirt. Der Elephant hatte ihn noch nicht gesehen und würde vielleicht vorübergegangen sein, ohne zu wissen, daß er da war, wenn der Jäger es ihm erlaubt hätte. Der Letztere dachte sogar an so Etwas; denn obschon er ein Mann von Muth war, so erfüllte ihn doch der Anblick des großen Waldriesen einen Augenblick lang mit Furcht und Zittern.

Wieder aber schimmerten ihm die elfenbeinernen Halbmonde in die Augen – wieder erinnerte er sich des Zweckes, der ihn hierher geführt; er dachte an seinen

zerrütteten Wohlstand – an seinen Vorsatz, diesen wieder herzustellen – an das Wohlergehen seiner Kinder. Diese Gedanken bestimmten ihn. Er legte sein langes Feuerrohr über einen Knoten des Baumstammes, richtete die Mündung auf die Stirn des näherkommenden Elephanten – sein Auge schauete durch das Visir – der Schuß knallte, und eine Rauchwolke machte einen Augenblick lang Alles unsichtbar.

Er hörte einen heiseren, bellenden, trompetenähnlichen Ton – er hörte das Krachen von abgebrochenen Aesten und das Gurgeln von Wasser, und als der Rauch sich verzog, sah er zu seinem großen Verdrusse, daß der Elephant immer noch auf den Füßen und, wie es schien, nicht im Mindesten verletzt war.

Der Schuß hatte das Thier gerade dahin getroffen, wohin der Jäger gezielt, anstatt ihm aber eine tödtliche Wunde beizubringen, es bloß zur äußersten Wuth gereizt. Es drehete sich jetzt tobend hin und her, stieß mit seinen Zähnen wild nach den Bäumen, riß Aeste ab und warf sie mit seinem Rüssel hoch in die Höhe, obschon es augenscheinlich noch nicht wußte, was ihn auf so impertinente Weise an der Stirn gekitzelt hatte.

Zum Glück für van Bloom schützte ihn ein tüchtiger starker Baum vor den Augen des Elephanten. Hätte das wüthende Thier ihn in diesem Moment erblickt, so wäre er verloren gewesen; der Jäger aber wußte dies und besaß Kaltblütigkeit genug, um sich ruhig und still zu verhalten.

Nicht so war es mit Swartboy. Als der Elephant sich in Bewegung setzte, war er mit Hendrik ihm durch dem Mokhalahain nachgeschlichen. Sie waren ihm sogar über den freien Platz hinweg in das Gebüsch gefolgt, wo van Bloom ihn erwartete. Als Swartboy den Schuß hörte und sah, daß der Elephant noch unverletzt war, entsank ihm der Muth, und Hendrik verlassend, rannte er mit lautem Geschrei in das Mokhalawäldchen zurück.

Dieses Geschrei erregte das Ohr des Elephanten, der sogleich in der Richtung fortstürzte, in welcher er es vernahm. Binnen wenigen Augenblicken war er aus dem Gebüsch heraus und setzte, als er Swartboy auf dem freien Platz erblickte, dem fliehenden Buschmanne wüthend nach. Hendrik – der Stand gehalten und, von den Büschen gedeckt, nicht gesehen ward – gab Feuer, so wie das Thier an ihm vorüberrannte. Seine Kugel traf es in die Schulter, diente aber bloß dazu, die Wuth des Elephanten noch mehr zu steigern. Ohne anzuhalten rannnte er hinter Swartboy her, ohne Zweifel in der Meinung, daß der arme Buschmann die Ursache der Beschädigungen sei, die er empfangen und deren Beschaffenheit ihm durchaus noch nicht klar war.

Es vergingen nur wenige Augenblicke vom Abfeuern des ersten Schusses bis die Dinge diese Wendung nahmen. Swartboy hatte kaum das Gebüsch hinter sich, so war der Elephant auch heraus, und als Ersterer nach den Bäumen des Mokhalawäldchens eilte, war er seinem Verfolger kaum um sechs Schritt voraus.

Swartboy's Zweck war, in das Wäldchen hinein zu gelangen, in dessen Mitte sich mehrere Bäume von bedeutendem Umfange befanden. Einen von diesen nahm er sich vor zu erklettern, weil dies seine einzige Aussicht auf Rettung zu sein schien.

Er war aber noch nicht zur Hälfte über den freien Platz hinüber, als er bemerkte, daß er viel zu spät kommen würde. Er hörte das plumpe Rauschen des Ungeheuers hinter ihm – er hörte sein lautes rachgieriges Bellen – es war ihm, als fühlte er schon seinen heißen Athem. Die Entfernung, welche er noch zu durchlaufen hatte, war eine beträchtliche. Zum Erklettern des Baums bis auf eine Höhe, wohin der Rüssel des Elephanten nicht reichen konnte, gehörte Zeit. Es war also seine Hoffnung vorhanden, den Baum zu erreichen.

Diese Gedanken durchkreuzten sich fast gleichzeitig. Binnen zehn Secunden kam Swartboy zu dem Schlusse, daß das Rennen nach dem Baume ihn nicht retten würde, und mit einem Male blieb er stehen, drehete sich herum und bot dem Elephanten die Spitze.

Nicht als ob er einen Plan entworfen hätte, sich auf diese Weise zu retten. Es war nicht Tapferkeit, sondern bloß Verzweiflung, was ihn bewog, sich gegen seinen Verfolger zu kehren. Er wußte, daß er, wenn er weiter rannte, ganz gewiß eingeholt werden würde. Wenn er sich herumdrehete, konnte es nicht schlimmer werden, und vielleicht konnte er durch ein geschicktes Manöver dem verderblichen Angriffe ausweichen.

Der Buschmann stand jetzt gerade in der Mitte des freien Platzes, und der Elephant kam gerade auf ihn zugestürzt.

Der Erstere hatte keine Waffe, mit der er seinen riesigen Verfolger hätte empfangen können. Seinen Bogen hatte er eben so wie seine Axt weggeworfen, um schneller laufen zu können. Aber keins von beiden würde ihm auch einem solchen Angreifer gegenüber viel genützt haben. Er hatte Nichts als seinen Schafpelz. Dieser war ihm beim Laufen allerdings auch hinderlich gewesen, aber er hatte ihn mit Fleiß nicht von sich geworfen.

Was er beabsichtigte, zeigte sich sehr bald.

Er blieb stehen, bis der ausgestreckte Rüssel nur noch drei Fuß von seinem Gesichte entfernt war, dann warf er seinen Schafpelz so, daß er über den langen Cylinder fallen mußte, sprang gewandt auf die Seite und rannte wieder zurück. Ohne Zweifel wäre es ihm auch gelungen, hinter den Elephanten zu kommen und auf diese Weise zu entrinnen; während aber der Schafpelz auf den Rüssel fiel, ward er von diesem gepackt und auf die Seite geschleudert. Unglücklicher Weise hatten Swartboy's Beine den Ring noch nicht zurückgelegt – sie verwickelten sich in den von dem Elephanten fortgeschleuderten Schafpelz, und der Buschmann stürzte zur Erde nieder.

Augenblicklich jedoch war der flinke Swartboy wieder auf den Beinen und im Begriffe, eine neue Richtung einzuschlagen. Der Elephant aber, der die List mit dem Schafpelze nun durchschauete hatte, hielt sich an den Mann, und kaum hatte Swartboy drei Schritte gethan,

als einer der langen elfenbeinernen Halbmonde ihm von hinten zwischen den Beinen hindurch fuhr und er gleich darauf hoch in die Luft empor geschleudert ward.

Van Bloom und Hendrik, die gerade in diesem Moment den Saum des offenen Platzes erreicht hatten, sahen ihn in die Höhe fliegen, zu ihrem Erstaunen aber kam er nicht wieder herunter. War er wieder auf die Stoßzähne des Elephanten herabgefallen, und ward er durch den Rüssel darauf festgehalten? Nein. Sie sahen den Kopf des Thieres. Der Buschmann war nicht da, eben so wenig als auf dem Rücken, und auch sonst nirgends zu sehen. Der Elephant schien sogar über das plötzliche Verschwinden seines Schlachtopfers eben so erstaunt zu sein als sie.

Das große Ungeheuer wendete seine Augen nach allen Richtungen umher, als ob es den Gegenstand seiner Wuth suchte. Wo war Swartboy hin? In diesem Augenblicke stieß der Elephant ein lautes Gebrüll aus und stürzte auf einen Baum zu, den er jetzt mit seinem Rüssel faßte und heftig schüttelte. Van Bloom und Hendrik schaueten nach dem Gipfel und erwarteten Swartboy da zu sehen.

Allerdings war er auch da und saß unter den Blättern und Aesten, unter welche er hineingeworfen worden.

Entsetzen malte sich in seinem Antlitze, denn er fühlte, daß er in dieser Stellung keineswegs sicher war. Er hatte jedoch kaum Zeit, seinen Befürchtungen Worte zu leihen, denn schon im nächsten Augenblicke stürzte der Baum krachend um und brachte den Buschmann in seinen Aesten mit zur Erde.

Der Zufall wollte, daß der von dem Rüssel des Elephanten herabgezerrte Baum auf das Thier zufiel. Swartboy berührte sogar beim Herabfallen den Körper des Elephanten und glitt über sein Hintertheil hinab. Die Aeste hatten die Wucht des Sturzes gebrochen, und der Buschmann war noch unverletzt, aber er fühlte, daß er jetzt seinem Gegner völlig Preis gegeben war. Er sah keine Aussicht, durch die Flucht zu entkommen. Er war verloren!

Gerade in diesem Augenblicke kam ihm ein Gedanke ein – ein gewisser Instinkt der Verzweiflung – und auf eins der Hinterbeine des Elephanten losspringend, umklammerte er dies mit seinem Arme und hielt sich daran fest. Gleichzeitig pflanzte er seine nackten Füße auf die Zehen des Thieres, so daß er mit Hilfe dieser Stütze im Stande war, sich festzuhalten, mochte das Thier sich bewegen wie es wollte.

Das ungeheure Mammuth, welches nicht im Stande war, ihn abzuschütteln, mit seinem Rüssel ihm eben so wenig beikommen konnte und vor Allem durch diese neue Angriffsmethode überrascht und erschreckt ward, stieß ein lautes Gekreisch aus und rannte mit emporgerichtetem Schweife und den Rüssel hoch in die Luft reckend in das Geröhrich hinein.

Swartboy hielt sich an dem Beine fest, bis er richtig in die Büsche hinein war, und dann ließ er, die Gelegenheit abwartend, gewandt los. Sobald er sich wieder auf festem Boden fühlte, richtete er sich auf seine Füße empor und rannte, so schnell er konnte, in entgegengesetzter Richtung davon.

Er hätte aber nicht einen Schritt weit zu laufen gebraucht, denn der Elephant, welcher eben so erschrocken war als er, eilte durch das Dschungel weiter und verwüstete unterwegs Bäume und Aeste. Der erschrockene Kolos machte auch nicht eher Halt, als bis eine Entfernung von vielen Meilen zwischen ihm und dem Schauplatze seines unangenehmen Abenteuers lag.

Van Bloom und Hendrik hatte mittlerweile wieder geladen und eilten zu Swartboy's Rettung herbei, als der schnellfüßige Buschmann ihnen nach seiner wunderbaren Echappade bereit entgegen kam.

Die Jäger, welche nun warm geworden waren, schlugen vor, die Fährte zu verfolgen; Swartboy aber, der nun die Bekanntschaft des »Herumstreichers« so weit gemacht hatte, daß er für immer genug haben konnte, erklärte, daß nicht die mindeste Aussicht vorhanden sei, ihn ohne Pferde oder Hunde wieder einzuholen, und da sie weder die einen noch die andern hätten, so werde es vollkommen vergeblich sein, ihm weiter nachzuspüren.

Van Bloom sah ein, daß in dieser Bemerkung etwas Wahres lag, und bedauerte jetzt mehr als je den Verlust seiner Pferde. Der Elephant kann, obschon er zu Pferde oder mit Hunden, die ihn zum Stehen bringen, leicht eingeholt wird, eben so leicht einem Jäger zu Fuß entinnen, und sobald er einmal sich vorgenommen hat, zu fliehen, so ist es völlig verlorene Mühe, ihm weiter zu folgen.

Der Tag war weit vorgerückt, als daß man noch andere Elephanten hätte aufsuchen können, und mit dem Gefühl

getäuschter Hoffnung gaben die Jäger die Jagd für heute auf und lenkten ihre Schritte nach dem Lager.

VIERZEHNTE KAPITEL. DER VERIRRTE JÄGER UND DIE WILDEBEESTS.

Ein bekanntes Sprichwort sagt, daß ein Unglück selten allein kommt.

Als die Jäger sich dem Lager näherten, bemerkten sie, daß hier nicht Alles in Ordnung war. Sie sahen Totty mit Trudchen und Jan oben an der Leiter stehen, aber es lag Etwas in ihrem Wesen, daß Etwas vorgefallen sein mußte. Wo war Hans?

Sobald als die Jäger in Sicht kamen, eilten Jan und Trudchen die Leiter hinab und ihnen entgegen. In ihren Blicken lag Etwas, was schlimme Nachrichten verkündete, und ihre Worte bestätigten die Vermuthung sehr bald.

Hans war nicht da – er war schon seit mehreren Stunden fort – sie wußten nicht wohin – und fürchteten, daß ihm Etwas zugestoßen sei – sie fürchteten, er sei umgekommen!

»Aber was hat ihn denn von hier hinweggeführt?« fragte van Bloom überrascht und unruhig.

Diese Frage, aber auch nur diese, konnten sie beantworten. Eine Anzahl Thiere von seltsamem Aussehen war an den See gekommen, um zu trinken. Hans hatte seine Flinte genommen und war ihnen in großer Eile gefolgt, indem er Trudchen und Jan empfahl, auf dem Baume zu

bleiben und nicht eher herunterzugehen, als bis er wieder da wäre. Er werde nicht lange sein und sie brauchten keine Angst zu haben.

Dies war Alles, was sie wußten. Sie konnten nicht einmal sagen, welche Richtung er eingeschlagen. Er war nach dem unteren Ende des Sees gegangen, aber bald hatten die Gebüsche ihn, ihren Augen entzogen und sie hatten Nichts weiter von ihm gesehen.

Van Bloom fragte, zu welcher Stunde dies gewesen sei.

Es war schon vor vielen Stunden geschehen – gleich am Morgen – nicht lange, nachdem die Jäger selbst aufgebrochen waren.

Als er nicht wiederkam wurden die Kinder unruhig, aber sie glaubten, er sei mit Papa und Hendrik zusammengetroffen und helfe ihnen jagen, und dies sei der Grund, weshalb er so lange ausbliebe.

Man fragte weiter, ob sie vielleicht einen Schuß gehört hätten.

Nein – sie hatten darauf gehorcht, aber keinen gehört. Die Thiere waren fortgegangen, ehe Hans sein Gewehr in Bereitschaft setzen konnte, und sie glaubten, er habe ihnen eine Strecke weit folgen müssen, ehe er sie einholen konnte. Dies sei vielleicht der Grund, weshalb sie keinen Schuß gehört hätten.

Van Bloom fragte, was für Thiere es gewesen seien.

Die Kinder sagten, sie hätten sie ganz deutlich gesehen, wüßten aber nicht, was für Thiere es gewesen seien. Es wären große Thiere von hellbrauner Farbe gewesen,

mit zottigen Mähnen und langen, zwischen ihren Vorderbeinen, herabhängenden Haarbüscheln an der Brust. Sie seien so groß gewesen wie kleine Pferde, sagte Jan, und hätten auch sonst viel Aehnlichkeit mit solchen gehabt. Sie wären hin und her und durch einander gesprungen, gerade so wie kleine Pferde zu thun pflegten. Trudchen dagegen glaubte, sie hätten mehr ausgesehen wie Löwen.

»Wie Löwen!« riefen van Bloom und Hendrik in einem Tone, welcher Schrecken verrieth.

Allerdings wären sie ihr fast wie Löwen vorgekommen, meinte Trudchen wieder, und Dotty sagte dasselbe.

»Wie viel waren ihrer wohl?« fragte Hendrik.

»O, eine große Heerde, nicht weniger als fünfzig.«

Sie hatten sie nicht zählen können, weil sie fortwährend in Bewegung waren, von einem Orte zum andern galoppirten und mit ihren Hörnern gegen einander rannten.

»Ha! Sie hatten also Hörner?« fragte van Bloom, der sich durch diese Mittheilung wieder erleichtert fühlte.

»Allerdings hatten sie Hörner,« entgegneten alle drei.

Sie hatten die Hörner gesehen. Dieselben hatten scharfe Spitzen, die sich erst abwärts und dann vor dem Gesichte des Thieres wieder aufwärts bogen. Auch hatten die Thiere Mähnen, behauptete Jan, und dicke Hälse, welche sich bogen wie die eines schönen Pferdes, und Haarbüschel wie Bürsten auf den Nasen, nettgeformte runde Leiber wie Pferde, lange weiße Schweife, die fast bis auf den Boden reichten, gerade wie Pferdeschweife, und schöngeformte Beine, ebenfalls wie Pferde haben.

»Ich sage Euch,« fuhr Jan eifrig fort, »wenn sie nicht Hörner und die langen Haarbüschel auf Brust und Nase gehabt hätten, so würde ich sie eher für Pferde, als für sonst Etwas gehalten haben. Sie galoppirten umher gerade wie Pferde, wenn sie miteinander spielen, und rannten mit abwärts gehaltenen Köpfen, bogen die Hälse und schüttelten ihre Mähnen – ja, sie schnaubten sogar, wie ich Pferde habe schnauben hören; zuweilen aber brüllten sie auch wieder mehr als Stiere, und ich gestehe, daß sie um den Kopf herum viel Aehnlichkeit mit Stieren hatten. Auch bemerkte ich, daß sie gespaltene Hufe hatten wie Rinder. Ach, ich habe sie mir lange angesehen, während Hans sein Gewehr lud. Sie verweilten an dem Wasser, bis er beinahe fertig war, und als sie fortgaloppirten, thaten sie dies in einer langen Reihe, einer hinter dem andern, mit dem größten voran und einem zweiten großen hinterdrein.«

»Wildebeests!« rief Hendrik.

»Gnus!« rief Swartboy.

»Ja, es müssen Wildebeests gewesen sein,« sagte Bloom. »Jan's Beschreibung paßt ganz genau auf sie.«

Dies war auch vollkommen wahr. Jan hatte viele der charakteristischen Kennzeichen jenes vielleicht seltsamsten aller wiederkäuenden Thiere, des Wildebeest oder Gnu (*Catoblepas gnu*) ganz richtig hervorgehoben. Der büstenähnliche Haarbüschel über der Schnauze, das lange Haar zwischenden Vorderbeinen, die sich über das Gesicht herabkrümmenden und dann wieder nach oben

gerichteten Hörner, der dicke gebogene Hals, der runde, compacte, pferdeähnliche Leib, der lange, weißliche Schweif und die volle, fliegende Mähne – alles Dies verrieth das Gnu. Selbst Trudchen hatte keinen so ganz unverzeihlichen Irrthum begangen. Die Gnus, und besonders die alten Stiere, haben eine sehr auffällige Aehnlichkeit mit dem Löwen, so daß selbst die erfahrensten Jäger in der Ferne kaum den einen von dem andern unterscheiden konnten.

Jan hatte sie jedoch besser beobachtet als Trudchen, und wären sie noch näher gekommen, so würde er vielleicht auch bemerkt haben, daß die Thiere rothe, feurige Augen und einen wilden Blick hatten, daß ihre Köpfe und Hörner denen des afrikanischen Büffels nicht unähnlich waren, daß ihre Beine denen des Hirsches glichen, während das Uebrige ziemliche Aehnlichkeit mit dem Pferde hatte. Er hätte überdies vielleicht bemerkt, daß die Männchen größer waren als die Weibchen und von dunklerer Farbe. Wären Kälber mit bei der Heerde gewesen, so würde er gesehen haben, daß diese eine noch hellere Farbe hatten und fast ganz weiß waren.

Die Gnus, welch hier gesehen worden, waren die gewöhnliche Art, welche die holländischen Colonisten Wildebeests oder wilde Ochsen, und die Hottentotten »Gnu« nennen. Letztere Benennung hat ihren Grund in einem hohlen Gestöhn, welches diese Thiere zuweilen hören lassen und welches man durch das Wort »gnu – u – uh« ausdrücken kann.

Sie schweifen in ungeheuer zahlreichen Heerden – auf den Kärups Südafrika's umher. Sie sind harmlose Thiere, ausgenommen wenn sie verwundet werden, denn dann sind die alten Stiere außerordentlich gefährlich und greifen den Jäger mit Hörnern und Hufen an. Sie können sehr schnell rennen, obschon sie eigentlich nicht fliehen, sondern sich in vorsichtiger Entfernung halten, den Jäger umkreisen, nach allen Richtungen hin courbettiren, mit ihren bis auf den Boden herabgesenkten Köpfen sich im Ringe drehen, mit ihren Hufen den Staub in die Höhe schlagen und brüllen wie Stiere, oder eigentlich mehr wie Löwen.

Die alten Stiere stehen Schildwache, während die Herde weidet, und schützen sie sowohl von vorn als von hinten Wenn sie weiter ziehen, gehen sie gewöhnlich eines hinter dem andern, wie Jan ganz richtig bemerkt, hatte. Alte Stiere bleiben fortwährend zwischen dem Nachtrab der Heerde und dem Jäger, und diese springen rückwärts und vorwärts, stoßen mit den Hörnern nach einander und kämpfen oft im vollen Ernste. Ehe jedoch der Jäger auf Schußweite herankommt, hören sie auf, mit einander zu kämpfen und galoppiren ihm aus dem Wege. Nichts übertrifft die wunderlichen Capriolen, in welchen diese Thiere sich ergehen, während sie so über die Ebene ziehen.

Es giebt eine zweite Gattung desselben Gnus in Südafrika, und eine dritte wohnt weiter nördlich; von der letztern weiß man jedoch sehr wenig.

Beide Gattungen sind größer als das Wildebeest, nämlich beinahe fünf Fuß hoch während das gemeine Gnu kaum vier Fuß hoch ist. Diese drei gesellen sich nie zu einander, obschon jede von ihnen oft in Gesellschaft mit anderen Thieren getroffen wird. Alle drei sind dem afrikanischen Continent eigenthümlich und werden sonst nirgends weiter gefunden.

Das »gestreifte Gnu« (*Catoblepas gorgon*) ist die zweite Gattung, welche das südliche Afrika bewohnt. Unter den Jägern und Colonisten ist es unter dem Namen des »blauen Wildebeest« bekannt. Es hat eine bläuliche Farbe und ist längs den Seiten gestreift. Seine Lebensweise hat sehr viel Aehnlichkeit mit der des gemeinen Gnu, es ist aber ein weit plumperes und stumpferes Thier und in seiner Gestaltung noch weit excentrischer.

Die dritte Gattung, (*Catoblepas taurina*) ist das »Kokuhn« der Eingeborenen. Es kommt dem »gestreiften Gnu« an Form und Lebensweise etwas näher, da man es aber nur in den centraleren und weniger bereis'ten Gegenden Afrika's findet, so weiß man weniger davon, als von den beide andern. Es gehört indessen zu derselben Gattung, und die drei von allen anderen bekannten Thieren weit abweichenden Spezies sind vollkommen berechtigt, ein besonderes Genus zu bilden.

Bis jetzt sind sie gewöhnlich mit den Antilopen in eine und dieselbe Klasse gestellt worden, obschon es schwer ist, zu sagen, aus welchem Grunde. Mit der Antilope haben sie weit weniger Verwandtschaft als mit dem Stiere, und die alltäglichen Beobachtungen des Jägers und

Grenzboers haben sie zu einem ähnlichen Schlusse geführt, wie schon der Name, den sie diesen Thieren gegeben, beweis't. Beobachtungen dieser Leute sind in der Regel weit mehr werth, als die Theorieen des naturforschenden Stubengelehrten.

Das Gnu ist schon seit langer Zeit die Lieblingsspeise des Grenzfarmers und Jägers. Sein Fleisch hat einen vortrefflichen Geschmack und namentlich das eines Gnu-kalbes ist eine wahre Delikatesse. Die Haut wird zu Geschirren und Riemenzeug von verschiedenen Arten verarbeitet und der lange, seidenartige Schweif ist ein Handelsartikel. Um jedes Grenzfarmhaus herum sieht man in der Regel hohe Haufen von Gnu- und Springbockhörnern – die Ueberreste von Thieren, welche auf der Jagd erlegt worden.

Die Jagd auf das Wildebeest ist ein Lieblingszeitvertreib der jungen Boers. Zahlreiche Heerden dieser Thiere werden zuweilen in Thäler getrieben, wo sie von allen Seiten eingeschlossen und mit Muße niedergeschossen werden. Man kann sie bis auf Schußweite heranlocken, wenn man ein rothes Tuch auff einer Stange emporhält. Sie haben gegen diese Farbe einen unbezähmbaren Widerwillen und gehen sogleich wüthend darauf los. Man kann sie auch mit leichter Mühe zähmen und in Hausthiere verwandeln, doch sind sie eben keine Lieblinge des Farmers, weil er fürchtet, daß sie seinen Rindern verderbliche Hautkrankheit mittheilen, welcher die Gnus unterworfen sind und die alle Jahre Tausend von ihnen hinrafft.

Natürlich nahmen van Bloom und seine Begleiter sich nicht die Zeit, dergleichen Dinge zu besprechen. Sie waren um das Schicksal des abwesenen Hans zu besorgt, als daß sie an irgend etwas Anderes hätten denken können.

Eben standen sie im Begriff, aufzubrechen, um ihn zu suchen, als man ihn plötzlich um das untere Ende des Sees herumkommen sah. Er ging sehr langsam und schien einen großen schweren Gegenstand auf seinen Schultern zu tragen.

Ein lauter Freudenruf erscholl und nach wenigen Augenblicken stand Hans in der Mitte der Seinen.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DER AFRIKANISCHE AMEISENFRESSER.

Hans ward mit einer Menge Fragen bestürmt. »Wo bist Du gewesen? Was hat Dich bewogen so lange auszubleiben? Was ist Dir zugestoßen? Du hast doch keinen Schaden genommen?« Diese und noch andere Fragen wurden beinahe in einem und demselben Athem an ihn gethan.

»Es ist mir kein Haar gekrümmt worden,« sagte Hans, »und was Eure übrigen Fragen betrifft, so werde sie alle beantworten, sobald Swartboy dieses »Erdschwein« abgehäutet und Totty ein Stück davon zum Abendessen gebraten hat. Ich bin jetzt zu hungrig, um sprechen zu können, und bitte daher um Geduld.«

Während Hans diese Antwort gab, warf er ein Thier von seinen Schultern herab, welches beinahe so groß war wie ein Schaf. Es hatte langes, borstiges Haar von röthlichgrauer Farbe und einen ungeheuren Schweif, der an

der Wurzel dick war und dann spitz zuging wie eine Rübe. Die Schnauze war beinahe einen Fuß lang, aber ganz dünn und nackt, das Maul sehr klein und die ganz gerade emporgespitzten Ohren glichen zwei Hörnern. Der Leib war niedrig und flach, die Beine kurz und muskelstark und die Klauen ungeheuer lang, besonders an den Vorderfüßen, wo sie anstatt aufgespreizt zu sein, rückwärts gebogen waren wie geschlossene Fäuste oder wie die Vorderhände eines Affen. Ein sehr sonderbares Thier war das, welches Hans mit dem eines Erdschweines bezeichnet hatte und von welchem er ein Stück zum Abendessen zubereitet haben wollte.

»Gut, gut, mein Sohn,« entgegnete van Bloom, »wir wollen Dir Zeit lassen, um so mehr als wir Alle wahrscheinlich eben so hungrig sind als Du. Ich sollte indessen meinen, daß wir das Erdschwein zum Mittagsmahle für morgen aufheben könnten. Wir haben ein Paar Pfauen mitgebracht und Totty wird einen davon eher fertig haben, als das Erdschwein.«

»Na, was Das betrifft,« entgegnete Hans, »so ist es mir ganz egal. Ich bin so hungrig, daß ich Alles zu essen bereit bin, – wäre es selbst ein Stück von einem zähen alten Quagga. Indessen glaubte ich, es könnte nicht schaden; wenn Swartboy – das heißt, wenn er nicht zu müde ist, – diesem Burschen da die Haut abzöge.«

Hans zeigte auf das sogenannte Erdschwein.

»Du mußt aber auch gleich so zurichten, daß es nicht verdirbt,« fuhr er fort; »denn Du, Swartboy, weißt besser als ich Dir sagen kann, daß es ein Leckerbissen ist

und daß es schade wäre, wenn man es durch die Hitze verderben ließe. Ein Erdschwein erlegt man nicht alle Tage.«

»Da habt Ihr ganz Recht, Mynheer Hans, – Swartboy weiß das recht wohl; ich werde dem Thiere sogleich die Haut abziehen.«

Und mit diesen Worten nahm Swartboy ein Messer zur Hand und begann sich über den Kadaver herzumachen .

Dieses sonderbare Thier, welches Hans ein Erdschwein nannte, war, nichts Anderes als der afrikanische Ameisenfresser (*Orycteropus Capensis*).

Obschon die Colonisten ihr ein Erdschwein nennen, so hat dieses Thier doch mit dem eigentlichen Schweine nur wenig gemein. Allerdings hat es um die Schnauze herum einige Aehnlichkeit damit, und diese, in Verbindung mit seinem borstigen Haar und seinem Triebe zum Wühlen, hat ohne Zweifel Veranlassung zu dieser irrigen Benennung gegeben. Dabei ist es auch ein ausgezeichnete Wühler. Es ist im Stande, sich schneller unter der Erde hin Bahn zu brechen als der Spaten ihm folgen kann, und schneller als irgend ein Dachs. An Größe, Lebensweise und Form vieler Theile seines Körpers hat es eine auffallende Aehnlichkeit mit seinem südafrikanischen Vetter, dem »Tamanoir« (*Myrmecophaga jubata*), der in der letzten Zeit so berühmt geworden ist, daß er fast den Titel des Ameisenfressers usurpirt hat. Das Erdschwein aber ist ein eben so guter Ameisenfresser als

er und kann einen eben so festen Ameisenbau durchbrechen und eben so viele Termiten herauswühlen und verzehren als irgend ein Ameisenbär in der Länge und Breite des Amazonasflußthales. Uebrigens hat es einen eben so langen Schwanz als das Tamanoir, ein ebenso kleines Maul und eine ebenso lange und biegsame Zunge. Hinsichtlich der Klauen kann es sich ebenfalls seinem amerikanischen Vetter jeden Tag an die Seite stellen und versteht eben so sonderbar auf den Seiten der Vorderpfoten mit eingezogenen Zehen zu laufen.

Warum denn, frage ich, hören wir so viel von dem »Tamanoir« sprechen während von dem »Erdschweine« kein Wort gesagt wird? Jedes Museum und jede Menagerie ist stolz darauf, ein Exemplar von dem Ersteren zu besitzen, während es Niemandem einfällt, den Besitz des Letzteren als etwas Wichtiges zu betrachten. Woher dieser neidische Unterschied? Ich glaube, der Grund dieser seltsamen Erscheinung liegt darin, daß das Erdschwein ein Holländer ist, – ein Cap-Boor, – und die Boors haben sich in der letzten Zeit sehr viel gefallen lassen müssen. Dies ist wahrscheinlich der Grund, weshalb Zoologen und Schausteller diesen dickschwänzigen Burschen so verächtlich behandelt haben. Aber es soll dies nicht länger der Fall sein. Ich trete auf als Vertheidiger des Erdschweines, und obschon man den Tamanoir vorzugsweise *Myrmecophaga* oder Ameisenfresser genannt hat, so sage ich doch, daß der *Orycteropus* ein eben so guter

Ameisenfresser ist als dieser. Er durchbricht eben so feste und noch festere Ameisenbaue, – manche sind zwanzig Fuß hoch, – er kann eine eben so lange und klebrige Zunge herausstecken, – zwanzig Zoll lang, – er kann eben so gewandt damit spielen und eben so viele weiße Ameisen auflecken als irgend ein Tamanoir. Er kann auch eben so fett werden und eben so schwer wiegen und, was ihm sehr zur Ehre gereicht, einen ganz delikaten Braten liefern, wenn es dem Menschen beliebt ihn zu tödten und zu verzehren. Allerdings schmeckt er ein wenig nach Ameisensäure, aber dies ist gerade der Beigeschmack, welchen Epikuräer bewundern. Und nun erst seine Schinken! Man salze und räuchere sie auf gehörige Weise, koste sie dann und man wird nie wieder von spanischem oder westphälischen Schinken sprechen.

Hans kannte den Geschmack vieler Schinken, ebenso wie auch Swartboy ihn kannte, und Letzterer machte sich daher sofort *con amore* an das Ausschachten des Erdschweines.

Swartboy wußte, welch ein kostbares Stück er in Händen hatte, – kostbar nicht blos wegen seiner innern Qualität, sondern auch wegen seiner Seltenheit; denn obschon das Erdschwein in Südafrika ein sehr gewöhnliches Thier ist und in einigen Districten sogar sehr zahlreich vorkommt, so gelingt es dem Jäger doch nicht alle Tage, eines in seine Gewalt zu bekommen. Im Gegentheile ist dieses Thier sehr schwer zu fangen, obschon nicht schwer zu tödten; denn ein einziger Schlag auf die Schnauze ist in dieser Beziehung ausreichend.

Aber gerade so leicht, wie es zu tödten ist, wenn man es einmal gefangen hat, eben so schwer ist es erst zu fangen. Es ist scheu und vorsichtig und kommt selten anders als des Nachts aus seiner Höhle heraus. Selbst dann schleicht es geräuschlos entlang und sieht sich so wachsam um, daß kein Feind ihm unvermuthet nahe kommen kann, Seine Augen sind sehr klein, und gleich den meisten nächtlichen Thieren sieht es nicht sehr scharf, während dagegen sein Geruch- und Gehörsinn zu den feinsten gehören. Seine langen, aufrecht stehenden Ohren setzen es in den Stand, jedes Geräusch zu erhaschen welches in der Nähe gemacht wird, möge es auch noch so unbedeutend sein. Das Erdschwein ist nicht der einzige, ameisenfressende Vierfüßler Südafrika's. Es giebt noch ein anderes vierfüßiges Geschöpf, welches die weißen Ameisen eben so gern verzehrt als jenes, obschon es ein Thier von ganz verschiedenem Aussehen ist. Es ist ein Geschöpf ohne Haar. Statt dessen ist sein Körper über und über mit einem Schuppenpanzer bedeckt, von dem jede Schuppe so groß ist wie ungefähr ein halber Gulden. Diese Schuppen überragen einander ein wenig und können an dem einen Ende nach dem Willen des Thieres in die Höhe gerichtet werden. Seiner Gestalt nach gleicht es einer großen Eidechse oder einem kleinen Krokodil mehr als einem gewöhnlichen Vierfüßler; doch ist seine Lebensweise der des Erdschweines fast vollkommen ähnlich. Es wühlt, gräbt bei nächtlicher Weile die Ameisenhaufen auf, steckt eine lange, klebrige Zunge unter die Insekten hinein und verzehrt sie mit gefräßiger Gier.

Wird es an einer Stelle überrascht, wo es nicht sofort in seine unterirdische Höhle hineinschlüpfen kann, so ringelt es sich zusammen wie der Igel und einige Gattungen der südamerikanischen Armadillos, mit welchem letzteren Thiere es wegen seines Schuppenpanzers bedeutende Aehnlichkeit hat.

Der Ameisenfresser ist auch unter dem Namen des »Pangolin« oder »Manis« bekannt, doch giebt es mehrere Gattungen nichtafrikanischer Pangolins. Einige trifft man im südlichen Asien und auf den indischen Inseln an. Der, welchen man in Südafrika findet, ist unter den Naturforschern als der »langschwänzige« oder »Temminck-Pangolin« (*Manis Temminckii*) bekannt.

Es dauerte nicht lange, so trug Totty ihren gebratenen Pfau oder vielmehr Trappen auf. Obschon derselbe vielleicht noch nicht lange genug gebraten hatte, so befriedigte er doch die Magen Derer, für welche er bestimmt war. Sie waren Alle viel zu hungrig, um wählerisch zu sein, und genossen ihre Mahlzeit ohne auch nur ein einziges Wort des Tadels hören zu lassen.

Nachdem auf diese Weise ein unabweisbares Bedürfniß befriedigt war, begann Hans die Geschichte seiner Abenteuer zu erzählen.

SECHZEHNTE KAPITEL. HANS UND DAS WILDEBEEST.

Also, begann Hans, Ihr waret nicht viel länger als eine Stunde fort, als eine Heerde Wildebeests sich dem See näherte. Sie kamen in einer langen Reihe, eins hinter

dem andern; doch dauerte es nicht lange, so plätscherten sie durch einander im Wasser umher.

Natürlich wußte ich, was es für Thiere waren, und daß der Jäger ihnen als einer sehr guten Beute nachtrachtet. Ihre lächerlichen Capriolen gewährten mir aber so viel Unterhaltung, daß ich nicht eher an mein Gewehr dachte, als bis die ganze Heerde sich beinahe satt getrunken hatte. Dann erst fiel mir ein, daß wir jetzt Nichts als gedörrtes Fleisch zu essen hätten, und daß ein wenig frisches uns durchaus Nichts schaden könnte. Ueberdies bemerkte ich, daß sich unter der Heerde der Gnus auch einige junge befanden, die ich sowohl an ihrer kleineren Gestalt, als auch an ihrer helleren Farbe erkannte. Ich wußte, daß das Fleisch dieser ganz vortrefflich zu essen ist, und nahm mir daher vor, uns Allen eine solche Mahlzeit zu verschaffen.

Ich eilte die Leiter hinauf, um meine Flinte zu holen, und sah ein, wie unklug ich gehandelt, sie nicht gleich in dem Augenblicke zu laden, wo Ihr fortginget. Ich hatte nicht an einen plötzlich eintretenden Fall gedacht, und dies war sehr thörig, denn wie konnte ich wissen, was in

einer einzigen Stunde oder Minute geschehen konnte? Ich lud das Gewehr so schnell als möglich, denn ich sah, daß die Wildebeests das Wasser verließen, und sobald als die Kugel in den Lauf hinein war, eilte ich die Leiter hinab.

Ehe ich jedoch die letzte Sprosse erreichte, fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, Pulverhorn und Kugelbeutel mitzunehmen. Ich war indessen in zu großer Eile, um noch einmal hinauf zu klettern und sie zu holen, denn ich sah eben die letzten der Wildebeests sich entfernen und fürchtete, mich zu verspäten. Dabei hatte ich durchaus nicht die Absicht, die Thiere weit zu verfolgen. Ein einziger Schuß war Alles was ich wollte, und dazu war der in meiner Büchse ausreichend.

Ich eilte dem Wilde nach und hielt mich so gut ich konnte, gedeckt. Nach einiger Zeit fand ich, daß ich nicht so vorsichtig zu sein gebraucht hätte. Die Wildebeests schienen anstatt schüchtern zu sein, wie sie in unserer früheren Gegend gesehen, sich sehr wenig vor mir zu fürchten. Es war dies ganz besonders der Fall mit den alten Stieren, welche in kaum hundert Schritt Entfernung von mir durch einander sprangen und mich zuweilen sogar

noch näher kommen ließen. Es war klar, daß niemals auf sie Jagd gemacht worden war.

Ein- oder zweimal kam ich ein paar alten Stieren, die den Nachtrab zu decken schienen, bis auf Schußweite nahe. Von diesen aber wollte ich keinen schießen. Ich wußte, daß ihr Fleisch zäh ist. Ich wünschte etwas Zarteres zu erbeuten. Ich wollte eine Färse oder einen der jungen Stiere erlegen, dessen Hörner noch nicht angefangen hatten sich zu krümmen. Ich sah deren mehrere unter der Heerde.

So kirr die Thiere aber auch waren, so war ich doch nicht im Stande, einem von den letzterwähnten nahe genug zu kommen. Die alten Stiere, welche vorangingen, führten sie allemal aus der Schußweite hinaus, und die Beiden, welche den Nachtrab bildeten, schienen sie vorwärts zu treiben, so wie ich mich ihnen näherte.

Auf diese Weise lockten sie mich eine Meile weit hinweg, und die Aufregung der Jagd ließ mich vergessen, wie unrecht ich daran that, mich so weit von unserem Lager zu entfernen. Da ich indessen an das Fleisch dachte und immer noch zum Schusse zu kommen hoffte, so ging ich immer weiter mit.

Endlich kam ich auf ein Terrain, wo es kein Gebüsch mehr gab, trotzdem aber fand ich gute Deckung hinter den Ameisenhügeln, welche wie große Zelte in gleichen Entfernungen von einander über die Ebene zerstreut standen. Sie waren sehr groß – einige davon über zwölf Fuß hoch, und verschieden von der kuppelförmigen Art, die überall so gewöhnlich ist. Sie hatten die Gestalt von großen Kegeln oder gerundeten Pyramiden und einer Anzahl kleinerer Kegel, die um ihren Fuß herum sich erhoben und wie kleine Thürmchen aussahen. Ich erkannte sogleich, daß es die Hügel einer weißen Ameisengattung waren, welche von den Entomologen *Termes bellicosus* genannt wird.

Auch noch andere Hügel waren da, von cylinderförmiger Gestalt und oben rund, die nur ungefähr anderthalb Ellen hoch waren und wie aufrecht gestellte Rollen ungebleichter Leinwand aussahen, jede mit einem umgekehrten Becken an dem Ende. Dies waren die Wohnungen einer ganz andern Gattung, nämlich des *Termes mordax* der Entomologen, obschon eine noch andere Gattung, *Termes atrox*, ihre Nester in derselben Weise bauet.

Ich blieb nicht stehen, um diese interessanten Bauwerke näher zu betrachten, und erwähne dieselben jetzt blos, um Euch einen Begriff von der Lokalität zu geben, damit Ihr verstehet, was ferner geschah.

Mit diesen kegelförmigen Hügeln und den Cylindern war die Ebene reichlich versehen. Alle zweihundert Schritte stieß man auf einen oder den andern, und ich glaubte, daß es mir auf diese Weise nicht schwer werden würde, mich den Gnus bis auf Schußweite zu nähern. Ich machte einen Umweg, um ihnen voraus zu kommen und kroch hinter einen großen kegelförmigen Hügel, in dessen Nähe der dichteste Haufen weidete. Als ich zwischen den Thürmchen hindurchlugte, sah ich zu meinem Aerger, daß die Kühe und Kälber sich schon wieder außerhalb des Bereichs meiner Büchse befanden und die beiden alten Stiere wie vorher zwischen mir und der Heerde ihre Capriolen machten.

Ich wiederholte das Manöver und schlich mich hinter einen andern großen Kegel, in dessen Nähe die Thiere weideten. Als ich mich aufrichtete, um zu schießen, sah ich mich abermals getäuscht. Die Heerde hatte sich wieder entfernt und die beiden

Stiere deckten immer noch den Nachtrab. Ich begann nun im Ernste ärgerlich zu werden. Das Benehmen der Stiere war mir im höchsten Grade störend, und ich bildete mir ein, daß sie es wüßten. Ihre Manöver waren von der seltsamsten Art, und einige davon schienen mir ausdrücklich den Zweck zu haben, meiner zu spotten.

Zuweilen kamen sie sehr nahe heran, senkten drohend die Köpfe, und ich muß gestehen, daß sie mit ihren schwarzen zottigen Stirnen, ihren schwarzen Hörnern und funkelnden rothen Augen durchaus nicht als eine angenehme Nachbarschaft betrachtet werden konnten.

Ich ward endlich so ärgerlich, daß ich beschloß, mich nicht länger von ihnen zum Besten haben zu lassen. Wenn sie mir nicht gestatten wollten, eins der andern zu schießen, so sollten sie wenigstens nicht selbst frei ausgehen, sondern ihre Verwegenheit und Unverschämtheit theuer bezahlen, und ich nahm mir vor, einem von ihnen eine Kugel in den Wanst zu jagen.

Gerade als ich im Begriff stand, mein Gewehr anzulegen, gewahrte ich, daß sie sich zu einem neuen Kampfe gegenüber

gestellt hatten. Sie thaten dies, indem sie sich auf die Kniee niederließen und so vorwärts rutschten, bis ihre Köpfe in Berührung kamen. Dann sprangen sie auf, thaten einen raschen Satz vorwärts, wie um obenauf zu kommen und einander mit ihren Hufen niederzutreten. Gelang ihnen dies nicht, so rannten beide an einander vorüber, bis sie mehrere Schritte weit aus einander, dreheten sich dann um, fielen wieder auf die Kniee nieder und rutschten einander wieder entgegen wie vorher.

Bis jetzt hatte ich diese Kämpfe als bloße muthwillige Spielerei betrachtet, und glaube, daß sie dies größtentheils waren. Diesmal jedoch schien es den Stieren ernst zu sein. Das laute Krachen ihrer helmbedeckten Stirnen an einander, ihr wildes Schnauben und Brüllen und mehr als alles Andere, ihre wüthenden Augen überzeugten mich, daß sie wirklich uneinig waren und es ernst meinten.

Einer von ihnen schien endlich wiederholt niedergeworfen zu werden. Jedes Mal, wo er sich wieder theilweise auf seine Füße erhoben, aber ehe er sich noch ganz aufrichten konnte, stürzte sein Gegner auf ihn los und stieß ihn wieder nieder.

Als ich sie so in allem Ernste mit einander beschäftigt sah, dachte ich, ich könnte einem sichern Schuß versuchen und mich ihnen noch ein wenig mehr nähern. Deßhalb trat ich hinter den Ameisenhügel hervor und schritt auf die Kämpfer zu. Keiner von beiden nahm von meiner Annäherung Notiz; – der Eine, weil er genug zu thun hatte, um den furchtbaren Stößen seines Gegners auszuweichen, und der Andere, weil er diese Stöße austheilte.

Als ich bis auf zwanzig Schritt nahe gekommen war, legte an. Ich wählte den Stier, welcher Sieger zu sein schien, theils zur Strafe für seinen Mangel an Gefühl, indem er sich nicht scheuete, auf einen gefallenen Gegner immer noch loszustossen, vielleicht aber mehr noch, weil seine Flanke mir zugekehrt war und mir ein besseres Ziel darbot.

Ich gab Feuer.

Der Rauch machte beide einen Augenblick lang unsichtbar. Als er sich verzog, sah ich den besiegten Stier noch auf seinen Knien liegen, während zu meiner Ueberraschung der, auf welchen ich gezielt, auf den Beinen und anscheinend noch so frisch und munter war als je! Ich

wußte, daß ich ihn irgend wo getroffen, denn ich hörte das Klatschen der Kugel an seinem fetten Wanste – aber dennoch war klar, daß ich ihm keinen wesentlichen Schaden gethan haben konnte.

Ich hatte indessen keine Zeit, lange darüber nachzudenken, wo ich ihn wohl verwundet haben konnte. In dem Augenblicke, wo der Rauch sich verzog, sah ich, anstatt die Stiere die Flucht ergreifen zu sehen, den, nach welchem ich geschossen, den Schwanz in die Höhe werfen, die zottige Stirn senken und gerade auf mich loskommen!

Seine grimmigen Augen sprüheten Rache, und sein Gebrüll hätte wohl einen Muthigeren als ich bin, mit Schrecken erfüllen können. Ich versichere ich, daß ich neulich, als ich auf den Löwen stieß, weniger erschrak. Ich wußte einige Augenblicke lang nicht, was thun sollte. Ich gedachte eine Definitivstellung zu nehmen und hatte unwillkürlich mein Gewehr, welches jetzt leer war, umgedreht, um mich seiner als Keule zu bedienen. Ich sah jedoch sofort ein, daß der leichte Schlag, den ich führen könnte und daß es mich sicherlich zu Boden rennen und mit seinen Hörnern durchbohren würde.

Ich sah mich um und suchte schnell zu ermitteln, welche Hoffnung wohl die Flucht darböte. Zum Glück fielen meine Augen auf einen Ameisenhügel, den, hinter welchem ich so eben hervorgekommen war. Ich sah sofort, daß ich, wenn ich ihn erkletterte, sofort außerhalb des Bereiches des grimmigen Wildebeests sein würde. Hatte ich aber wohl noch Zeit genug, hinaufzugelangen, ehe es mich einholte?

Ich rannte wie ein gehetzter Fuchs. Du, Hendrik, hast mich als Läufer von jeher übertroffen, ich glaube aber nicht, daß Du schneller auf jenen Ameisenhügel hinaufgekommen wärest als ich.

Ich kam um keine Secunde zu früh. Als ich die kleinen Thürmchen faßte und mich hinaufschwang, hörte ich die Hufschläge des Wildebeests hinter mir und es war mir, als fühlte ich seinen heißen Athem an meinen Absätzen.

Jedoch ich erreichte den obersten Kegel noch wohlbehalten und drehete mich dann herum und schauete auf meinen Verfolger herab. Ich sah, daß er mir nun nicht weiter folgen konnte, und so scharf seine Hörner auch waren, so sah ich doch, daß ich ihrem Bereiche entronnen war.

DRITTER BAND.

ERSTES KAPITEL. EIN GNUSTIER ALS BELAGERER.

Wohlan, fuhr Hans nach einer Pause fort, ich begann, mir zu meinem glücklichen Entrinnen Glück zu wünschen, denn ich war überzeugt, daß ich ohne den Ameisenhaufen von dem wüthenden Thiere niedergeworfen und todtgestampft worden wäre. Der Stier war einer der größten und wildesten seiner Art, und dazu ein sehr alter, wie ich an den über der Stirn beinahe zusammenstoßenden Wurzeln seiner dicken schwarzen Hörner sowohl als auch an seiner dunkeln Farbe erkannte. Ich hatte vollauf Zeit, alles Dies zu beobachten. Ich fühlte, daß ich jetzt sicher war – daß das Wildebeest mich nicht erreichen konnte, und saß oben auf dem Gipfel des Mittelkegels und beobachtete die Bewegungen des Thieres mit vollkommener Kaltblütigkeit.

Allerdings that der Stier alles Mögliche, um meine Position zu erreichen. Wohl ein Dutzend Mal suchte er den Hügel hinaufzukommen, und erreichte auch einige Mal die Gipfel der niedrigeren Thürmchen, der Hauptkegel aber war ihm zu

steil. Es war dies auch kein Wunder, denn es hatte mir selbst nicht wenig Mühe gekostet, ihn zu erklettern. Zuweilen kam er in seinen verzweifelten Anstrengungen mir so nahe, daß ich seine Hörner mit der Mündung meiner Flinte hätte berühren können, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihm einen Hieb zu versetzen, sobald sich die Gelegenheit darböte. Nie hatte ich ein Thier so wüthen und toben gesehen. Meine Kugel hatte ihn nämlich getroffen, die Wunde saß unterhalb seiner Kinnlade und blutete sehr heftig. Der Schmerz machte ihn toll, doch war dieser, wie später entdeckte, nicht die einzige Ursache seiner Wuth.

Gut. Nach mehreren erfolglosen Versuchen, den Hügel zu erklettern, änderte er seine Taktik und begann, mit den Hörnern gegen den Ameisenhaufen loszurennen, als ob er ihn zertrümmern wollte. Er nahm wiederholt einen Anlauf und kam dann aus Leibeskräften herangestürzt, so daß es, die Wahrheit zu gestehen, eine Zeit lang aussah, als ob sein Vorhaben ihm gelingen würde.

Mehrere der kleineren Kegel wurden durch seine gewaltigen Stöße, umgeworfen, und der harte, zähe Thon wich vor

seinen scharfen Hörnern, deren er sich wie umgekehrter Spitzhacken bediente. An mehrern Stellen konnte ich sehen, daß er die Kammern der Insekten oder vielmehr die Wege und Galerieen blosgelegt hatte, die sich innerhalb der äußeren Rinde eines solchen Hügels befinden.

Aber bei alledem empfand ich keine Furcht. Ich glaubte fest, daß die Wuth des Stiers sich bald erschöpfen und er sich entfernen würde. Dann konnte ich ohne Gefahr hinabsteigen. Nachdem ich ihn ziemlich lange beobachtet, war ich nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß er anstatt kühler, im Gegentheile immer wüthender zu werden schien. Ich hatte mein Taschentuch herausgenommen, um mir den Schweiß vom Gesicht zu wischen. Der Hügel, auf dem ich saß, war heiß wie ein Backofen. Kein Lüftchen rührte sich, und die senkrecht herabschießenden, von dem weißen Thon zurückgeworfenen Sonnenstrahlen trieben mir den Schweiß in Strömen aus. Alle Minuten sah ich mich genöthigt, mir mit meinem Taschentuche Augen und Stirn zu wischen.

Ehe ich mir nun mit dem Tuche über das Gesicht fuhr, schüttelte ich es alle

Mal aus einander, und jedes Mal, wo ich dies that, bemerkte ich, daß die Wuth des Wildebeest sich zu verdoppeln schien. Es hörte dann alle Mal auf, gegen den Hügel anzurennen, und machte einen neuen Versuch, mir zu gelangen, indem es ein furchtbares Gebrüll ausstieß und sich an der steilen Wand emporbäumte.

Dies befremdete mich und setzte mich in Verwunderung. Wie konnte das Abwischen meines Gesichts das Wildebeest von Neuem reizen? Und doch war dies unverkennbar der Fall. Jedes Mal, wo ich es that, schien sich die Wuth des Thieres auf's Höchste zu steigern!

Endlich erklärte ich mir die Sache. Ich sah, daß es nicht sowohl das Abtrocknen des Schweißes war, was ihn ärgerte, sondern das Auseinanderschütteln meines Tuchs. Dieses war, wie Ihr wißt, schön scharlachroth. Dies fiel mir ein, und nun erst entsann ich mich, gehört zu haben, daß alles Scharlachrothe eine ungemeine Wirkung auf das Wildebeest äußert und es zu einer an Tollheit grenzenden Wuth aufreizt.

Mir lag aber durchaus Nichts daran, seine Wuth zu nähren, deßhalb ballte ich mein Tuch zusammen und steckte es

in die Jacke, denn ich wollte lieber den Schweiß ertragen, als noch länger diesen schwierigen Standpunkt behaupten. Ich hoffte, daß der Stier, wenn er das rothe Tuch nicht mehr sähe, eher sich beruhigen und seiner Wege gehen würde. Ich hatte aber in ihm einen Teufel erweckt, der zu grimmig war, als daß er sich so leicht wieder hätte bannen lassen. Er verrieth durch Nichts, daß seine Wuth sich minderte. Im Gegentheil fuhr er fort, gegen den Hügel anzurennen, und ließ sein rachgieriges Brüllen ertönen, obschon das rothe Tuch nicht mehr sein Auge beleidigte.

Mir begann nun wirklich die Zeit etwas lang zu werden. Ich hatte nicht gedacht, daß das Gnu in seiner Wuth so unversöhnlich wäre. Offenbar verursachte dem Stier die ihm von mir beigebrachte Wunde großen Schmerz, denn zuweilen begann er laut zu stöhnen und er wußte recht wohl, daß ich es war, der ihm diesen Schmerz verursacht.

Er schien daher auch fest entschlossen zu sein, mich nicht ungezüchtigt entkommen zu lassen. Er verrieth durchaus keine Absicht, den Platz zu verlassen, sondern

arbeitete mit Huf und Hörnern darauf los, als ob er den Hügel demolieren wollte.

Ich war meiner Situation nun schon lange sehr überdrüssig. Obschon ich nicht fürchtete, daß der Stier mich erreichen könnte, so beunruhigte mich doch der Gedanke, daß ich so lange schon aus unserm Lager abwesend war. Ich wußte, daß ich nicht hätte fortgehen sollen. Ich dachte an meine kleinen Geschwister. Es konnte ihnen ein Unglück zustoßen. Dies bekümmerte mich, obschon ich bis zu diesem Augenblicke in Bezug auf mich selbst wenig oder gar keine Furcht empfand. Ich hoffte immer noch, daß das Wildebeest ermüden und mich verlassen würde, und daß ich dann schnell nach Hause eilen könnte.

Ich sage, daß ich bis jetzt keine ernstliche Befürchtung um mich selbst gehegt – ausgenommen in den wenigen Augenblicken, wo der Stier mich auf den Hügel hinaufjagte; doch dieser kleine Schreck war bald vorüber.

Jetzt dagegen, zeigte sich ein neuer Gegenstand der Furcht – ein anderer Feind, eben so furchtbar als der wüthende Stier, so daß ich in den ersten Augenblicken des

Schreckens fast auf die Hörner des Letztern hinunter gesprungen wäre.

Ich habe schon gesagt, daß das Wildebeest mehrere der kleinen Thürmchen – die Außenwerke der Ameisenfestung – zertrümmert und die hohlen Räume innerhalb derselben losgelegt hatte. Bis in die Hauptkuppel war es jedoch nicht eingedrungen, sondern blos in die spiralförmigen Galerien und Gänge, die sich innerhalb der äußeren Werke befinden. Ich bemerkte, daß, sobald als diese aufgebrochen wurden, eine Anzahl Ameisen daraus hervorstürzten. Ich hatte übrigens auch schon viele dieser Thiere außen an dem Hügel herumkriechen sehen, als ich mich demselben zuerst näherte, und mich darüber gewundert, denn ich wußte, daß sie gewöhnlich sich unterirdisch halten, wenn sie nach ihren Nestern gehen, und davon herkommen.

Dies Alles hatte ich beobachtet, ohne damals Notiz davon zu nehmen, weil ich zu erpicht war, die Gnus zu beschleichen,

als daß ich an sonst Etwas hätte denken können. Während der letzten halben Stunde war ich ferner so sehr beschäftigt gewesen, die Manöuvres des wüthenden Stieres im Auge behalten, daß ich keine Secunde lang die Augen hatte von ihm verwenden können.

Endlich bemerkte ich, daß sich direct unter mir Etwas bewegte, und ich schaute hin, um zu sehen, was es wäre. Der erste Blick bewog mich sofort, auf meine Füße zu springen und hätte mich, wie ich schon gesagt, beinahe getrieben, mich den Hörnern des Stiers entgegen zu stürzen.

Auf dem ganzen Hügel umherwimmelnd, schon sich auf meinen Schuhen sammelnd und noch höher hinaufkriechend regten sich Massen zorniger Ameisen. Jedes Loch, welches der Stier gestoßen, entsendete einen Schwarm, heimtückischer Insekten, und alle schienen auf mich los zu kommen. So klein diese Thiere auch waren, so glaubte ich doch in ihren Bewegungen Absicht und Plan zu erkennen. Sie schienen alle von einem und demselben Gefühle – einem und demselben Impulse beseelt zu sein – nämlich einen Angriff auf mich zu eröffnen. Diese Absicht konnte ich unmöglich verkennen.

Sie bewegten sich alle wie von intelligenten Wesen geführt und geleitet, und rückten gegen die Stelle vor, auf welcher ich stand.

Auch sah ich, daß es die *Krieger* waren. Ich unterschied sie von den Arbeitern an ihren größeren Köpfen und langen hornigen Freßwerkzeugen. Ich wußte, daß ihr Biß ein sehr schmerzhafter ist. Dieser Gedanke erfüllte mich mit Entsetzen. Ich gestehe, daß ich mich noch nie so gefürchtet hatte. Mein neuliches Zusammentreffen mit dem Löwen war Nichts im Vergleich hiermit.

Mein erster Gedanke war, daß ich von den Termiten umgebracht werden würde. Ich hatte, wie ich mich ganz genau entsann, schon von dergleichen Dingen gehört. Das war es ohne Zweifel, was mir einen solchen Schrecken einjagte. Ich hatte gehört, daß Menschen im Schlafe von den weißen Ameisen überfallen und todtgebissen worden. Solche Erinnerungen drängten sich mir in diesem Augenblicke auf, bis ich die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ich nicht bald von diesem Platze entrann, die Ameisen mich todtbeißen und dann aufzehren würden.

ZWEITES KAPITEL. EIN HÜFLOSES THIER.

Was war zu thun? Wie sollte ich meine Feinde vermeiden? Wenn ich hinuntersprang, so tödtete mich das Wildebeest ganz gewiß. Es war noch da und hielt seine rachesprühenden Augen fortwährend auf mich geheftet. Wenn ich dagegen blieb wo ich war, so war ich sicherlich bald von den wimmelnden scheußlichen Insekten bedeckt und ward aufgefressen wie ein alte Lumpen.

Schon fühlte ich ihre entsetzlichen Zähne. Die, welche bis an meine Füße herangekrochen waren, hatte ich mich bemüht, hinwegzustreichen; einige aber waren bis an meine Knöchel gelangt und bissen mich durch meine dicken wollenen Socken hindurch! Meine Kleider waren folglich kein Schutz. Ich war bis auf den höchsten Theil des Kegels gestiegen. Dieser aber war so spitz, daß ich kaum das Gleichgewicht zu halten vermochte, und die schmerzhaften Stiche und Bisse der Insekten zwangen mich darauf zu tanzen wie ein Seiltänzer.

Aber was bedeuteten die, welche mich schon in die Knöchel gestochen, gegen

die, die mich wahrscheinlich bald mit ihrem giftigen Pfeilen durchbohrten? Schon wimmelten diese bis zur letzten Terrasse herauf. Bald mußten sie den Gipfel des Kegels bedecken, auf dem ich stand, dann krochen sie in Myriaden an meinen Beinen in die Höhe, – dann –

Ich konnte nicht länger über Das nachdenken, was sie thun *würden*. Ich zog vor, es auf die Gefahr mit dem Wildebeest ankommen zu lassen. Ich wollte hinunterspringen. Vielleicht kam mir irgend ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Ich wollte, mich meiner Flinte bedienend, mit dem Gnu kämpfen. Vielleicht gelang es mir, auf einen andern Hügel zu entkommen. Vielleicht –

Ich stand schon im Begriffe, hinabzuspringen, als mir ein neuer Gedanke einkam, und ich wunderte mich, daß ich so albern gewesen, nicht schon daran zu denken. Was hinderte mich, die Ameisen von mir abzuhalten? Sie hatten keine Flügel, – die Krieger haben keine, auch die Arbeiter nicht. Sie konnten nicht auf mich fliegen. Sie konnten bloß den Kegel heraufkriechen, – mit meiner Jacke konnte ich sie hinwegstreichen. Ganz gewiß konnte ich das, – warum dachte nicht

schon früher daran! Ich zog sofort meine Jacke aus. Ich legte meine jetzt nutzlose Flinte weg, indem ich sie auf eine der unteren Terrassen fallen ließ. Ich nahm die Jacke beim Kragen und räumte, indem ich mich ihrer wie eines Staubwedels bediente, die Seiten des Kegels in wenigen Augenblicken, so daß Tausende oder Ameisen kopfüber hinunterpurzelten.

Wie einfach war dies! Warum hatte ich es nicht früher gethan! Es kostete kaum eine Anstrengung, die Myriaden hinwegzufegen, und eine kleine Anstrengung hielt sie so lange ab als es mir beliebte.

Die einzige Belästigung, die ich jetzt noch empfand, rührte von den wenigen her, die mir bis in Beinkleider hinaufgekrochen waren und die immer fortfuhren, mich zu beißen. Dieser aber konnte ich mich mit der Zeit schon entledigen.

Wohlan, – ich blieb auf dem Gipfel des Kegels und bog mich bald nieder, um die Krieger hinwegzufegen, die immer noch emporgewimmelt kamen, bald war ich beschäftigt, mich der wenigen zu entledigen, die an mir emporkrochen. Ich fühlte jetzt in Bezug auf die Insekten keine Unruhe mehr, obschon ich hinsichtlich

des Stieres, der immer noch unten Wache hielt, um kein Haar besser daran war. Ich bildete mir jedoch ein, daß er jetzt Symptome von Ermüdung verriethe und bald die Belagerung aufheben würde, und diese Aussicht ermuthigte mich wieder. Plötzlich ging eine Veränderung mit mir vor. Ein neuer Schrecken harrete mein.

Während ich auf dem Gipfel des Kegels hin und her sprang, wich plötzlich der Boden unter meinen Füßen, – der trockene Lehm brach krachend ein und ich sank in die Oeffnung hinein. Meine Füße schossen hinab in die hohle Kuppel, – ich dachte, ich müßte die große Königin in ihrer Zelle zermalmt haben, und ich stand bis an den Hals in dem Hügel begraben.

Ich erschrak, obschon nicht sowohl über das plötzliche Hinabfahren, worüber ich mich bald beruhigt haben würde, sondern vielmehr über etwas Anderes. Ich fühlte nämlich, daß sich Etwas unter meinen Füßen bewegte, als sie so zu sagen den Boden berührten, – Etwas, was sich in die Höhe hob und dann schnell hinwegschlüpfte, so daß ich noch tiefer hineinsank.

Was konnte das sein? War es der große Schwarm lebendiger Ameisen auf den ich

gerathen war? Ich glaubte es nicht. Das Ding fühlte sich nicht darnach an. Es schienen etwas Starkes und Umfangreiches zu sein; denn es hielt meine ganze Last einige Augenblicke lang aus, bevor es unter mir hinwegschlüpfte.

Was es aber auch sein mochte, so jagte es mir bedeutende Furcht ein und ich ließ meine Füße nicht fünf Secunden lang in dieser Nähe. Nein, selbst der heißeste Glühofen würde sie während der Zeit, welche sie in der dunklen Kuppel blieben, kaum versengt haben. Binnen fünf Minuten waren sie wieder auf den Mauern, auf den zerbrochenen Rändern, auf welche ich gestiegen war und wo ich jetzt vor Schrecken und Furcht ganz außer mir dastand. Was sollte ich thun? Ich konnte die Ameisen nicht mehr hinwegfegen. Ich schauete in die schwarze Höhle hinab; sie kamen in dichten Haufen auf diesem Wege aufgewimmelt. Ich konnte sie nicht mehr beseitigen.

In diesem Augenblicke schweiften meine Augen zufällig nach dem Stier. Er stand drei oder vier Schritte von dem Fuße des Hügels entfernt. Er stand seitwärts mit dem Kopfe darnach hingewendet und betrachtete ihn mit wildem Blicke. Seine

Haltung war eine ganz andere, und eben so hatte sich, wie mir dünkte, der Ausdruck seines Auges verändert. Er sah aus, als ob er sich so eben in diese neue Position gepflanzt hätte und bereit wäre, abermals zurückzuprallen. Er sah aus, als ob ihn ebenfalls Etwas erschreckt hätte. Dies war offenbar der Fall; denn einen Augenblick später stieß er ein gellendes Gebrüll aus, galoppierte mehrere Schritte weiter fort, drehete sich wieder herum, machte Halt und blieb stehen und schauete mit stierem Blicke wie zuvor.

Was sollte Das bedeuten? War es das Durchbrechen des Daches und mein plötzliches Hinunterfahren, was ihn erschreckt hatte?

Anfangs glaubte ich Dies, aber ich bemerkte, daß er nicht nach dem Gipfel hinaufblickte. Seine Augen schienen auf Etwas am Fuße des Hügels geheftet zu sein, obschon ich von dem Platze, wo ich stand, dort Nichts sehen konnte, was ihm hätte Schrecken einjagen können.

Ich hatte nicht Zeit, lange nachzudenken, was es sein könnte; denn der Stier schnaubte abermals, richtete seinen Schwanz hoch in die Luft empor und rannte in vollem Galopp über die Ebene.

Nicht wenig erfreut, dies zu sehen, dachte ich nicht mehr an Das, was mich von seiner Gesellschaft befreit hatte. Es mußte mein wunderbares Einbrechen gewesen sein, dachte ich, doch gleichviel, da nur das Thier fort war. Indem ich daher meine Flinte ergriff, schickte ich mich an, von der hohen Stellung herabzusteigen, deren ich längst schon so gründlich überdrüssig war.

Eben als ich bis auf die Hälfte der Wand herunter war, sah ich zufällig abwärts und erblickte nun den Gegenstand, der den alten Stier so in Furcht gejagt hatte. Es war dies kein Wunder, denn das seltsame Geschöpf, welches ich erblickte, konnte wohl eine solche Wirkung äußern. Aus einem Loche in der Lehmwand ragte eine lange nackte cylinderförmige Schnauze mit einem Paar Ohren darüber, die beinahe eben so lang waren und gerade in die Höhe standen, wie die Hörner eines Steinbocks und dem Thierte, welches sie trug, ein wildes und boshafte Ansehen verliehen. Ich würde ebenfalls nicht wenig darüber erschrocken sein, wenn ich nicht gewußt hätte was es war; so aber erkannte ich es sofort als eines der harmlosesten

Geschöpfe von der Welt, nämlich als das Erdschwein.

Sein Erscheinen erklärte den Rückzug des Stieres und eben so, weshalb die Ameisen gleich anfangs, als ich ihren Hügel erreichte, darauf umhergekrochen waren.

Ohne ein Wort zu sagen oder das geringste Geräusch zu machen, packte ich mein Gewehr, bog mich abwärts und führte mit dem Kolben einen Schlag auf die hervorragende Schnauze. Es war ein ruchloser Schlag und in Betracht des Diebstes, welchen mir das Thier so eben dadurch geleistet, daß es das Wildebeest verscheucht, eine sehr undankbare Vergeltung. Doch ich war in diesem Augenblicke meiner Empfindungen nicht Meister. Ich dachte an Nichts, höchstens daran, daß ich Erdschweinefleisch gern aß, – und der Streich fiel.

Der arme Bursche! Es war sofort aus mit ihm.

Er zuckte kaum noch und sank todt in der Oeffnung zusammen, die er mit seinen eigenen Klauen gegraben.

Meine Abenteuer dieses Tages waren aber damit noch nicht zu Ende, ja, es schien, als ob sie gar kein Ende nehmen sollten.

Ich hatte mir das Erdschwein auf die Schultern geworfen und wollte eben den Heimweg einschlagen, als ich zu meinem Erstaunen bemerkte, daß der Gnustier, – nicht der, welcher mich belagert, sondern sein ehemaliger Gegner, – noch draußen auf der Ebene war, wo ich ihn zuletzt gesehen. Ich bemerkte indessen auch, daß er sich immer noch in halb liegender, halb knieender Stellung befand und den Kopf dicht auf den Boden herabhängen ließ.

Seine seltsamen Bewegungen schienen sonderbarer als sonst Etwas. Ich glaubte, er sei von seinem Gegner schwer verwundet worden und nicht im Stande, wieder hinwegzukommen.

Anfangs getraute ich mich nicht, mich ihm zu nähern; denn ich gedachte an mein so eben erst mit genauer Noth bewirktes Entkommen, – und wollte ihm lieber weit aus dem Wege gehen und ihn liegen lassen. Selbst wenn er auch verwundet war, war er vielleicht immer noch stark genug, um einen Angriff auf mich zu

machen, und meine abgeschossene Flinte war, wie ich schon erfahren, eine sehr armselige Vertheidigungswaffe.

Ich zögerte daher, mich ihm zu nähern, die Neugier aber ward stark in mir, als ich seinen sonderbaren Manövers noch eine Weile zugesehen hatte, bis ich mich endlich der Stelle, auf welcher er knieete, bis auf etwa zwölf Schritte näherte. Man denke sich mein Erstaunen, als ich nun die Ursache seiner schiefen Bewegungen entdeckte! Er hatte keinerlei Beschädigung erhalten, – nicht einmal einen Ritz; aber dennoch war er eben so vollständig gelähmt, als ob er sein bestes Paar Beine verloren hätte.

Die Art und Weise auf welche er die Fähigkeit, sich zu bewegen, verloren, war eine sehr eigenthümliche. In seinem Kampfe mit dem andern Stiere war nämlich eines seiner Vorderbeine, ich weiß selbst nicht wie, über sein Horn hinweggeschnappt, und hier saß es fest und beraubte ihn nicht blos des Gebrauches des Beines selbst, sondern zwängte seinen Kopf auch so dicht auf den Boden nieder, daß er nicht im Stande war, sich von der Stelle zu rühren.

Anfangs hatte die Absicht, ihm aus seiner schwierigen Lage zu helfen und ihn gehen zu lassen. Bei reiflicherer Ueberlegung gedachte ich jedoch der Fabel von dem Bauer und der erfrorenen Schlange, welche mich auf andere Ideen brachte.

Ich hatte nun die Absicht, ihn zu tödten, um sein Fleisch für unsere Küche nutzbar zu machen. Ich hatte aber keine Kugel mehr im Rohre, und ihn mit dem Kolben todtzuschlagen wollte ich nicht. Ueberdies hatte auch an dem Erdschweine genug zu tragen und wußte, daß die Schakals den Stier, wenn ich ihn erschlüge, auffressen würden, ehe wir zurückkommen und ihn holen könnten. Deßhalb hielt ich es für wahrscheinlich, daß man ihn mit größerer Sicherheit lassen könnte, wo er lag, – da die gefräßigen Raubthiere sich ihm, so lange er lebendig war, doch nicht so leicht näherten.

Deßhalb ließ ich ihn »mit dem Kopfe unter dem Arme« liegen, in der Hoffnung, daß wir ihn morgen noch dort finden.

So endete die Geschichte, welche Hans von seinen an diesem Tage bestandenen Abenteuern erzählte.

DRITTES KAPITEL. »DER SCHLAFBAUM« DES
ELEPHANTEN.

Van Bloom war weit entfernt, mit seinem Tagewerke zufrieden zu sein. Sein erster Versuch mit der Elephantertjagd war mißglückt. Konnte dies nicht vielleicht immer so sein?

Trotz des Interesses, mit dem er Hans' Erzählung von den Abenteuern dieses Tages zugehört, fühlte er sich doch unbehaglich, wenn er an die seinen dachte.

Der Elephant war so leicht entkommen. Ihre Kugeln schienen ihm nicht im Mindesten geschadet zu haben. Sie hatten bloß dazu gedient, ihn wüthend und gefährlich zu machen. Obschon Beide ihn an Stellen getroffen, wo die Wunden hätten tödtlich sein sollen, so hatte sich doch keine solche Wirkung herausgestellt. Der Elephant schien so unversehrt davon zu gehen, als ob sie mit gekochten Erbsen auf ihn gefeuert hätten.

War das vielleicht immer so?

Allerdings hatten sie nur zwei Kugeln auf ihn abgeschossen. Zwei Kugeln bringen, wenn sie gut gezielt sind, ein Elephantenweibchen und zuweilen auch das Männchen zum Falle, weit öfter aber gehören zehn Mal zwei Kugeln dazu, ehe ein starker alter Elephant in das Gras beißt.

Ließ sich aber wohl voraussetzen, daß *irgend ein Elephant* warten würde, bis sie so viel Mal laden und feuern könnten?

Dies war für unsere angehenden Elephantenjäger ein noch unentschiedener Punkt. Mußte man diese Frage bejahen, so stand es allerdings schlimm mit ihnen. Es wäre eine höchst langweilige Aufgabe gewesen, dem Wilde zu Fuße nachzugehen, nachdem man einmal darauf geschossen. In solchen Fällen marschirt der Elephant gewöhnlich viele Meilen weit, bevor er wieder Halt macht, und nur Berittene können ihn mit Leichtigkeit einholen.

Wie seufzte van Bloom, wenn er an seine armen Pferde dachte! Jetzt mehr als je fühlte er ihren Mangel und bedauerte daher auch jetzt mehr als je ihren Verlust.

Er hatte aber gehört, daß der Elephant nicht alle Mal fortläuft, wenn er angegriffen wird. Der alte Elephant, mit dem sie es zu thun gehabt, hatte auch wirklich gar keine Absicht verrathen, die Flucht zu ergreifen, nachdem er ihre Kugeln empfangen. Es war vielmehr das seltsame Benehmen Swartboy's, welches ihn verscheucht hatte. Ohne dieses hätte er ohne Zweifel Stand gehalten, bis sie ihm eine andere Salve und vielleicht die Todeswunde gegeben hätten.

Dieser letztere Gedanke tröstete den Boer. Vielleicht waren ein paar Stoßzähne dann der Lohn der vielen Mühe.

Die Hoffnung auf einen solchen Ausgang sowohl als die Unruhe, die ihn folterte, bestimmten van Bloom, keine Zeit zu verlieren, sondern sofort einen neuen Versuch zu machen. Am nächsten Morgen daher, ehe noch die Sonne aufgegangen war, befanden sich die Jäger wiederum auf der Fährte ihres riesigen Wildes.

Eine gewisse Vorsicht hatten sie gebraucht, an die sie vorher nicht gedacht. Sie Alle hatten gehört, daß eine gewöhnliche Bleikugel die zähe, dicke Haut des gewaltigen Kolosses nicht durchlöchert. Vielleicht war dies der Grund ihres mißglückten Versuchs am vorigen Tage. Wenn dem so war, so hatten sie sich dies Mal gegen die Wiederkehr des Mißlingens aus dieser Ursache gesichert. Sie hatten sich eine neue Anzahl Kugeln von einem härteren Metall gegossen. Eigentlich hätte es Schlagloth sein sollen, aber dieses hatten sie nicht. Zufällig aber waren sie noch im Besitze von Etwas, was diesen Zwecke eben so gut diente – des alten »Geschirres« nämlich, welches den Tisch des Boers in den Tagen seines Wohlstandes sonst geschmückt hatte. Es bestand aus Leuchtern, Lichtscheuertellern, Schüsselstürzen und Essigmenagen und einer Menge anderer Gegenstände von ächtem holländischem Metall.

Einige dieser Artikel wurden zum Tode im Schmelztiegel verurtheilt und lieferten mit gewöhnlichem Blei vermischt eine Anzahl Kugeln, die hart genug selbst für die Haut des Rhinoceros waren – so daß nun die Jäger ein nochmaliges Mißlingen wegen allzuweicher Kugeln nicht mehr fürchteten.

Sie schlugen dieselbe Richtung ein, wie am Tage vorher, nämlich nach dem Walde oder »Busch«, wie sie es nannten.

Sie waren noch nicht eine Meile weit gegangen, als sie auf die fast noch frische Fährte von Elephanten stießen. Dieselbe führte durch das stärkste Dickicht des dornigen

Dschungel, wo kein Geschöpf außer einem Elephanten, oder einem Rhinoceros, oder einem Menschen mit einer Axt sich hätte Bahn brechen können. Es mußte eine ganze Familie, aus einem Männchen einigen Weibchen und mehrern Jungen verschiedenen Alters bestehend, diesen Weg passirt sein. Sie waren eins hinter dem andern, den sogenannten Gänsemarsch gegangen, wie Elephanten gewöhnlich zu gehen pflegen, und hatten eine förmliche mehrere Fuß breite Gasse gebahnt, die völlig frei von Gebüsch und von ihren ungeheuern Füßen glatt getreten war. Der Alte, sagte Swartboy, war vorangegangen und hatte mittelst seines Rüssels und seiner Stoßzähne alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Dies war auch augenscheinlich der Fall gewesen, denn die Jäger sahen große abgebrochene Zweige und andere, die noch hingen, aber auf die Seite, aus dem Wege gebogen waren – gerade als ob es von Menschenhand geschehen wäre.

Swartboy versicherte ferner, daß solche Elephantenstraßen gewöhnlich nach dem Wasser führten, und zwar auf dem bequemsten und kürzesten Wege, als ob sie von einem geschickten Ingenieur vorgezeichnet und gebahnt worden wären, was den seltenen Instinkt oder Scharfsinn der Thiere beweis't.

Die Jäger erwarteten daher bald an irgend eine Tränke oder Schwemme zu kommen, aber es war eben so wahrscheinlich, daß die Fährte *von* dem Wasser herführte.

Sie waren ihr kaum eine Viertelmeile weit gefolgt, als sie auf eine zweite Straße ähnlicher Art stießen, welche sich mit der ersten kreuzte. Diese war ebenfalls von einer

Anzahl Elephanten – höchst wahrscheinlich einer Familie – gebahnt worden und die Spuren waren eben noch so frisch als auf der, welcher die Jäger folgten.

Sie zögerten einen Augenblick und waren unschlüssig, welche sie einschlagen sollten, beschlossen aber endlich, immer weiter geradeaus zu gehen.

Zu ihrer großen Täuschung führte die Fährte endlich auf ein freieres Terrain heraus, wo die Elephanten sich zerstreut hatten, und nachdem sie die Spuren des Einen und dann des Andern ohne Resultat verfolgt hatten, wurden sie irre und verloren die Fährte gänzlich.

Während sie noch so bemüht waren, sie an einer Stelle, wo der Busch dünn und weitläufig war, wieder zu finden, rannte Swartboy plötzlich nach einer Seite hin und rief den Andern zu, ihm folgen. Van Bloom und Hendrik gingen ihm nach, um zu sehen, was er wolle. Sie glaubten, er habe einen Elephanten gesehen, und Beide hatten, durch diese Voraussetzung nicht wenig aufgeregt, schon die Futterale von ihren Kugelbüchsen gezogen.

Es war aber kein Elephant da. Als sie Swartboy einholten, stand er unter einem Baume, und zeigte am Fuße desselben auf den Boden.

Die Jäger schaueten hin. Sie sahen, daß der Boden auf der einen Seite des Baums zusammengetreten war, als ob Pferde oder andere Thiere lange Zeit hier angebunden gewesen wären und den Rasen zerscharrt und mit ihren Hufen in Staub verwandelt hätten. Die Rinde des

Baumes – einer schönen schattenreichen Akazie – war eine Strecke hinauf an der einen Seite ganz glatt, gerade als ob große Thiere sich heftig daran gerieben hätten.

»Was ist das?« fragten Hendrik und sein Vater wie aus Einem Munde.

»Das ist des Elephanten Schlafbaum,« entgegnete Swartboy.

Es bedurfte keiner weitem Erklärung. Die Jäger besannen sich auf das, was ihnen von der sonderbaren Gewohnheit des Elephanten erzählt worden, sich im Schlafe an einen Baum zu lehnen. Dies war also einer der Schlafbäume dieser Thiere.

Aber was nützte ihnen dies weiter, als daß dadurch die Neugier befriedigt ward Der Elephant war ja nicht da.

»Der alte Kerl wird schon wiederkommen,« sagte Swartboy.

»Ha, glaubst Du das?« fragte van Bloom.

»Ja, Baas, schaut doch her. Die Spur ist noch ganz frisch – der große Elephant hat gestern hier geschlafen.«

»Nun, meinst Du denn, wir sollen hier warten und ihn niederschießen, wenn er wiederkommt?«

»Nein, Baas, wir können etwas Besseres thun als Schießen – wir wollen ihm ein Bett machen, und dann warten und sehen, wie er sich niederlegt.«

Swartboy feixte, während er diesen Rath erteilte.

»Wir sollen ihm ein Bett machen? Was soll das heißen?« fragte sein Herr.

»Ich sage Euch, Baas, wir bekommen den Elephanten ganz gewiß, wenn Ihr nur Swartboy machen laßt. Ich sage Euch, wir fangen ihn – ohne Kugel, ohne Blei.«

Der Buschmann begann hierauf sich über seinen Plan näher auszusprechen, und sein Herr gab – des mißlungenen Versuchs von gestern eingedenk – sofort seine Zustimmung dazu. Zum Glück hatten sie alle Werkzeuge bei sich, die zur Ausführung dieses Planes nothwendig waren – eine scharfe Axt, einen langen Riemen von Thierhaut und ihre Messer – und sie begannen sofort und ohne Zeitverlust sich an die Arbeit zu machen.

VIERTES KAPITEL. WIE MAN DEM ELEPHANTEN DAS BETT MACHT.

Für unsere Jäger war die Zeit ein wichtiger Punkt. Wenn der Elephant heute zurückkehrte, so geschah es jedenfalls noch vor den heißesten Mittagsstunden. Sie hatten deßhalb kaum noch eine Stunde Zeit, um ihre Anstalten zu treffen oder ihm »das Bett zu machen«, wie Swartboy es scherzhafter Weise nannte. Deßhalb gingen sie rasch an's Werk. Der Buschmann agierte als General-director, während die beiden Andern seine Befehle mit dem blindesten Gehorsam ausführten.

Die erste Arbeit, welche Swartboy ihnen anwies, war, drei Pfähle von hartem Holze abzuschneiden und zuzurichten. Sie sollten jeder ungefähr drei Fuß lang, so dick wie ein Mannesarm und an einem Ende zugespitzt sein. Diese drei Pfähle waren bald herbeigeschafft. Das Eisenholz (*Olea undulata*), welches in der nächsten Umgebung

in großer Menge wuchs, lieferte gerade das passende Material, und nachdem man drei Stücken von hinreichender Länge mit der Axt abgehauen, wurden sie mit den Messern zugespitzt.

Mittlerweile war Swartboy nicht müssig gewesen. Erstens hatte er mit seinem Messer ein großes Stück Rinde von dem Elephantenbaume an der Seite, an welche das Thier gewohnt gewesen sich zu lehnen, und ungefähr drei Fuß hoch über dem Boden abgeschnitten. Dann machte er mit der Axt eine tiefe Kerbe an der Stelle, wo er die Rinde abgelös't – nämlich eine Kerbe, welche das Umfallen des Baumes zur Folge gehabt haben würde, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Dies war aber nicht der Fall, denn ehe Swartboy mit seiner Arbeit so weit gekommen war, hatte er Maßregeln getroffen, um ein solches Umfallen zu verhüten. Er hatte nämlich den Baum gestützt, indem er den langen Lederriemen obern Aesten der entgegengesetzten Seite befestigte, und dann an den Aesten eines zweiten Baumes, der in dieser Richtung stand.

Auf diese Weise ward der Elephantenbaum nur durch den Riemen am Umfallen gehindert, und ein ganz leichter Ruck in der Richtung des Letztern mußte ihn sofort umwerfen.

Swartboy legte nun das abgeschnittene Stück Rinde wieder auf, und nachdem er die abgefallenen Späne sorgfältig gesammelt, hätte Niemand ohne ganz genaue Besichtigung wissen können, daß der Baum jemals die Schneide einer Axt gefühlt.

Es blieb aber auch noch eine zweite Operation auszuführen – nämlich das Aufpflanzen der von van Bloom und Hendrik zugerichteten Pfähle. Um diese fest einzusetzen, mußten tiefe Löcher gemacht werden.

Swartboy war aber gerade der rechte Mann, um ein Loch zu machen, und in weniger als zehn Minuten, hatte er drei fertig, die jedes über einen Fuß tief und deren Weite kaum einen halb Zoll mehr betrug, als die Stärke der Pfähle.

Der Leser wird fragen, wie er das machte. Wir würden natürlich, wenn wir ein Loch graben sollten, einen Spaten zur Hand nehmen und das Loch nothwendiger Weise eben so breit machen als der Spaten selbst wäre. Swartboy aber hatte keinen Spaten und würde sich auch eines solchen nicht bedient haben, selbst wenn er einen gehabt hätte, denn dieser würde die Löcher für seinen Zweck zu groß gemacht haben. Swartboy *bohrte* vielmehr die Löcher und bediente sich dazu blos eines kleinen spitzigen Stockes. Mit diesem lockerte er erst die Erde innerhalb eines vorgezeichneten Zirkels der angemessenen Größe. Dann nahm er die gelös'te Erde weg, warf sie bei Seite und bediente sich der Spitze des Bohrstockes wie zuvor, warf die ausgebohrte Erde immer bei Seite und fuhr so fort, bis das enge Loch hinreichende Tiefe erlangt hatte. Auf diese Weise bohrte Swartboy die Löcher.

Sie bildeten gegen einander ein Dreieck nicht weit vom Fuße des Baumes, aber an der Seite, welche der entgegengesetzt war, auf welcher der Elephant stand, im Fall er wieder hierher zurückkehrte.

In jedes dieser Löcher steckte nun Swartboy einen Pfahl mit dem dicken Ende nach unten und der Spitze nach oben. Einige kleine Kiesel und etwas Erde, die er an den Seiten hineinstopfte, keilten die Pfähle so fest hinein, als ob sie hier gewachsen wären.

Die Pfähle wurden nun mit weicher Erde beschmiert, um die weiße Farbe des Holzes zu verbergen. Die abgefallenen Späne wurden zusammengelesen und alle Spuren der Arbeit vollständig vertilgt. Nachdem dies geschehen, entfernten sich die Jäger von dem Platze.

Sie gingen nicht weit, sondern wählten einen großen dichtbelaubten Baum auf der Windseite, kletterten alle drei hinauf und verbargen sich in den Aesten.

Van Bloom hielt sein langes Feuerrohr bereit, und Hendrik that dasselbe mit seiner kürzeren Kugelbüchse. Im Fall die von Swartboy so sinnreich gestellte Falle ihren Zweck verfehlte, beabsichtigten sie von ihren Feuergewehren Gebrauch zu machen, außerdem aber nicht.

Es wart jetzt ziemlich Mittag, und die Hitze war außerordentlich groß. Ohne den Schatten, den ihnen das Laub des Baumes gewährte, würden die Jäger sie kaum zu ertragen vermocht haben. Swartboy zog aus diesem Umstande einen für ihr Unternehmen sehr günstigen Schluß. Die große Hitze veranlaßte sicherlich eher als irgend etwas den Elephanten, seinen Lieblingsschlafplatz im kühlen Schatten des Kameeldorns recht bald aufzusuchen.

Es war nun gerade Mittag. Er könne nicht lange mehr ausbleiben, dachten sie.

Und er kam auch allerdings und zwar sehr bald.

Sie saßen noch nicht zwanzig Minuten auf dem Baume, als sie ein seltsames gurgelndes Geräusch hörten, welches, wie sie wußten, vom Magen des Elephanten ausging.

Einen Augenblick später sahen sie ihn aus dem Dschungel herauskommen und mit raschen Schritten gerade auf den Baum zumarschiren. Er schien keine Gefahr zu ahnen, sondern stellte sich sofort neben den Stamm der Akazie, gerade in der Stellung und auf die Seite, wie Swartboy vorausgesagt. Aus der Spur hatte der Buschmann ersehen, daß er gewohnt war, so zu stehen.

Sein Kopf war von den Jägern abgewendet, doch nicht so sehr, daß sie verhindert gewesen wären, ein Paar prachtvolle Stoßzähne zu sehen, die wenigstens sechs Fuß lang waren.

Während sie noch bewundernd diese reichen Trophäen betrachteten, sahen sie das Thier seinen Rüssel in die Höhe richten und eine große Masse Wasser in die Blätter hinaufspritzen, so daß dann in hellen Tropfen auf seinen Körper herunterfiel.

Swartboy sagte, er zöge dieses Wasser aus seinem Magen. Obschon dies naturforschende Stubengelehrte in Abrede stellen, so mußte es doch so sein, denn nicht lange darauf wiederholte er diese Operation mehrmals, und die Quantität des Wassers war bei jeder Entladung eben so groß wie zuvor. Es war klar, daß sein Rüssel, so umfangreich derselbe auch war, nicht die ganze Wassermasse in sich enthalten haben konnte.

Dieses Regenbad schien ihn sehr zu erquicken, und die Jäger wunderten sich durchaus nicht darüber, denn sie selbst würden vor Durst und Hitze fast verschmachtet an so Etwas großen Geschmack gefunden haben. So wie die krystallinen Tropfen von den Akazienblättern herunterfielen, ließ das riesige Thier ein leises Grunzen hören, welches inniges Behagen ausdrückte. Die Jäger hofften, daß dies das Vorspiel zu seinem Schlafe wäre, und belauerten ihn mit der größten Aufmerksamkeit.

Diese Hoffnung war auch in der That begründet.

Während sie so dasaßen und hinschauten, bemerken sie, daß der Kopf des Elephanten sich ein wenig senkte; seine Ohren hörten auf zu klatschen, sein Schweif hing regungslos herab, und sein jetzt um die Stoßzähne gewundener Rüssel verhielt sich vollkommen ruhig.

Die Jäger verwandten kein Auge von ihm. Jetzt sehen sie seinen Körper ein wenig auf die Seite neigen – jetzt berührt er den Baum – man hört ein lautes Krachen, auf welches ein verworrenes Knistern von brechenden Zweigen folgt, und der ungeheure schwarze Körper des Elephanten stürzt seitwärts nieder. In demselben Augenblicke übertäubt ein furchtbares Gebrüll jeden andern Ton, so daß der Wald widerhallt und die Blätter zu erzittern scheinen. Dann folgt ein verworrenes Stöhnen mit dem Geräusch brechender Zweige gemischt und dem Sträuben und Arbeiten des riesigen Thieres, welches mit seinen säulenähnlichen Beinen im Todeskampfe wild um sich stößt!

Die Jäger bleiben auf dem Baume sitzen. Sie sehen, daß der Elephant gestürzt, daß er gepfählt ist. Es bedarf jetzt ihrer kleinlichen Waffen nicht mehr. Ihr Wild hat bereits die Todeswunde empfangen. Der Kampf ist von kurzer Dauer. Das schmerzliche Athmen, das dem Tode vorangeht, röchelt durch den langen Rüssel, und dann folgt ein tiefes, vielsagendes Schweigen.

Die Jäger springen vom Baume herab und nähern sich dem Thiere. Sie sehen, daß es noch auf den furchtbaren Pallisaden liegt, in die es hineingestürzt ist. Die Pfähle haben ihre Bestimmung glänzend erfüllt. Der Elephant athmet nicht mehr. Er ist todt!

Das Ausschneiden der prachtvollen Stoßzähne nahm eine Stunde Zeit in Anspruch. Aber unseren Jägern kam es darauf nicht an, und sie freueten sich um so mehr, Jeder eine schwere Ladung zu finden – so viel als eben ein Mann tragen konnte.

Van Bloom nahm den einen auf die Schulter, Swartboy den andern, während Hendrik sich mit den Büchsen und andern Werkzeugen belud. So kehrten alle drei, den Kadaver des Elephanten an Ort und Stelle liegen lassend, triumphirend in das Lager zurück.

FÜNFTES KAPITEL. DIE WILDEN ESEL AFRIKA'S.

Ungeachtet des glücklichen Erfolges ihres Tagewerks war van Blooms Gemüth doch noch nicht ruhig. Sie hatten ihre Beute richtig in die Gewalt bekommen, das war allerdings wahr; aber auf welche Weise? Ihr Erfolg war ein bloßer Zufall und gab ihnen keine Bürgschaft für das, was sie in Zukunft zu erwarten hätten. Sie konnten weit gehen müssen, ehe sie wieder einen Schlafbaum der Elephanten ausfindig machten und einen so leichten Fang wiederholen konnten.

Von dieser Art waren die nicht sehr angenehmen Betrachtungen unseres Freundes am Abend der Rückkehr von der erfolgreichen Jagd.

Noch weniger angenehm waren sie zwei Wochen später beim Rückblick auf manche erfolglose Jagd von welcher sie nach Hause zurückgekehrt waren, als sie, nachdem sie zwölf Tage lang den Elephanten nachgegangen, ihre Sammlung blos mit einem einzigen Paar Zähne vermehrt hatten, und zwar obendrein mit den Stoßzähnen einer Elephantenkuh, die kaum zwei Fuß lang und von geringem Werthe waren.

Diese Betrachtungen waren um so peinlicher, als sie fast jeden Tag auf Elephanten gestoßen und mehrere Schüsse auf diese Thiere abgefeuert hatten. Sie schienen sich daraus nicht das Mindeste zu machen, im Gegentheil lehrte es den Jäger blos, wie leicht sie ihm entrinnen konnten, was sie unabänderlich thaten. Es lehrte ihn, wie

wenig Aussicht er hatte, solches Wild zu erlegen, so lange er ihm nur zu Fuße folgen konnte.

Der Fußjäger ist dem Elephanten gegenüber zu sehr im Nachtheile. Einen Elephanten zu beschleichen und vielleicht einen Schuß auf ihn abzufeuern, ist ziemlich leicht; wenn aber das Thier durch das dichte Dschungel davontrabt, dann ist es eine langweilige Aufgabe, ihm zu folgen. Er geht vielleicht Meilen weit, ehe er wieder Halt macht, und selbst wenn der Jäger ihn einholen sollte, so geschieht es vielleicht blos, um einen zweiten Schuß abzufeuern und das Wild abermals in den Büschen verschwinden zu sehen, vielleicht um seine Fährte auf immer zu verlieren.

Der berittene Jäger dagegen hat den Vortheil, daß sein Pferd den Elephanten einholen kann, und es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Thieres, daß es in dem Augenblicke, wo es findet, daß sein Feind, möge er sein, wer er wolle, dies thun kann, es verschmäht, noch weiter zu laufen, sondern sofort Stand hält, so daß der Jäger dann so viele Schüsse abfeuern kann, als ihm beliebt.

Hierin liegt der Hauptvortheil des Jägers zu Pferde. Ein zweiter Vortheil ist die Sicherheit, welche das Pferd bietet, indem es den Reiter in den Stand setzt, den Angriffen des zornigen Elephanten auszuweichen.

Kein Wunder, daß van Bloom nach einem Pferde seufzte. Kein Wunder, daß er sich über den Mangel an diesem edeln Begleiter grämte, der ihm bei der Jagd so wichtige Dienste geleistet haben würde.

Er grämte sich jetzt darüber um mehr, als er nun den District kennen gelernt und ihn von so zahlreichen Elephanten bevölkert gefunden. Trupps von hundert Stück waren gesehen worden, und zwar weit entfernt, scheu zu sein oder Lust zu verrathen, nach ein paar Schüssen die Flucht zu ergreifen. Vielleicht hatten sie noch nie den Knall eines Feuerrohrs gehört, ehe der von der Kugelbüchse unseres Freundes an ihre unförmlichen Ohren schlug.

Mit einem Pferde hätte van Bloom, wie er überzeugt war, viele erlegen und eine bedeutende Masse werthvolles Elfenbein erlangen können. *Ohne* ein Pferd dagegen waren seine Aussichten, seinen Plan durchzuführen, sehr dürftig. Es war höchst wahrscheinlich, daß seine Hoffnungen in Täuschung enden würden.

Dies fühlte er lebhaft. Die glänzenden Aussichten, an denen er sich so zuversichtlich geweidet, umwölkten sich, und Furcht vor der Zukunft begann wieder sich seiner zu bemächtigen. Er würde, dachte er, in dieser Wildniß bloß keine Zeit vergeuden. Seine Kinder würden ohne Bücher, ohne Erziehung, ohne Gesellschaft aufwachsen. Wenn er plötzlich aus dem Leben abgerufen ward, was sollte dann aus ihnen werden? Sein kleines, schönes Trudchen war dann wenig besser daran als eine kleine Wilde; seine Söhne wurden nicht im Scherz, wie er sie zu nennen pflegte, sondern in der That und Wahrheit ein Kleeblatt von »Buschknaben«.

Wiederum erfüllten diese Gedanken das Herz des Vaters mit Schmerz. O, was hätte er in diesem Augenblicke

nicht für ein Paar Pferde gegeben, hätten sie auch noch so viel zu wünschen übrig gelassen!

Während van Bloom diesen Betrachtungen nachhing, saß er auf dem großen Nwanabaume auf der Plattform, die auf der nach dem See gehenden Seite erbaut wurden und von wo man eine vollständige Aussicht auf das Wasser genoß. Von diesem Punkte hatte man aber auch eine schöne Aussicht auf das Land, welches östlich von dem See lag. In einiger Entfernung war es bewaldet, näher nach dem See zu aber lag eine grasige Ebene vor dem Auge ausgebreitet wie eine grüne Wiese.

Die Augen des Jägers waren dieser Ebene zugewendet und sein Blick fiel plötzlich auf einen Trupp Thiere, welche den freien Platz überschritten und sich dem See näherten. Es waren große Thiere, beinahe von der Form und Größe kleiner Pferde – und marschirten eins hinter dem andern, so daß sie von Weitem fast den Anblick einer Karavane darzubieten schienen. Es waren ungefähr fünfzig Stück und sie gingen langsam und ruhig, wie unter der Aufsicht und Leitung eines klugen Anführers. Wie ganz verschieden war ihr Gang von den wunderlichen, launenhaften Bewegungen der Gnus!

Individuell genommen, hatten sie einige Aehnlichkeit mit diesen letztgenannten Thieren, namentlich in der Form ihrer Leiber und Schweife, in ihrer Farbe und in den tigerähnlichen Streifen, die man an Hals und Schulter wahrnahm. Diese Streifen waren genau von der Form, wie die des Zebra's, aber weit weniger deutlich, und erstreckten sich nicht auf den Leib oder die Beine wie es

bei dem ächten Zebra der Fall ist. Hinsichtlich der Farbe im Allgemeinen und in einigen anderen Beziehungen erinnerten diese Thiere an den Esel; ihr Kopf, Hals und der Obertheil ihres Rumpfes aber war von dunklerer Farbe und hatte einen leichten Anflug von röthlichem Braun. In der That hatten die neuen Ankömmlinge Aehnlichkeit mit allen Gattungen – dem Pferde, dem Esel, dem Gnu und dem Zebra – und dennoch unterschieden sie sich von jeder derselben.

Mit dem Zebra hatten sie die meiste Aehnlichkeit, denn sie waren in der That eine Art Zebra – sie waren nämlich *Quagga's*. Neuere Naturforscher haben die *Equidae* oder Pferdefamilie in zwei Genera getheilt: das Pferd (*equus*) und den Esel (*asinus*). Die Hauptunterscheidung hierbei ist, daß die der Pferdegattung angehörigen Thiere lange Mähnen, volle Schweife und harzige Verhärtungen sowohl an den Hinter- als auch an den Vorderbeinen haben, während im Gegentheil die Esel kurze, dürftige und aufrechtstehende Mähnen, dünne, nur am Ende langen Haaren versehene Schweife haben und ihren Hinterfüßen jene Verhärtungen fehlen. An den Vorderbeinen jedoch findet man diese eben so wie bei den Pferden.

Obschon es viele Varietäten des Pferdegeschlechts giebt, so sind sie doch an diesen charakteristischen Kennzeichen leicht zu erkennen – von dem großen Londoner Karrengaule an bis herab zu seinem winzigen kleinen Vetter, dem Pony von Schottland.

Die Varietäten des Esels sind fast eben so zahlreich, obschon diese Thatsache nicht allgemein bekannt ist.

Erstens haben wir den gemeinen Esel (*Asinus vulgaris*), den Typus des Geschlechts, und von diesem giebt es in verschiedenen Ländern viele Racen, von welchen einige fast eben so zierlich aussehen und geschätzt werden als Pferde.

Zunächst kommt dann der »Onagra«, »Kulan« oder »wilde Esel« (*Asinus onager*), von welchen man glaubt, er sei der Stammvater der gemeinen Art. Dieser ist in Asien einheimisch, obschon man ihn auch in den nördlichen Gegenden Afrika's antrifft. Ferner giebt es den »Dziggetai« oder »großen, wilden Esel« (*Asinus hemionus*) in Central- und Südasien, eine andere, kleinere Gattung, den »Ghur« (*Asinus Hamar*), den man in Persien findet. Ferner giebt es den »Kiang« (*Asinus kiang*), den man in Ladakh antrifft, und den »Yo – to – tse« (*Asinus equulus*), welcher ein Bewohner der chinesischen Tatarei ist.

Alle diese sind asiatische Gattungen, die man in wildem Zustande findet und welche an Farbe, GröÙe, Form und selbst an Lebensweise von einander sehr verschieden sind. Viele davon haben eine sehr zierliche Gestalt und sind so schnell wie die schnellsten Pferde.

Wir können, da wir hier keine Naturgeschichte, sondern einen Jagd- und Thierroman schreiben, nicht auf eine Schilderung einer jeden einzelnen dieser Gattungen eingehen, sondern müssen unsere Bemerkungen mehr auf die beschränken, die eigentlich hier in Frage kommt – *die wilden Esel Afrika's*.

Von diesen giebt es sechs oder sieben Arten – vielleicht noch mehr. Erstens giebt es den wilden Esel (*Asinus onager*), der, wie schon gesagt, in Asien bis in die nordöstlichen an den erstgenannten Continent angrenzenden Länder Afrika's angetroffen wird.

Dann kommt das »Kumrah«, von welchem man sehr wenig weiß, ausgenommen daß es die Länder von Nordafrika bewohnt und in seiner Lebensweise, im Gegensatz zu den meisten andern Gattungen, einsam ist. Das Kumrah ist als ein wildes Pferd beschrieben worden, gehört aber höchst wahrscheinlich zu dem Genus *asinus*.

Noch giebt es vier andere Gattungen von wilden Eseln in Afrika – wilde Pferde werden sie zuweilen genannt – und eine fünfte, von welcher die Reisenden erzählen, die aber noch unbestimmt ist. Diese Gattungen haben in Bezug auf Form, besonders Bezeichnung ihres Körpers, Größe und allgemeine Eigenschaften so viel Aehnlichkeit mit einander, daß man sie unter dem Namen der Zebrafamilie in Eine Klasse begreifen kann. Erstens gehört dazu das ächte Zebra (*Equus zebra*), vielleicht das schönste aller vierfüßigen Thiere, von welchem wir keine Beschreibung zu geben brauchen. Zweitens das »Dauw« oder »Burchell's Zebra«, wie es häufiger genannt wird (*Equus Burchellii*). Drittens das »Congo Dauw« (*Equus hipprotigris*), welches von dem Dauw kaum zu unterscheiden ist. Viertens das Quagga (*Equus quagga*), und fünftens die unbestimmte Gattung, die unter dem Namen des »weißen Zebra« (*Equus Isabellinus*) bekannt ist, und wegen seiner

blaßgelben oder Isabellenfarbe diese Benennung erhalten hat.

Diese fünf Gattungen stehen augenscheinlich in naher Verwandtschaft zu einander und alle sind mehr oder weniger mit den eigenthümlichen Querstreifen gezeichnet, welche das wohlbekannte charakteristische Merkmal des Zebra sind. Selbst das Quagga ist an Kopf und den oberen Theilen seines Körpers auf diese Weise gestreift.

Das eigentliche Zebra ist von der Spitze der Nase bis auf die Hufen gestreift und die Streifen sind durchgehends schwarz, während die Grundfarbe beinahe weiß, oder blaßgelb ist. Die »Dauws« andererseits sind an den Beinen nicht gestreift. Die Streifen sind nicht so dunkel, und nicht so scharf gezeichnet, und die Grundfarbe ist nicht so rein und sauber.

Uebrigens sind diese drei Gattungen einander sehr ähnlich und es ist mehr als wahrscheinlich, daß entweder »Burchell's« oder das »Congo Dauw« die Spezies war, auf welche der Name Zebra zuerst angewendet ward, denn das, welches jetzt das »ächte Zebra« genannt wird, bewohnt jene Theile Afrika's, wo es weniger wahrscheinlich ist, daß es das zuerst beobachtete von diesem Genus gewesen sei. Auf alle Fälle ist das »Congo Dauw« der »Hyppotigrs« oder das Tigerpferd der Römer; dies schließen wir daraus, weil es einen nördlicheren Theil Afrika's bewohnt als die übrigen, die sämmtlich der südlichen Hälfte dieses Continents angehören. Die Heimath des Zebra's soll sich nördlich bis Abyssinien erstrecken,

vielleicht aber hat man das Congo Dauw, welches Abyssinien allerdings bewohnt, fälschlich für das ächte Zebra gehalten.

Von den vier Gattungen in Südafrika ist das Zebra ein Gebirgsthier und wohnt unter den Felsenhöhen, während das Dauw und Quagga auf den Ebenen und in den Wüsten umherschwärmen. In ähnlichen Situationen hat man auch das »weiße Zebra« beobachtet, obschon dies nur von dem Reisenden Le Vaillant geschehen ist, und daher rührt der Zweifel an seiner Existenz als einer besondern Gattung.

Keine von diesen verschiedenen Arten vermischt sich mit der andern, obschon jede sich zu anderen Thieren gesellt. Das Quagga leistet dem Gnu Gesellschaft, das »Dauw« dem gestreiften Onu, während der riesige Strauß mitten in den Herden beider einher stolzirt.

Es herrscht ein großer Unterschied in dem Wesen und den Eigenschaften der verschiedenen Gattungen. Das Gebirgszebra ist sehr scheu und wild; das Dauw ist unzähmbar, während das Quagga von schüchterner, gelehriger Art ist und sich leicht zum Reiten und Fahren abrichten läßt.

Der Grund, weshalb dies nicht schon längst geschehen ist, liegt darin, daß die südafrikanischen Farmer Pferde in Ueberfluß haben und deßhalb das Quagga als Last- oder Zugthier nicht bedürfen.

Obschon aber van Bloom als *Farmer* niemals daran gedacht hatte, ein Quagga zu dressiren, dachte doch van Bloom, der *Jäger*, jetzt sehr stark daran.

SECHSTES KAPITEL. PLAN ZUM EINFANGEN DER
QUAGGA'S.

Bis jetzt hatte van Bloom es fast verschmäht, von den Quagga's Notiz zu nehmen. Er wußte, was es für Thiere wären und hatte oft schon eine Heerde derselben, – vielleicht dieselbe, – sich dem See nähern und trinken sehen. Weder er noch irgend Jemand von seinen Leuten hatte sie belästigt, obschon sie viele hätten erlegen können. Sie wußten daß das gelbe, ölige Fleisch dieser Thiere nicht zum Essen taugt und nur von dem hungrigen Eingeborenen verzehrt wird, so wie daß ihre Haut, obschon man dieselbe zuweilen zu Getreidesäcken und anderen gewöhnlichen Zwecken verwendet, von sehr geringem Werthe ist. Aus diesen Gründen hatten sie diese ruhig kommen und gehen lassen. Sie wünschten nicht Pulver und Blei an sie zu verschwenden, eben so wenig wie es in ihrer Absicht lag, so harmlose Geschöpfe muthwillig zu tödten.

Jeden Abend hatten daher die Quagga's an dem kleinen See getrunken und waren wieder fortgegangen, ohne das mindeste Interesse zu erwecken.

Nicht so aber war bei dieser Gelegenheit. Ein großartiger Plan beschäftigte jetzt van Blooms Gedanken. Der Trupp Quagga's bekam plötzlich eine Wichtigkeit, als ob eine Heerde Elephanten gewesen wäre, und der Boer war auf seine Füße gesprungen und stand da und schaute sie an, während seine Augen vor Freude und Bewunderung funkelten.

Er bewunderte ihre schön gestreiften Köpfe, ihre feisten, wohlgerundeten Leiber, ihre schlanken, zierlichen Beine, – kurz, er bewunderte Alles an ihnen – Größe, Farbe und Bau. Noch niemals waren ihm Quagga's so schön erschienen.

Aber woher rührte diese plötzliche Bewunderung der sonst so verachteten Quagga's? Denn verachtet werden sie von den Capfarmer, der sie bloß schießt, um mit ihrem Fleische die ihm dienenden Hottentotten zu beköstigen. Warum waren sie so plötzlich bei van Bloom in Gunst gekommen? Dies wird der Leser begreifen, sobald er die Gedanken erfährt, welche dem Veeboer in diesem Augenblicke im Kopf herumgingen.

Es waren ungefähr folgende:

Könnte nicht eine Anzahl dieser Thiere eingefangen und abgerichtet werden? – Warum nicht? Könnten sie nicht vielleicht zum Reiten abgerichtet werden? Warum nicht? Könnte man sich ihrer nicht zur Elephantenjagd bedienen, gerade wie der Pferde? Warum nicht?

Diese drei Fragen legte van Bloom sich vor. Eine halbe Minute genügte, sie alle bejahend zu beantworten. Es lag weder etwas Unmögliches, noch etwas Unwahrscheinliches in irgend einem dieser drei Projekte. Es war klar daß die Sache geschehen und zwar ohne Schwierigkeit.

Eine neue Hoffnung tauchte in dem Herzen des Boers auf und wiederum strahlte sein Gesicht vor Freude.

Er theilte seine Idee sowohl dem Buschmanne als den »Buschknaben« mit, und Alle schenkten ihr vollen Beifall

und wunderten sich blos, daß Keiner von ihnen schon lange daran gedacht.

Und nun entstand die Frage, auf welche Weise die Quagga's eingefangen werden sollten. Dies war der erste Punkt, welcher zu erledigen war, und alle Vier, van Bloom selbst, Hans, Hendrik und Swartboy setzten sich nieder, um einen Plan zur Erreichung dieses Zieles zu ersinnen.

Natürlich konnten sie jetzt gerade noch Nichts thun und man ließ deßhalb die Heerde, welche zur Tränke gekommen, friedlich wieder ziehen. Die Jäger wußten, daß die Thiere den nächsten Tag ungefähr um dieselbe Stunde wiederkommen würden, und ihre Rückkehr war es daher welcher sich die Gedanken Aller zuwendeten.

Hendrik rieth zum sogenannten Zeichnen, mit welchem Ausdrücke man das Verfahren benennt, welchem zufolge man dem Thiere eine Kugel durch den obern Theil des Halses in de Nähe des Widerrists schießt. Auf diese Weise kann man das Quagga niederwerfen und einfangen. Der Schuß tödtet, wenn er richtig gezielt ist, das Thier durchaus nicht. Es erholt sich bald wieder und kann mit leichter Mühe abgerichtet werden, obschon sein Muth gewöhnlich gleichzeitig gebrochen ist. Es wird niemals wieder was es früher gewesen. Hendrik verstand sich auf diese Methode. Er hatte sie von den jagenden Boers oft in Anwendung bringen sehen. Er kannte die Stelle, wo die Kugel treffen muß und glaubte, er könne einen solchen Schuß mit Sicherheit thun.

Hans erklärte jedoch diese Methode für eine zu grausame. Man konnte vielleicht viele Quagga's tödten, ehe man eines erlangte, welches an der rechten Stelle getroffen war. Ueberdies ward dabei Pulver und Blei verschwendet, was auch wohl zu berücksichtigen war. Warum konnten sie die Thiere nicht lieber in Schlingen fangen? Er hatte davon gehört, daß man so großen Thieren wie Quagga's oft Schlingen legte und auf diese Weise deren viele finge.

Hendrik konnte sich mit der Idee, Schlingen zu legen, nicht befreunden. Vielleicht bekämen, meinte er, sie auf diese Weise ein einziges Thier, – das vorderste der Heerde, alle übrigen aber würden, wenn sie sähen, daß der Anführer gefangen wäre, davon rennen und nicht wieder an den See zurückkehren. Wo sollten sie dann die Schlingen legen, um ein zweites zu fangen? Es könnte lange dauern, ehe sie eine andere Tränke dieser Thiere fänden, wogegen sie auf den Ebenen sie zu jeder Zeit beschleichen und auf die angegebene Weise schießen könnten.

Nun rückte Swartboy mit seinem Plane heraus. Er schlug eine *Fallgrube* vor. Dies war die Art und Weise, auf welche die Buschmänner am gewöhnlichsten große Thiere fingen, und Swartboy verstand vollkommen, wie man eine Fallgrube für Qagga's anzulegen hatte.

Hendrik erhob hiergegen fast dieselben Einwendungen, wie gegen die Schlinge. Das vorderste der Quagga's, meinte er, könne allerdings vielleicht gefangen werden, die Andern aber würden nicht so dumm sein, ebenfalls

in die Falle zu gehen, nachdem ihr Anführer hineingestürzt sei. Ganz gewiß würden sie davongaloppieren und nie wieder diesen Weg nehmen.

Wenn es des Nachts geschehen könnte, gab Hendrik zu, so sei es etwas Anderes. In der Dunkelheit könnten mehrere in die Falle stürzen, ehe sie durch das Schicksal des ersten gewarnt würden. Doch nein, – die Quagga's waren stets bei Tage zur Tränke gekommen, – bloß eines konnte in der Falle gefangen werden und dann hielten sich die Andern aus Furcht gewiß für immer fern.

Das, was Hendrik sagte, wäre ganz richtig gewesen, wenn nicht eine merkwürdige Thatsache dagegen gesprochen hätte, welche van Bloom selbst bemerkt hatte, als die Quagga's an den See kamen, um zu trinken.

Diese Thatsache betraf den Umstand, daß die Thiere ein- wie allemal an der einen Stelle in das Wasser hinein und an einer andern wieder hinausgegangen waren. Natürlich war es ein bloßer Zufall, daß sie dies thaten, und er hatte seinen Grund in der Beschaffenheit des Terrains.

Es war aber einmal so, und van Bloom hatte es bei mehreren Gelegenheiten beobachtet. Die Thiere näherten sich dem Wasser durch die schon beschriebene Schlucht und warteten, nachdem sie getrunken, einige Schritte weit an dem seichten Rande hin, um dann am einer zweiten durchbrochenen Stelle des Ufers wieder herauszugehen.

Die Kenntniß dieser Thatsache war von der größten Wichtigkeit, und Alle sahen dies sofort ein. Eine auf dem

Wege, auf welchem die Thiere sich dem See näherten, angelegte Fallgrube hatte ohne Zweifel den von Hendrik vorausgesagten Erfolg, – eines der Thiere ward vielleicht gefangen und alle übrigen rannten erschrocken davon. Eine auf der wieder vom See hinwegführenden Stelle dagegen angelegte Fallgrube konnte ein ganz anderes Resultat zur Folge haben. Sobald die Quagga's mit Trinken fertig waren und gerade in dem Augenblicke, wo sie aus dem Wasser herausgingen, konnten die Jäger sich auf der entgegengesetzten Seite zeigen, den Trupp in Bewegung setzen und *in die Falle* hineinjagen. Auf diese Weise konnte nicht bloß eines, sondern eine ganze Grube voll mit einem Male gefangen werden.

Alles Dies erschien so thunlich, daß gar kein anderer Vorschlag gemacht, sondern der wegen der Fallgrube sofort und einstimmig angenommen ward.

Es blieb nun weiter Nichts zu übrig, als die Grube zu graben, sie auf geeignete Weise zu bedecken und dann das Ergebniß abzuwarten.

Während der ganzen Zeit, wo das Einfangen der Quagga's besprochen ward, war die Heerde sichtbar geblieben und trieb sich spielend und springend auf der offenen Ebene herum. Für Hendrik, der seine Geschicklichkeit als Schütze gern gezeigt hätte, war es ein quälender Anblick. Der junge Jäger sah jedoch ein, daß es unklug sein würde, jetzt auf sie zu schießen, weil es sie abgehalten haben würde, wieder nach dem See zurückzukehren. Deßhalb bezwang er sich und beobachtete mit den Andern

die Quagga's, die sie Alle mit einem Interesse betrachteten, welches sie noch nie zuvor bei dem Anblicke einer Heerde dieser Thiere empfunden.

Die Quagga's sahen Nichts von ihnen, obschon sie dem großen Nwanabaume ganz nahe waren. Die Jäger saßen oben unter den Zweigen, wohin es den Thieren nicht einfiel zu sehen, und rund um den Fuß des Baumes war Nichts zu bemerken, was ihnen Unruhe hätte verursachen können. Die Wagenräder waren schon längst im »Busche« untergebracht, theils um sie vor der Sonnenhitze zu schützen, theils auch, weil oft allerlei Thiere sich dem Baume bis auf Schußweite näherten und auf diese Weise ohne Mühe erlegt werden konnten. Es waren kaum irgendwelche Spuren auf dem Boden zu sehen, welche das Vorhandensein eines »Lagers« auf dem Baume verrathen hätten, und es hätte Jemand sehr nahe vorbeigehen können, ohne die seltsame Luftwohnung der Jägerfamilie zu bemerken.

Alles Dies war von Seiten unseres Freundes mit gutem Vorbedacht so eingerichtet worden. Er kannte die Umgegend bis jetzt noch sehr wenig und wußte nicht, ob dieselbe nicht noch weit schlimmere Feinde beherbergte als Hyänen oder Löwen.

Während die Jäger so dasaßen und den Manövers der Quagga's zusahen, machte eines derselben eine Bewegung, die eigenthümlicher war, als irgend eine, welche sie bis jetzt beobachtet.

Das fragliche Thier weidete ruhig entlang und näherte sich endlich einer kleinen Gruppe von Gebüsch, die

auf dem freien Platze standen. Als es dicht an dem Gebüsch war, bemerkte man, daß es einen plötzlichen Sprung vorwärts that, und fast in demselben Augenblicke sprang ein zottiges Geschöpf aus den Büschen heraus und rann- te davon. Dieses letztere war kein anderes, als die häßliche gestreifte Hyäne. Anstatt sich gegen das Quagga zu wenden und ihm einen Kampf anzubieten, wie man von einem so starken und wilden Thiere hätte voraussetzen sollen, stieß die Hyäne ein furchtbares Geheul aus und lief so schnell davon als ihre Beine sie tragen wollten.

Sie trugen sie aber nicht weit. Es war augenscheinlich, daß sie ein größeres Gebüsch zu erreichen suchte, welches nicht weit entfernt war. Ehe sie jedoch über die halboffene Ebene hinüber war, hatte das Quagga sie eingeholt, ließ sein grelles »Kwa-a-g« hören, bäumte sich in die Höhe und fiel dann mit seinen Vorderhufen auf den Rücken der Hyäne. In demselben Augenblicke ward das Genick des Fleischfressers von den Zähnen des Wiederkäuers gepackt und festgehalten wie in einer Schraube.

Alle erwarteten, die Hyäne sich losreißen und wieder davonlaufen zu sehen. Aber man wartete vergebens. Sie lief nie einen Schritt wieder und kam nicht lebendig von diesen furchtbaren Zähnen los. Das Quagga hielt sein sich sträubendes Schlachtopfer fest, – trat und schlug es mit seinen Hufen und schüttelte es in seinen starken Kinnladen, bis nach wenigen Minuten das Gekreisch oder Hyäne aufhörte und sein verstümelter Kadaver regungslos auf der Ebene lag.

Man sollte meinen, dieser Vorfall habe hinreichend sein müssen, um unsere Jäger zur Vorsicht bei ihrem Verfahren mit dem Quagga zu ermahnen. Ein Thier, welches so scharf zu beißen verstand, war sicherlich nicht so leicht an Zaum und Gebiß zu gewöhnen.

Alle aber kannten die Antipathie, welche zwischen dem wilden Pferde und der Hyäne besteht, und daß das Quagga, obschon bei dem Anblicke eines dieser Thiere sofort in Wuth gerathend, doch in seinem Verhalten gegen den Menschen ganz anders ist. Diese Antipathie ist in der That so stark und die Herrschaft des Wiederkäuers über den Fleischfresser so vollständig, daß die Grenzfarmer oft diesen eigenthümlichen Umstand benutzen und die Hyänen von ihren Rindern dadurch abhalten, daß sie die Heerde mit einer Anzahl Quagga's zugleich aufziehen, welche dann die Aufgabe von Wächtern und Beschützern erfüllen.

SIEBENTES KAPITEL. DIE FALLGRUBE.

Während die Jäger so den Bewegungen der Quagga's zusahen, sprang van Bloom plötzlich auf. Alle wendeten ihre Blicke auf ihn, als er dies that. Sie sahen an seinem ganzen Wesen, daß er im Begriff stand, Etwas vorzuschlagen. Was konnte es wohl sein?

Eben war ihm eingefallen, daß sie sofort anfangen sollten, die Grube zu graben.

Es war gegen Sonnenuntergang. Nur eine halbe Stunde fehlte noch, und man sollte meinen, er hätte besser

gethan, wenn er die Arbeit bis zum nächsten Morgen verschoben hätte. Aber nein! Es war guter Grund vorhanden, weshalb sie sich sofort daran machen sollten, und dieser Grund war, daß sie außerdem vielleicht nicht im Stande gewesen wären, sie zeitig genug fertig zu bekommen.

Es war kein kleines Unternehmen, eine Grube von angemessenem Umfange zu graben, denn sie bedurften eine, in welcher wenigstens ein halbes Dutzend Quagga's auf ein Mal Platz hatten. Dann mußte noch die ausgegrabene Erde beiseite geschafft werden; man hatte Stangen und Zweige abzuschneiden, um sie zuzudecken, und diese Gegenstände auf die geeignete Weise zu arrangiren.

Zu allem Diesem gehörte viel Zeit, und es mußte bis zur Rückkehr der Quagga's geschehen sein, wenn nicht der ganze Plan fehlschlagen sollte. Kamen diese Thiere an Ort und Stelle an, ehe die Grube zugedeckt, und jede Spur von der Arbeit beseitigt war, so ergriffen sie sofort wieder die Flucht, ohne in das Wasser zu gehen und besuchten vielleicht diesen See nie wieder.

Dies waren die Muthmaßungen unseres wackeren Freundes. Hans, Hendrik und Swartboy erkannten die Richtigkeit derselben an. Alle sahen die ein, sofort an's Werk zu gehen, und sie thaten es.

Zum Glück befanden sich unter den »Werkzeugen« zwei gute Spaten, eine Schaufel und eine Spitzhacke, und sie konnten deßhalb Alle gleichzeitig thätig sein. Es waren auch Körbe da, in welchen die ausgegrabene Erde fortgetragen und in dem Dickicht daneben, befindlichen

tiefen Fluß geworfen werden konnte, wo Nichts davon zu sehen war. Dies war ebenfalls ein glücklicher Umstand; denn hätte man die Erde sehr weit tragen müssen, so wäre die Arbeit noch mühsamer geworden und in der vorgeschriebenen Zeit kaum auszuführen gewesen.

Nachdem man also den Umfang der Grube vorgezeichnet, ging man mit Spaten, Schaufel und Spitzhacke an's Werk. Der Boden war, wie sich ergab, ziemlich locker, und man bedurfte die Spitzhacke nur selten. Van Bloom selbst führte einen der Spaten und Hendrik den zweiten, während Swartboy als Schaufler fungirte und die Körbe so schnell füllte als Hans und Totty, von Trudchen und dem kleinen Jan unterstützt, sie ausschütten konnten. Die letztgenannten kleinen Leutchen hatten einen für sie geflochtenen Korb, und trugen, indem sie Hans und Totty die Arbeit erleichterten, nicht wenig zur Förderung des Werkes bei.

Und so ging dies fröhlich seinen Gang bis Mitternacht und selbst noch nach dieser Stunde, denn der Vollmond schien hell vom Himmel herab und die Gräber standen endlich schon bis an den Hals in der gemachten Grube.

Nun aber waren sie müde. Sie wußten, daß sie die Grube am nächsten Tage bequem fertig machen könnten. Deßhalb legten sie ihre Werkzeuge nieder und zogen sich, nachdem sie sich in dem krystallhellen Wasser des Stromes gewaschen, in ihr Schlafgemach auf dem Baume zurück.

Mit dem ersten Morgengrauen waren sie wieder bei der Arbeit, emsig wie Bienen, und die Grube schritt rasch

so vorwärts, daß, als sie eine Pause machten, um zu frühstücken, van Bloom kaum, wenn er auf den Zehen stand, heraussehen konnte und Swartboy's wolliger Kopf beinahe zwei Fuß tief unter dem Rande war. Noch einige wenige Spatenstiche – dann war die Grube fertig.

Nach dem Frühstück gingen sie wieder munter an die Arbeit, und gruben und schaufelten, bis die Grube eine nach ihrer Meinung hinreichende Tiefe erlangt hatte. Nur ein Springbock wäre im Stande gewesen herauszuspringen, und kein Quagga konnte möglicherweise sich aus einer solchen Falle befreien.

Nun wurden Stangen und Buschwerk abgeschnitten, die Grube sauber damit zugedeckt und, eben so wie eine umfangreiche Strecke des angrenzenden Terrains, mit Binsen und Gras bestreut. Das scharfsinnigste Thier wäre damit getäuscht worden, und sogar ein Fuchs würde die Falle nicht eher entdeckt haben, als bis er hineingestürzt wäre.

Die Jäger machten ihre Arbeit fertig, ehe sie sich zum Mittagsmahl niedersetzten, welches demzufolge an diesem Tage etwas spät stattfand. Es blieb also nun Nichts weiter zu thun übrig, als zu speisen und die Ankunft der Quagga's abzuwarten.

Bei der Mahlzeit waren Alle sehr fröhlich gestimmt, trotz der ungeheuern Anstrengungen, die sie durchgemacht. Die Aussicht, einige Quagga's zu fangen, war sehr aufregend und erhielt die ganze Gesellschaft bei munterer Laune.

Jeder sprach seine Gedanken über dem muthmaßlichen Erfolg aus. Einige sagten, sie würden wenigstens drei Quagga's fangen, während die Andern sanguinischer waren und glaubten, daß sie wenigstens zwei Mal so viel fangen würden. Jan sah nicht ein, weshalb die Grube nicht voll werden sollte, und Hendrik hielt dies für sehr wahrscheinlich, wenn er die Art und Weise erwog, auf welche man die Quagga's in die Grube zu hetzen gedachte.

Es schien auch allerdings so. Die Grube war hinreichend breit gemacht worden, um den Thieren unmöglich zu machen, darüber zu springen, während sie der Länge nach quer über den Weg gegraben war, so daß sie sie nicht verfehlen konnten. Die Beschaffenheit des Terrains mußte, glaubten sie, die Thiere geradewegs hinführen. Allerdings, wenn man sie sich selbst überließ und ihnen gestattete, ihrer gewöhnlichen Marschmethode, das heißt eins hinter dem andern – zu folgen, so ward vielleicht nur eins, nämlich das vorderste gefangen. Die übrigen schwenkten, sobald sie dieses fallen sahen, ganz gewiß sofort herum und galoppirten in einer entgegengesetzten Richtung davon.

Aber es lag nicht in der Absicht der Jäger, die Dinge so verlaufen zu lassen. Sie hatten ein Verfahren ersonnen, durch welches die Quagga's, in einem gewissen Augenblicke von panischem Schrecken ergriffen, in wilder Hast der Grube entgegengedrängt werden sollten. Hierin lag ihre Hoffnung, sich einer bedeutenden Anzahl dieser Thiere auf einmal zu versichern.

Vier war eigentlich die Zahl, die man wollte und brauchte. Eins für jeden der Jäger. Vier waren hinreichend, aber natürlich hatte es Nichts zu sagen, wenn noch einige mehr in die Grube fielen. Je mehr, desto besser, denn eine große Zahl gewährte ihnen den Vortheil, daß sie eine Auswahl treffen konnten.

Als die Mahlzeit beendet war, begannen die Jäger sich auf den Empfang ihrer erwarteten Besucher vorzubereiten. Die Mahlzeit hatte, wie wir schon erwähnt, später stattgefunden als gewöhnlich, und es war jetzt nicht weit mehr von der Stunde, wo die Quagga's erwartet werden konnten.

Um Nichts zu versäumen, nahm Jeder seinen Standpunkt. Hans, Hendrik und Swartboy stellten sich in den Hinterhalt um den See herum in ziemlich gleichen Zwischenräumen von einander; das untere Ende jedoch, wo die Thiere sich gewöhnlich näherten und wieder fortgingen, blieb ganz offen. Van Bloom blieb auf der Platform auf dem Baume, um die Annäherung der Quagga's gleich von Weitem zu erspähen und den andern drei Jägern gleich ein Signal zu geben. Die von diesen eingenommenen Positionen waren von der Art, daß sie die Heerde in der Richtung nach der Grube hintreiben konnten, sobald sie einfach aus den Büschen hervortraten, hinter welchen sie sich versteckt hielten. Um sich gleichzeitig und in dem geeigneten Moment zu zeigen, sollten sie auf ein Signal von dem Baume warten. Dieses Signal sollte in dem Abfeuern des blindgeladenen langen Rohres bestehen. Hans und Hendrik sollten ebenfalls blinde Schüsse abfeuern,

indem sie sich zeigten, und auf diese Weise sollte der gewünschte panische Schrecken hervorgerufen werden.

Der ganze Plan war gut ersonnen und hatte auch den bewundernswürdigsten Erfolg. Die Heerde kam im Gänsemarsch über die Ebene, gerade wie an den frühern Tagen. Van Bloom verkündete ihre Annäherung den drei im Hinterhalte Liegenden, indem er in gedämpftem Tone die Worte sprach:

»Die Quagga's kommen.«

Die Nichts ahnenden Thiere passirten die Schlucht, zerstreueten sich im Wasser umher, tranken sich satt – und begannen, dann sich auf dem Wege zu entfernen, auf welchem die Fallgrube angelegt war. Nachdem das vorderste Quagga das Ufer erklettert, und als es das auf dem Wege umhergestreute frische Gras und die Binsen sah, stieß ein schnaubendes Wiehern aus und schien fast Lust zu haben wieder umzulenken.

Gerade in diesem Augenblicke aber vernahm man den lauten Knall des langen Rohrs, und dann wie ein wiederholtes Echo der kleinern Gewehre zur Rechten und Linken, während Swartboy von einer dritten Seite her so laut schrie, als er nur immer konnte.

Ein Blick rückwärts zeigte den Quagga's, daß sie von seltsamen Feinden fast ganz umringt waren. Nur Ein Ausweg schien ihnen offen zu stehen – der Weg, welchen sie gewöhnlich zu gehen pflegten, und vor Schrecken wiehernd, kletterte die ganze Heerde eiligst das Ufer hinauf und drängte sich nach der Fallgrube.

Plötzlich hörte man ein verworrenes Geräusch – das Knacken von Stangen – das Trampeln vieler Hufe – das dumpfe Getöse schwerer auf einander fallender Körper und wildes Schnauben, während die geängsteten Thiere zu entrinnen suchten. Manche sah man hoch in die Luft empor springen als ob sie über die Grube hinwegfegen wollten. Andere balancirten sich auf ihren Hinterhufen, dreheten sich um und rannten im den See zurück. Einige brachen durch das Gebüsch und entrannen auf diese Weise. Die Mehrzahl aber kam wieder zurück, rannte durch das Wasser und entfloh durch die Schlucht, durch welche sie gekommen waren. Binnen wenigen Minuten war kein einziges mehr zu sehen.

Die Knaben glaubten, sie seien alle entronnen, van Bloom aber sah von seinem höheren Standpunkte auf dem Baume herab die Schnauzen mehrerer über dem Rand der Grube herausragen.

Als die Jäger an Ort und Stelle ankamen, zählten sie zu ihrer großen Freude nicht weniger als acht ausgewachsene Quagga's in der Grube – gerade noch einmal so viel als nöthig waren, um die Gesellschaft beritten zu machen.

Binnen weniger als vierzehn Tagen nach diesem Fange waren vier der Quagga's zugeritten und dem Gebiß vollkommen gehorsam. Natürlich fehlte es nicht an Ausschlagen, Bäumen, Sträuben und Beißen, ehe es so weit kam; sowohl der Buschmann Swartboy aber als auch der

Buschknabe Hendrik waren im Abrichten der Pferde sehr erfahren und brachten den Quagga's bald einen angemessenen Grad von Gelehrigkeit bei.

Gleich bei der ersten Gelegenheit, wo diese Thiere zur Elephantenjagd verwendet wurden, leisteten sie gerade den Dienst, den man von ihnen erwartete. Der Elephant rannte wie gewöhnlich davon, nachdem er den ersten Schuß erhalten, die Quaggareiter aber waren im Stande, ihn im Auge behalten und ihm dicht auf den Fersen zu folgen. Sobald als der Elephant bemerkte, daß, mochte er noch so schnell rennen, seine Verfolger die Macht hatten, ihn einzuholen, so verschmähete er es, weiter zu fliehen und hielt Stand. Dadurch bekamen die Jäger Gelegenheit, einen Schuß nach dem andern abzufeuern, bis eine tödtliche Kugel seinen kolossalen Leib zu Boden warf.

Van Bloom freuete sich nicht wenig. Seine Hoffnung belebte sich immer mehr und sein Glücksstern war wiederum im Aufsteigen begriffen. Er hoffte nun seine Absicht zu erreichen. Er hoffte reich zu werden. Wenige Jahre, glaubte er, würden ihn in den Stand setzen, seinen Wohlstand zu begründen – eine Pyramide von Elfenbein aufzubauen.

ACHTES KAPITEL. DIE HATZ DES ELENNTHERES.

Von der ganzen Familie war Hendrik der Jäger *par excellence*. Er war es, der gewöhnlich das Fleischmagazin mit Vorrath versah, und an den Tagen, wo sie nicht mit der Elephantenjagd beschäftigt waren, pflegte Hendrik allein fortzugehen, um Antilopen und andere Thiere

zu jagen, deren Fleisch ihnen gewöhnlich zur Nahrung diene. Hendrik hielt die Küche immer gut versorgt.

Antilopen sind das hauptsächlichste Wild Südafrika's, denn Afrika ist vor allen andern das Land der Antilope. Der Leser wird vielleicht erstaunen, wenn er hört, daß es siebenzig verschiedene Gattungen Antilopen auf der ganzen Erde giebt – daß mehr als fünfzig davon Afrika, und wenigstens dreißig Südafrika angehören – das heißt dem Theile dieses Continents, welcher zwischen dem Cap der guten Hoffnung und dem Wendekreise des Steinbockes liegt. Es würde den Raum eines ganzen Buches in Anspruch nehmen, wenn wir hier einen ausführlichen Bericht, eine Monographie über die Antilopen mittheilen wollten. Vor der Hand kann ich daher bloß sagen, daß Afrika das große Antilopenland ist, obschon es auch viele schöne Gattungen in Asien giebt. In Amerika giebt es bloß *eine* Art, das *Gabelhorn*, und in Europa zwei, obschon eine davon, die wohlbekannte Gemse, eben so sehr Ziege als Antilope ist.

Ich will ferner hier kurz bemerken, daß die siebenzig Gattungen, welche von den Naturhistorikern als Antilopen aufgezählt werden, von einander an Gestalt, Größe, Farbe, Haarwuchs und Eigenschaften sehr verschieden sind, und zwar in so vielen Beziehungen, daß ihre Classification unter dem Namen Antilopen eine sehr willkürliche ist. Manche nähern sich fast ganz dem Ziegenge-schlechte; andere gleichen mehr dem Reh; einige haben Aehnlichkeit mit dem Rinde; andere sind nahe mit dem Büffel verwandt, und einige wenige Gattungen besitzen

viele von den charakteristischen Kennzeichen des wilden Schafes.

Im Allgemeinen jedoch sind sie dem Reh ähnlicher als irgend einem andern Thiere, und viele Gattungen von ihnen werden im gewöhnlichen Sprachgebrauche auch Rehe oder Hirsche genannt. Viele Antilopen gleichen auch in der That gewissen Gattungen von Hirschen mehr als andern Gattungen des eigenen Geschlechts. Der Hauptunterschied, den man zwischen ihnen und dem Rothwild bemerkt, ist der, daß die Antilopen hornige Hörner haben, welche bleibend oder dauernd sind, während die des Rothwilds *knochig* sind und alljährlich abgeworfen werden.

Eben so wie das Rothwild besitzen die verschiedenen Arten von Antilopen sehr verschiedene Eigenschaften. Einige besuchen vorzugsweise die weiten, offenen Ebenen, einige den tiefen Wald, einige schweifen an den schattigen Ufern von Flüssen unter, während andere auf steilen Felsenhöhen oder in trockenen Gebirgsschluchten zu wohnen lieben. Manche fressen Gras, während andere nach Art der Ziegen den Blättern und zarten Reisern der Bäume den Vorzug geben.

Ueberhaupt sind diese Thiere ihren Eigenschaften nach so verschieden, daß, von welcher Art auch die natürliche Beschaffenheit eines Districtes sein möge; derselbe stets der Lieblingsaufenthalt einer oder mehrerer Gattungen ist. Sogar die Wüste hat ihre Antilopen, welche der ausgetrockneten und wasserlosen Ebene den Vorzug vor dem fruchtbarsten grünen Thale geben.

Von allen Antilopen ist das Elenn oder Caana (*A. oreas*) die größte. Es mißt volle siebzehn Hände bis zur Schulter und kommt so an Höhe einem sehr großen Pferde gleich. Ein großes Elenn wiegt eintausend Pfund. Es ist ein plump gebautes Thier und schlechter Läufer, denn ein berittener Jäger kam es mit leichter Mühe einholen. Sein Körperbau hat im Allgemeinen einige Aehnlichkeit mit dem des gewöhnlichen Stiers, seine Hörner sind aber gerade und steigen perpendiculär von der Stirn empor, so daß sie nur ganz wenig von einander divergiren. Sie sind zwei Fuß lang und mit einer kleinen Erhöhung versehen, welche sich spiralförmig rings herum bis beinahe an die Spitzen emporzieht. Die Hörner des Weibchens sind länger als die des Männchens.

Die Augen des Elenns sind, wie die der meisten Antilopen, groß, hell und schmachkend, ohne irgend einen Ausdruck von Wildheit, und das Thier besitzt, obschon es so groß und stark ist, doch die harmloseste Gemüthsart, und macht blos, wenn es zur Verzweiflung getrieben wird, Miene, sich zu vertheidigen.

Die allgemeine Farbe dieser Antilope ist braun mit einem Anflug von Roth. Zuweilen ist auch Aschgrau mit Ockergelb schattirt die vorherrschende Farbe. Das Elenn ist eine jener Antilopen, die kein Wasser zu bedürfen scheinen. Man trifft es auf wüsten Ebenen, fern von Quellen oder Flüssen, und es scheint sogar solchen Gegenden den Vorzug zu geben – vielleicht um der größern Sicherheit willen, die es hier findet – obschon es auch ein Bewohner fruchtbarer und waldiger Districte ist. Es lebt in

Heerden; die beiden Geschlechter weiden getrennt und in Gruppen von zehn bis hundert Stück.

Das Fleisch des Elenn wird sehr hoch geschätzt, und steht an Wohlgeschmack dem der übrigen Antilopen-Gattungen, des Rothwilds oder des Rindviehs nicht nach. Man hat es mit zartem Rindfleisch verglichen, welches einen Beigeschmack von Wildpret hat, und die Muskeln der Schenkel liefern, wenn sie getrocknet und geräuchert sind, einen Leckerbissen, der unter dem sonderbaren Namen von »Schenkelzungen« bekannt ist.

Natürlich wird das Elenn, da es so treffliches Fleisch und in so bedeutender Menge liefert, eifrigst gejagt. Da es kein sonderlicher Läufer und stets sehr fett ist, so ist die Jagd gewöhnlich eine sehr kurze, und endet damit, daß das Elenn niedergeschossen, abgehäutet und zerlegt wird.

Es bietet diese Jagd keine große Erregung dar, ausgenommen daß ein Elenn nicht jeden Tag aufgescheucht werden kann. Die Leichtigkeit, mit der man ihrer habhaft werden kann, sowohl als der Werth ihres Fleisches hat die Folge gehabt, daß die Zahl dieser Antilopen sich sehr vermindert hat, so daß nur noch in entlegenen Districten eine Heerde davon angetroffen wird.

Seit der Ankunft unserer Freunde in dieser Gegend waren keine Elenns gesehen worden, obschon man dann und wann ihre Fährte bemerkt hatte, und Hendrik wünschte aus mehrern Gründen auf eins zu stoßen. Er hatte in seinem Leben noch nie ein Elenn geschossen – dies war *ein* Grund – und ein zweiter war, daß er

einen Vorrath von dem schönen Fleische herbeizuschaffen wünschte, welches in solchen Massen die Rippen dieser Thiere bedeckt.

Mit hoher Freude erhielt daher Hendrik eines Morgens die Nachricht, daß auf der oberen Ebene und in nicht weiter Entfernung eine Heerde Elenns gesehen worden sei. Swartboy, der auf den Felsenhöhen gewesen war, brachte diese Nachricht mit in's Lager.

Ohne mehr Zeit zu verlieren als eben hinreichte, um sich von Swartboy die Richtung genauer beschreiben zu lassen, schwang sich Hendrik auf sein Quagga, hing seine Büchse auf die Schulter und ritt fort, um die Heerde aufzusuchen.

Nicht weit von dem Lager war ein bequemer Weg, der die Felsenhöhe hinauf nach der Hochebene führte. Es war eine Art Schlucht oder Hohlweg, und aus den zahlreichen Fußspuren von Thieren auf diesem Boden war zu ersehen, daß sie als Straße von der Hochebene nach der Quelle und dem Flusse benutzt ward. Gewisse Thiere, wie zum Beispiel die Zebra's und Quagga's und andere, welche vorzugsweise die trockenen, wüsten Ebenen suchen, pflegten diesen Weg einzuschlagen, wenn sie Wasser bedurften.

Hendrik ritt die Schlucht hinauf und war nicht so bald oben auf der Höhe angelangt, als er die Elenndecke – sieben alte Böcke – in einer Entfernung von ungefähr einer Meile bemerkte.

Es war kein Busch oder sonst ein Versteck vorhanden, hinter welchem sich aus nur ein Fuchs hätte verbergen

können. Das Einzige, was in der Nähe des Ortes, an welchem die Elenns sich befanden, wuchs, bestand aus einzelnen Aloepflanzen, Euphorbien und einigen verkümmerten Gebüsch und trockenen Grasbüscheln, welche die Wüste charakterisiren. Es war sonach kein Dickicht da, welches groß genug gewesen wäre, einen Jäger vor dem Auge des Wildes zu verbergen, und Hendrik kam sofort zu dem Schluse, daß die Elenns in ihrer gegenwärtigen Lage sich nicht beschleichen lassen würden.

Obschon nun Hendrik auf diese Antilope niemals Jagd gemacht, so kannte er doch ihre Eigenschaften recht wohl, und wußte, wie sie gejagt werden müsse. Er wußte, daß sie ein schlechter Läufer sei, daß jedes alte Pferd sie einholen könne, und daß sein Quagga – das schnellste von den Thieren, welche gezähmt worden – dasselbe thun könne.

Es handelte sich daher blos um den Vorsprung. Sobald er den Thieren so nahe kommen konnte, daß diese nicht einen allzu großen Vorsprung vor ihm hatten, so war mit Gewißheit anzunehmen, daß eins davon in seine Gewalt fallen würde. Dagegen ließ sich ein ganz anderes Resultat erwarten, wenn die Elenns schon viel früher den Jäger bemerkten und sich eiligst aus dem Staube machten.

Hendrik war aber ein schlauer, vorsichtiger Jäger, der in den meisten Fällen seinen Zweck erreichte. Anstatt gerade aus auf die Elenns zuzureiten, machte er einen weiten Umweg, bis er die Heerde zwischen sich und der Felsenhöhe hatte, und dann lenkte er sein Quagga auf sie zu und ritt ruhig vorwärts.

Er saß dabei nicht aufrecht im Sattel, sondern beugte sich nieder, so daß seine Brust beinahe den Widerrist des Quagga berührte. Er that dies, um die Elenns zu täuschen, die außerdem einen Feind in ihm erkannt haben würden. Auf diese Weise aber waren sie nicht im Stande, zu ermitteln, was für ein Geschöpf auf sie zukäme, sondern standen eine lange Weile da und betrachteten Hendrik und sein Quagga mit Neugier und natürlich auch mit einiger Unruhe. Indessen ließen sie doch den Jäger bis auf fünfhundert Schritt herankommen – für ihn nahe genug – ehe sie sich aufmachten und mit ihrem plumpen, schwerfälligen Galopp davon eilten.

Nun richtete Hendrik sich im Sattel auf, gab seinem Quagga die Sporen und folgte der Heerde in gestrecktem Galopp.

Es kam Alles so, wie er beabsichtigt hatte. Die Elenns rannten gerade in der Richtung der Felsenhöhe – nicht da, wo der Paß war, sondern wo keiner war – und sahen sich, als sie den Abhang erreichten, natürlich gezwungen, eine neue schräge Richtung einzuschlagen. Dies gab Hendrik den Vortheil, und sein Quagga in die geeignete Richtung lenkend, war er der Heerde bald auf den Fersen.

Hendrik's Absicht war, es auf bloß einen der Böcke abzusehen und diesen niederzuhetzen, während die andern davon galoppiren möchten wohin sie wollten.

Seine Absicht ward ausgeführt, denn kurz darauf schoß der fetteste der Elennböcke auf die eine Seite als

ob er auf diese Weise zu entkommen gedächte, während die übrigen geradeaus weiter rannten.

Der Elennbock war nicht so schlau, wie er geglaubt. Hendrik's Auge war auf ihn geheftet, und sofort eilte das Quagga hinter ihm her.

Beinahe eine Meile weit jagten Wild und Verfolger über die Ebene hin. Die röthlich braune Farbe des Elenns hatte sich in Graublau verwandelt; der Speichel floß ihn in langen Fäden aus dem Maule, Schaum bedeckte seine breite Brust, die Thränen rollten ihm aus den großen Augen und sein Galopp verwandelte sich in einen müden Trab. Es war offenbar erschöpft.

Noch wenige Minuten und das Quagga war ihm dicht auf den Fersen, und nun machte der riesige Elennbock, als er sah, daß weiteres Laufen Nichts helfen würde, verzweiflungsvoll Halt und wendete sich gegen seinen Verfolger. Hendrik hatte seine geladene Büchse in der Hand, und der Leser erwartet, zu hören, daß er sie sofort anlegte, zielte, feuerte und das Elenn niederschloß.

In dieser Beziehung aber muß ich die Erwartung des Lesers täuschen und ihm sagen, daß Hendrik Nichts der Art that. Hendrik war ein ächter Jäger – weder voreilig noch verschwenderisch mit seinen Mitteln. Er wußte, daß er etwas Besseres thun könne, als das Thier auf der Stelle zu tödten. Er wußte, daß es jetzt vollkommen in seiner Gewalt war, und daß er es wie eine zahme Kuh überall hin treiben könne, wo es ihm beliebte. Hätte er auf der Stelle niederschießen wollen, so hätte er dadurch

blos Pulver und Blei verschwendet. Ueberdies wäre er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt worden, das Fleisch des Thieres bis in das Lager zu transportiren, was eine wenigstens zweimalige Reise nothwendig gemacht hätte, während er dabei Gefahr gelaufen wäre, daß die Hyänen in seiner Abwesenheit das Meiste verzehrt hätten.

Ohne daher einen Schuß abzufeuern, galoppirte er an dem erschöpften Thier vorüber, bewog es dadurch, sich wieder herumzudrehen und trieb es dann in der Richtung der Felsenhöhe vor sich hin.

Das Elenn konnte keinen Widerstand leisten.

Dann und wann versuchte es, eine andere Richtung einzuschlagen, ward aber mit leichter Mühe wieder auf den einmal bestimmten Weg zurückgebracht.

NEUNTES KAPITEL. EIN WILDER RITT AUF EINEM QUAGGA.

Hendrik wünschte sich Glück zu seinem Erfolge. Er freute sich auf die Ueberraschung, die er im Lager hervorrufen würde, wenn er auf einmal das Elenn getrieben brächte; – denn er zweifelte nicht, daß es ihm gelingen würde, dies zu thun.

In der That schien auch kein Grund vorhanden zu sein, es zu bezweifeln. Der Eleniboock war schon in die Schlucht hinein und ging dieselbe hinab, während Hendrik und sein Quagga folgten.

Der Jäger war nur noch wenige Schritte von dem Rande der Felsenhöhe entfernt, als ein lautes Getrappel an

sein Ohr schlug, gerade als ob eine Heerde schwerfüßiger Thiere die Schlucht herauf kämen.

Er spornte sein Quagga vorwärts, um den Rand zu erreichen und einen Blick in den Hohlweg zu werfen. Ehe er aber im Stande war dies zu thun, sah er zu seinem Erstaunen das Elenn wieder heraufgaloppiren und einen Versuch machen, auf der Ebene an ihm vorbeizukommen. Augenscheinlich war es durch irgend Etwas in dem Hohlwege auf's Neue erschreckt worden und wollte lieber seinem alten Feinde die Spitze bieten, als die Bekanntschaft eines neuen machen.

Hendrik achtete nicht weiter auf das Elenn. Dieses konnte er allemal wieder einholen. Zunächst lag ihm vielmehr daran, zu wissen, was das Thier bewogen hätte, umzukehren. Deßhalb ritt er weiter bis an den Ausgang der Schlucht.

Er hätte an Löwen denken und mit größerer Klugheit zu Werke gehen können. Das Hufgetrappel aber, welches immer noch den Paß heraufschallte, verrieth ihm, daß Löwen nicht die Ursache seien, welche das Elenn wieder auf die Höhe heraufgescheucht hatte.

Endlich erreichte er einen Punkt, wo er den Abhang hinabsehen konnte. Er brauchte nicht weit zu gehen; denn schon kamen die Thiere, welche den Lärmen machten, dicht heran, und er sah, daß sie nichts Anderes waren, als eine Heerde Quagga's.

Diese Unterbrechung seiner Jagd kam ihm durchaus nicht gelegen, und zwar um so weniger, als es Quagga's

waren. Wären es Wildpretthiere gewesen, so hätte er eines geschossen; der einzige Grund aber, welcher ihn hätte veranlassen können, eines der Quagga's zu schießen, wäre das Gefühl des Aergers gewesen; denn er war in diesem Augenblicke wirklich höchst ärgerlich über sie.

Ohne es zu wissen, hatten die armen Thiere ihm wahrscheinlich sehr viel Mühe verursacht; denn es kostete ihm sicherlich nicht wenig Zeit, dem Elenn wieder zuvorzukommen und es wieder nach dem Hohlwege zu treiben. Kein Wunder daher, wenn er ein wenig aufgebracht war.

Sein Aerger war indessen nicht so groß, daß er sich dadurch hätte bewogen gesehen, auf die sich nähernde Heerde zu feuern, und er lenkte daher sein Quagga herum und ritt dem Elenn nach.

Kaum war er von dieser Stelle hinweg, als die Quagga's, vierzig bis fünfzig an der Zahl, eines nach dem andern aus dem Engpasse herauskamen.

Jedes stutzte erschrocken, so wie es den berittenen Jäger sah, und rannte davon, bis die ganze Heerde eine lange Linie über die Ebene hinweg bildete und, wild hinter einander herspringend, schnaubte und ihr lautes »Kwa-a-g« hören ließ.

Hendrik hätte unter gewöhnlichen Umständen auf diese Bewegung kaum geachtet. Er hatte schon oft Quaggaheerden gesehen und war in Bezug auf sie durchaus nicht neugierig. Diese Heerde jedoch zog gleichwohl seine Aufmerksamkeit auf sich; denn er bemerkte, als sie an ihm vorüberrannte, daß Vier davon gestutzte Schweife hatten, und er kannte sie daran als die Vier, welche

mit in der Fallgrube gefangen und später wieder in Freiheit gesetzt worden waren. Swartboy hatte aus irgend einem Grunde ihnen den Haarbüschel vom Schweife abgeschnitten, ehe er sie gehen ließ.

Hendrik zweifelte nicht, daß sie es seien und daß die Heerde dieselbe wäre, welche den See zu besuchen pflegte, aber wegen der erfahrenen üblen Behandlung sich niemals wieder in jener Nähe hatte sehen lassen. Diese Umstände, welche Hendrik in diesem Augenblicke einfielen, bewogen ihn, die Quagga's mit einer gewissen Neugier zu betrachten. Der plötzliche Schrecken, den die Thiere verriethen, als sie ihn erblickten, und das drollige Aussehen der Vier mit den abgehackten Schwänzen stimmte Hendrik zur Heiterkeit und er konnte sich des Lachens nicht enthalten.

Da die Quagga's dieselbe Richtung einschlugen, welche das Elenn genommen, so hatten Hendrik und sie in so weit einen und denselben Weg, und er galoppierte folglich dicht hinter ihnen drein. Es interessirte ihn dabei zugleich, zu ermitteln, in wie weit ein Quagga *mit* einem Reiter im Stande wäre, es einem *ohne* Reiter gleichzuthun. Ueberdies lag ihm daran, zu erfahren, ob sein Quagga seinen früheren Genossen noch gewachsen sei. So fegte die Jagd entlang, – das Elenn voran, die Quagga's hinterdrein und Hendrik bildete den Nachtrab.

Hendrik brauchte sein Thier nicht zu spornen; denn es flog ohnedies wie der Wind. Es schien zu fühlen, daß sein Ruf auf dem Spiele stehe, und kam der Heerde mit jedem Satze näher.

Das schwerfällige Elenn war bald erreicht und, da es auf die Seite trabte, überholt. Es blieb stehen, die Quagga's jedoch eilten weiter.

Nicht bloß aber die Heerde eilte weiter, sondern auch Hendrik's Quagga folgte ihr dicht auf den Fersen, und in weniger als fünf Minuten hatten sie das Elenn eine volle Meile hinter sich und fegten noch immer über die weite Ebene dahin.

Was hatte Hendrik vor? Wollte er das Elenn aufgeben und entkommen lassen? War das Wettrennen für ihn interessanter? War er eifersüchtig auf die Schnelligkeit seines Quagga's und entschlossen, daß es alle Anderen übertreffen solle?

So hätte es Jedem erscheinen müssen, welcher das Rennen aus der Ferne mit angesehen hätte. Wer aber in der Nähe gewesen wäre, würde Hendrik's Verhalten auf ganz andere Weise erklärt haben.

Die Sache war nämlich so. Sobald das Elenn Halt machte, beabsichtigte Hendrik auch Halt zu machen und zog deshalb nachdrücklich den Zügel an. Zu seinem Erstaunen aber fand er, daß sein Quagga seine Absicht nicht theilte. Anstatt dem Zügel zu gehorchen, faßte es das Gebiß fest zwischen die Zähne, legte die Ohren zurück und galoppierte immer weiter.

Hendrik bemühte sich nun, das Quagga seitwärts zu lenken und zog deshalb den rechten Zügel an, zum Unglück aber so heftig, daß der alte Trensenring abriß. Das

Gebiß schlüpfte dem Thiere durch das Maul, der Kopfriemen rutschte durch den heftigen Ruck herunter und das Quagga war nun ohne Zügel.

Natürlich stand es nun dem Thiere frei, zu gehen wohin es wollte, und es war klar, daß es seinen früheren Genossen Gesellschaft zu leisten wünschte. Daß es seine früheren Genossen waren, wußte es recht wohl und gab dieß durch Schnauben und freudiges Wiehern der Wiedererkennung zu verstehen.

Anfangs war Hendrik geneigt, das Reißen des Gebisses bloß als ein kleines Unglück zu betrachten. Für einen Knaben war er einer der besten Reiter in Südafrika und er bedurfte keines Zügels, um festzusitzen. Das Quagga, hoffte er, würde bald stehen bleiben, und dann hoffte er das Gebiß wieder zusammenflicken und den Zügel, den er noch in der Hand hielt, wieder anlegen zu können. So waren seine Gedanken anfangs.

Bald aber änderten sich diese, als er sah, daß das Quagga, anstatt langsamer zu gehen, mit derselben Schnelligkeit immer weiter rannte und die Heerde immer weiter vor ihnen hingaloppierte, ohne im Mindesten Lust zum Stehenbleiben zu verrathen.

Die Quagga's rannten nämlich aus Furcht so entsetzlich. Sie sahen den berittenen Jäger hinter sich, und ob schon ihr alter Kamerad wußte, wer *sie* waren, so waren sie doch nicht im Stande zu sagen, wer *er* war, mit diesem hohen Höcker auf dem Rücken. Sicherlich war er kein Quagga, sondern irgend ein furchtbares Ungeheuer, meinten sie, das nach ihrem Blute dürstete und

sie sammt und sonders in Stücken zu reißen gedachte. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie rannten, so schnell sie konnten, und sie thaten dies mit so gutem Erfolge, daß Hendrik's Quagga trotz seines sehnlichen Wunsches, sich unter sie zu mischen und ihnen die sonderbare Erscheinung auf seinem Rücken zu erklären, nicht im Stande war, auch nur einen Zoll näher zu kommen.

Indessen blieb es doch auch nicht zurück. Seine Begier, seine alten Kameraden wieder zu erreichen, – ihre wilde Freiheit zu theilen; – denn es war der civilisirten Gesellschaft und der Elephantenjagd schon längst überdrüssig, – alle diese Gedanken – gingen ihm in diesem Augenblicke durch den Kopf und stachelten es zur äußersten Anstrengung auf. Konnte es nur erst mitten unter den Haufen sich hineindrängen; – denn die Heerde rannte jetzt in dichtgedrängter Masse, – so genügten sicherlich nur wenig unartikulierte Laute, die Sache zu erklären. Die Quagga's machten dann gewiß sofort Halt, sammelten sich um ihren alten Kameraden und halfen ihm mit Hufen und Zähnen sich des häßlichen zweibeinigen Geschöpfes zu entledigen, welches so fest an seinem Rückenwirbel klammerte.

Aber die Sache machte sich immer noch nicht. Obschon Hendrik's Quagga seinen Brüdern so dicht auf den Fersen war, daß sie ihm Staub und seinem Reiter nicht geringen Unbequemlichkeit kleine Kiesel in's Gesicht warfen, obschon es wieherte, so oft es ein wenig Athem übrig hatte und sein lautes »Kwag, – kwag!« schreiend, seine

Brüder in der That und Wahrheit beim Namen rief, so half es doch Nichts. Sie blieben nicht stehen, – sie hörten nicht.

Und was machte Hendrik während dieser ganzen Zeit? Nichts, er konnte Nichts machen. Er konnte die ungestüme Flucht seines Thieres nicht hemmen. Herunterzuspringen wagte er nicht; denn er wäre unter die spitzen Felsenstücke hineingeschleudert worden, wenn er es versucht hätte. Er hätte den Hals gebrochen. Er konnte Nichts thun, – Nichts, als ruhig sitzen bleiben.

Was dachte er? Anfangs nicht viel. Anfangs nahm er das Abenteuer sehr leicht. Als er in Begriffe stand, seine dritte Meile zurückzulegen, begann er jedoch etwas ernster zu werden, und als er die fünfte anfang, ward er überzeugt, daß er sich in einer sehr kritischen Lage befände.

Jedoch die fünfte Meile ward zurückgelegt und dann kam die sechste und die siebente, und noch immer galoppirten die Quagga's wild entlang; denn die Heerde ward durch die Furcht getrieben, ihre Freiheit zu verlieren und ihr früherer Kamerad durch den Wunsch, die seine wieder zu gewinnen.

Hendrik ward nun wirklich unruhig. Wo trug das Thier ihn hin? Vielleicht hinaus in die Wüste, wo er sich verirren und vor Hunger und Durst umkommen mußte! Schon war er viele Meilen von den Anhöhen entfernt und wußte nicht mehr, in welcher Richtung dieselben lagen. Selbst wenn er jetzt und dieser Stelle Halt gemacht hätte, so

hätte er nicht gewußt, welche Richtung er einschlagen sollte.

Er ward immer unruhiger und empfand endlich wirkliche Angst. Was sollte er machen? Herunterspringen und es auf die Gefahr ankommen lassen, den Hals zu brechen? Dann büßte er auch zugleich sein Quagga und seinen Sattel ein, – das Elenn betrachtete er schon als verloren, – er mußte zu nach dem Lager zurückkehren und sich dann höchst wahrscheinlich derb auslachen lassen.

Doch mochte dem sein, wie ihm wollte, – sein Leben war in Gefahr, wenn er noch weiter ritt. Die Quagga's galoppirten vielleicht zwanzig, ja fünfzig Meilen, ehe sie Halt machten. Sie verriethen durchaus kein Anzeichen von Erschöpfung. Er mußte sich auf den Boden werfen und Quagga und Sattel zum Teufel gehen lassen.

Zu diesem Entschlusse war er gekommen und schon im Begriffe, ihn auszuführen. Er überlegte eben, auf welche Weise er einem häßlichen Sturze am besten entgehen könnte, und sah sich nach einem weichen Plätzchen um, als mit einem Male ihm eine großartige Idee einkam.

Er besann sich, daß er beim Zähmen und Zureiten dieses selben Quagga's mit großem Nutzen eine sehr einfache Vorrichtung in Anwendung gebracht hatte, – nämlich eine »Blende«. Diese Blende bestand in Nichts weiter, als in einem Stückchen weichem Leder, welches dem Thiere über die Augen gebunden ward. Die Wirkung desselben aber war so vollständig gewesen, daß es das Quagga sofort aus einem wild ausschlagenden, ungeberdigen Geschöpfe in ein gelehriges Thier verwandelt hatte.

An diese Blende dachte jetzt Hendrik.

Allerdings hatte er keine, aber gab es denn Nichts, was die Stelle einer solchen vertreten konnte? – Sein Taschentuch? Nein, dies war zu dünn. Hurrah! seine Jacke mußte dazu sehr tauglich sein.

Seine Büchse war ihm im Wege. Er mußte sich dieser entledigen und sie auf den Boden werfen. Er konnte ja zurückkehren und sie holen.

Er ließ sie deßhalb so sanft als möglich zur Erde niedergleiten und hatte in wenigen Augenblicken schon diese Stelle weit, weit hinter sich.

Ohne zu zögern, riß Hendrik nun seine Jacke vom Leibe, Wie aber sollte er sie so auflegen daß das Quagga dadurch geblendet ward?

Nur wenige Augenblicke Ueberlegung genügten, um in dem Kopfe des rasch entschlossenen Knaben einen Plan zur Reife zu bringen. Er neigte sich, zog einen Aermel auf jeder Seite unter dem Halse des Quagga durch und knüpfte sie dann zusammen. Auf diese Weise lag die Jacke fest auf der Mähne des Thieres, mit dem Kragen in der Nähe des Widerrists und mit den Schößen nach dem Halse zu.

Nun bog sich Hendrik so weit vorwärts als er konnte und schob mit ausgestreckten Armen die Jacke an dem Halse des Thieres hinauf, bis die Schöße – über die Ohren rutschten und vorn an dem Gesichte herabfielen.

Nur mit Mühe vermochte der Reiter, dessen Kräfte allmählig auch zu schwinden begannen, sich im Sattel zu halten; denn in dem Momente wo die Jacke über die

Augen des Quagga hinunterschickte, stand es urplötzlich still, wie von einer Kugel getroffen. Es stürzte jedoch nicht nieder, sondern stand bloß vor Schrecken still. Sein Galopp war zu Ende.

Hendrik sprang zur Erde, er fürchtete nun nicht, daß das jetzt geblendete Quagga einen Versuch machen würde, zu entrinnen. Und es machte auch keinen.

Binnen wenigen Minuten war der zersprungene Ring des Gebisses durch einen starken Riemen ersetzt. Das Gebiß wieder dem Quagga zwischen die Zähne geschoben, der Zaum wieder fest über den Kopf geschnallt, und Hendrik saß, nachdem er seine Jacke angezogen, wieder im Sattel.

Das Quagga fühlte, daß es besiegt war. Seine früheren Kameraden waren nicht mehr in Sicht und verlockten ihn nicht mehr, seiner Unterthanenpflicht untreu zu werden. Deßhalb und durch Gebiß und Sporn an seine Schuldigkeit gemahnt, drehete es sich herum und schlug mürrisch den Rückweg ein.

Hendrik wußte nicht, welchen Weg er verfolgen sollte. Er folgte der Spur der Quagga's bis zurück zu der Stelle, wo er seine Kugelbüchse weg geworfen, die er, nachdem er ungefähr zwei Meilen weit geritten, wieder auffand.

Da der Himmel umwölkt und auch kein anderer Gegenstand vorhanden war, der ihm bei dieser Unsichtbarkeit der Sonne den Weg hätte zeigen können, so meinte er, er könne nicht besser thun, als die Fährte immer weiter zurück zu verfolgen, und obschon diese ihn manchen Umweg führte und er von dem Elenn Nichts mehr sah, so

erreichte er doch noch vor Einbruch der Nacht den Engpaß und saß bald darauf im Schatten des Nwanabaumes und unterhielt einen theilnehmenden Kreis von Zuhörern mit der Erzählung seiner so eben bestandenen Abenteuer.

ZEHNTES KAPITEL. DER SELBSTSCHUSS.

Um dieselbe Zeit wurden van Bloom und seine Leute sehr durch Raubthiere belästigt. Der verführerische Geruch, der von ihrem Lager täglich ausströmte, sowohl als die Ueberreste der um ihres Fleisches willen getödteten Antilopen lockten diese unwillkommenen Gäste herbei. Hyänen und Schakals trieben sich fortwährend in der Nähe umher und kamen des Nachts zu Dutzenden an den großen Nwanabaum, vor welchem sie stundenlang ihr entsetzliches Geheul hören ließen. Allerdings fürchtete Niemand diese Thiere, denn die Kinder waren des Nachts sicher in ihrem luftigen Schlafkabinet, wo die Hyänen nicht zu ihnen gelangen konnten. Nichtsdestoweniger aber war die Nähe dieser Thiere doch sehr störend, denn es konnte kein Bissen Fleisch, keine Haut, kein Riemen oder sonst ein Gegenstand von Leder unten gelassen werden, ohne daß sie daran herum nagten. Schon häufig hatten sie ganze Wildpretskeulen gestohlen und den ledernen Theil von Swartboy's Sattel aufgefressen, so daß er eine Zeit lang ganz unbrauchbar war. Mit Einem Worte, die Hyänen waren eine so unausstehliche Plage geworden, daß es nothwendig ward, ein Mittel zu ihrer Vernichtung auszusinnen.

Es war aber nicht Leicht, sie zum Schusse zu bekommen. Während des Tages waren sie vorsichtig und hielten sich entweder in Felsenhöhlen oder in dem Bau des Ameisenfressers verborgen. Des Nachts allerdings waren sie ziemlich dreist und kamen bis in das Lager, dann aber erschwerte die Dunkelheit das richtige Zielen, und die Jäger kannten den Werth von Pulver und Blei zu gut, als daß sie es durch Schüsse auf's Gerathewohl hätten verschwenden sollen, obschon sie dann und wann, wenn sie durch die Thiere gereizt wurden, einen solchen riskirten.

Es mußte durchaus ein Mittel ausfindig gemacht werden, um die Zahl dieser Thiere zu vermindern oder sich ihrer ganz zu entledigen. Dieser Meinung waren Alle.

Es wurden zwei oder drei Arten von Fallen versucht, aber ohne großen Erfolg. Aus einer Fallgrube konnten sie herausspringen und aus einer Schlinge befreieten sie sich dadurch, daß sie den Strick mit ihren scharfen Zähnen zerbissen.

Endlich beschloß van Bloom ein Verfahren zu probiren, welches die südafrikanischen Boers sehr häufig in Anwendung bringen, um ihre Gehöfte von diesem und ähnlichem Ungeziefer zu befreien. Es war der Selbstschuß.

Nun giebt es aber mehrere Arten, einen Selbstschuß zu legen. Natürlich ist ein Feuegewehr der Haupttheil des Mechanismus und der von einer Schnur gezogene Drücker der Gegenstand, welcher die meiste technische Geschicklichkeit in Anspruch nimmt. In manchen Gegenden bindet man den Köder an die Schnur und das Thier

zieht, indem es den Köder erfaßt, die Schnur an, lös't den Drücker und erschießt sich. Auf diese Weise ist das Ergebniß jedoch immer ein ziemlich ungewisses. Das Thier bringt seinen Körper vielleicht in Bezug auf die Mündung des Gewehres nicht in die geeignete Stellung und entgeht dem Schusse entweder ganz und gar, oder wird bloß gestreift und entkommt natürlich.

Die Art und Weise, auf welche man in Südafrika Selbstschüsse legt, ist eine sehr verbesserte, und das Thier, welches so unglücklich ist, den Drücker zu ziehen, entkommt selten, sondern wird entweder auf der Stelle getödtet oder so schlimm verwundet, daß es nicht fort kann.

Van Bloom construirte seinen Selbstschuß nach dieser verbesserten Methode wie folgt: Nicht weit vom Lager wählte er einen Platz, wo drei junge Bäume in einer Linie und ungefähr anderthalb Schritt weit von einander standen. Hätte er nicht drei in diesen Entfernungen von einander stehende Bäume gefunden, so würden fest in den Boden geschlagene Pfähle seinem Zwecke eben so gut entsprochen haben.

Nun wurden Dornbüsche umgehauen und auf die gewöhnliche Weise ein Kraal gebaut, das heißt mit den Spitzen der Büsche nach außen gewendet. Die Größe dieses Kraals kam hierbei weiter nicht in Betracht und es ward daher, um Arbeit zu ersparen, ein kleiner gebaut.

Ein Punkt jedoch ward bei Anlegung des Kraals in Acht genommen. Die Thür vor der Oeffnung desselben ward so angebracht, daß zwei der Drei jungen Bäume wie Pfosten zu beiden Seiten standen und ein in die Einhegung

hineingehendes Thier nothwendig zwischen diesen beiden Bäumen hindurch mußte.

Die Rolle, welche das Schießgewehr dabei zu spielen hatte, war folgende:

Die Waffe ward in horizontale Lage gegen die beiden Bäume gebracht, das heißt, der Schaft gegen die Außenseite des Kraals und der Lauf gegen eine der Thürpfosten und hier fest angebunden. In dieser Lage befand sich die Mündung dicht an dem Rande des Einganges und zielte gerade auf den Baum, der auf der entgegengesetzten Seite stand. Die Höhe war so, daß sie dem Herzen einer der Oeffnung stehenden Hyäne gleichkam.

Das Nächste war das Anpassen der Schnur. Schon war ein kleines Hölzchen an dem dünnen Theile des Schafes und natürlich hinter dem Drücker befestigt, und zwar der Quere nach, aber nicht so, daß dadurch alle Bewegung ausgeschlossen worden wäre. Ein gewisser Grad von Lockerheit gestattete, daß es die Stelle eines Hebels vertreten konnte, und dies war eben seine Absicht. An jedem Ende dieses kleinen Hölzchens war eine Schnur befestigt. Eine dieser Schnuren hing an dem Drücker, die andere ging, nachdem sie durch das Loch des Ladestocks geführt worden, quer über den Eingang des Kraals und ward auf der entgegengesetzten Seite an den jungen Baum angeknüpft, der hier stand. Diese Schnur folgte der horizontalen Richtung des Laufes und war eben hinreichend straff, so daß jede weitere Spannung auf den kleinen Hebel wirken und somit den Drücker lösen mußte, wo dann der Schuß sofort loskrachte.

Als diese Schnur in Ordnung gebracht und das Gewehr geladen und gespannt war, konnte die Falle als fertig betrachtet werden.

Nur eins blieb noch zu thun übrig, nämlich sie mit Köder zu versehen. Dies war keine sehr schwierige Aufgabe. Sie bestand einfach darin, daß man ein Stück Fleisch oder Aas in die Einhegung warf, um dadurch die herum-schleichenden Thiere herbeizulocken.

Als der Selbstschuß gelegt war, trug Swartboy den Köder hin – das Eingeweide einer an diesem Tage erlegten Antilope – und warf es in den Kraal. Dann ging die Gesellschaft ruhig zu Bette, ohne weiter an die Sache zu denken. Sie waren jedoch noch nicht eingeschlafen, als sie durch den lauten Knall des Schießgewehres erweckt wurden, worauf ein kurzes, halb ersticktes Stöhnen folgte, welches ihnen verrieth, daß der Selbstschuß seinen Zweck erfüllt hatte.

Es ward eine Fackel angezündet und die vier Jäger begaben sich an Ort und Stelle. Hie fanden sie die Leiche eines ungeheuern »Tigerwolfes«, der zusammengekrümmt am Eingange und gerade an der Mündung des Gewehres lag. Er war, nachdem er den Schuß empfangen, keinen Schritt weitergegangen – ja, er war fast ohne zu zucken verendet, denn Kugel, Pfropf und Alles war ihm durch die Rippen gegangen und ins Herz gefahren, nachdem es ihm ein furchtbares Loch in die Seite gemacht. Natürlich mußte er nur noch wenige Zoll von der Mündung gewesen sein, als seine Brust die Schnur berührt hatte und der Schuß losgegangen war.

Nachdem die Jäger das Gewehr wieder geladen, kehrten sie in ihre Betten zurück. Man sollte meinen, sie würden die selbstmörderische Hyäne von der Stelle hinweggeschleppt haben, damit ihr Kadaver nicht ihren Kameraden zur Warnung dienen und diese von der Falle hinwegscheuchen möchte. Aber Swartboy verstand die Sache besser. Anstatt durch die Leiche eines ihrer Genossen hinweggeschleicht zu werden, betrachten die Hyänen dieselbe bloß als willkommenen Beute und verschlingen sie eben so, wie die Ueberreste einer zarten Antilope.

Dies wissend, nahm Swartboy die todte Hyäne nicht weg, sondern zog sie bloß in den Kraal hinein, damit sie den andern zur Verlockung dienen möchte, hier den Eingang zu versuchen.

Noch ehe der Morgen graute, wurden die Jäger wieder durch das Knallen des Gewehres erweckt. Dies Mal blieben sie liegen; als aber der Tag anbrach, besuchten sie ihre Falle und fanden, daß eine zweite Hyäne allzu vorzeitig wieder die verhängnißvolle Schnur berührt hatte.

Eine Nacht nach der andern setzten sie ihren Krieg gegen die Hyänen fort und verpflanzten den als Falle dienenden Kraal nach verschiedenen Localitäten in der Nachbarschaft.

Endlich waren die Hyänen beinahe ganz ausgerottet oder wurden wenigstens so selten und schüchtern, daß sie das Lager nicht weiter behelligten.

Um dieselbe Zeit jedoch zeigte sich eine andere Art von Gästen, deren Gegenwart weit mehr zu fürchten und

an deren Vertilgung den Jägern noch weit mehr gelegen war. Es war dies eine Löwenfamilie.

Die Spur dieser Thiere war oft in der Nachbarschaft gesehen worden, doch dauerte es einige Zeit, ehe sie das Lager zu besuchen begannen. Um die Zeit jedoch, wo man sich der Hyänen so ziemlich entledigt hatte, traten die Löwen an ihre Stelle und fanden sich jede Nacht mit fürchterlichem Gebrüll in der Nähe des Lagers ein. So schauerlich dieses Gebrüll auch klang, so fürchteten sich doch unsere Freunde vor demselben nicht so sehr, wie man vielleicht glaubt. Sie wußten recht wohl, daß die Löwen nicht zu ihnen auf den Baum gelangen konnten. Wären es Leoparden gewesen, so hätten sie sich vielleicht weniger sicher gefühlt, weil diese ächte Baumkletterer sind; aber bis jetzt hatten sie in dieser Gegend noch keine Leoparden gesehen und dachten daher nicht an sie.

Indessen, ganz ohne alle Furcht vor den Löwen waren sie auch nicht. Ueberdies war es ihnen ärgerlich, daß sie nach Einbruch der Nacht nicht mehr in Sicherheit von dem Baume herabsteigen konnten, sondern jede Nacht von Sonnenuntergang bis zum Sonnenaufgang regelmäßig belagert wurden. Obschon ferner die Kuh und die Quagga's in feste Kraals eingeschlossen waren, so fürchteten sie doch jede Nacht, daß die Löwen eines oder das andere dieser Thiere in ihre Gewalt bekommen würden, und der Verlust irgend eines von ihnen, ganz besonders aber der ihrer schätzbaren Freundin, der Kuh, wäre ein für sie schwer zu tragendes Unglück gewesen.

Man beschloß daher, den Selbstschuß auch gegen die Löwen zu versuchen, da er gegen die Hyänen sich so gut bewährt hatte.

Die Construction und der Mechanismus der Falle blieben ganz so wie früher. Das Schießgewehr mußte bloß etwas höher gelegt werden, so daß seine Mündung dem Herzen des Löwen gegenüber war, was sich mit leichter Mühe bewirken ließ. Der Köder war jedoch dies Mal kein Aas, sondern ein frisch erlegtes Thier, zu welchem Zwecke man eine Antilope opferte.

Der Erfolg war wie man gewünscht. Schon in der nächsten Nacht berührte der alte Löwe die verhängnißvolle Schnur und biß in's Gras. In der nächsten Nacht fand die Löwin auf ähnliche Weise ihren Tod und nicht lange darauf auch ein ziemlich erwachsener junger Löwe.

Die Falle lag nun eine Zeit lang müßig, ungefähr eine Woche später aber ward ein halb erwachsener junger Löwe nicht weit vom Lager von Hendrik geschossen. Ohne Zweifel war es der letzte dieser Familie, denn man sah lange nachher keinen der Löwen wieder.

Mit Einem Worte, die Selbstschußfalle bewährte sich als ein treffliches Mittel gegen nächtliche Räuber.

ELFTES KAPITEL. DIE WEBERVÖGEL.

Jetzt, nachdem die Raubthiere vernichtet oder von dem Lager hinweggescheucht waren, drohete in dieser Beziehung keinerlei Gefahr mehr, und die Kinder konnten allein gelassen werden. Totty blieb natürlich stets bei

ihnen, während die vier Jäger jeder auf seinem Quagga sitzend, auf die Elephantenjagd auszogen.

Sie hatten dies schon viele Mal gethan, und da in ihrer Abwesenheit den Kindern kein Leid widerfahren war, so thaten sie es auch ferner. Jan und Trudchen wurden ermahnt, sich nicht weit von dem Nwanabaume zu verlaufen und allemal schnell die Leiter hinaufzusteigen, sobald sie ein Thier gewahrten, welches gefährlich werden könnte.

Vor der Ausrottung der Hyänen und Löwen waren sie gewohnt gewesen, in der Abwesenheit der Jäger den Baum gar nicht zu verlassen. Dies war ihnen jedoch zuletzt als unerträgliche Gefangenschaft erschienen, und jetzt wo die Gefahr nicht mehr als erheblich betrachtet ward, erlaubte man ihnen herunterzusteigen und auf der grünen Ebene zu spielen, oder an dem Rande des kleinen Sees spazieren zu gehen.

Einmal als die Jäger auch ausgezogen waren, war Trudchen hinab an das Wasser gegangen. Sie war allein, wenn wir die Gesellschaft der Gazelle ausnehmen, welche ihr, sie mochte gehen wohin sie wollte, auf dem Fuße folgte. Dieses niedliche Thier war nun völlig herangewachsen und sehr schön geworden. Es hatte große runde Augen, mit einem sanften, schmachtenden Ausdrücke wie Trudchens eigener.

Ich habe also gesagt, Trudchen war allein. Jan war am Fuße des Baumes beschäftigt und schnitzte eine neue Stange in seinen Vogelkäfig, während Totty die Kuh auf

die Weide hinausgetrieben hatte. Trudchen und ihre Gazele lustwandelten daher mit einander ganz allein.

Trudchen war aber nicht ohne Absicht hinunter an's Wasser gegangen. Sie wollte ihren Liebling zur Tränke führen und dabei einige blaue Lilien zu ihrem Strauße pflücken. Beides hatte sie nun gethan, aber sie fuhr noch fort an dem Rande des Sees entlang zu gehen.

Auf der einen Seite des Sees, und zwar der am weitesten von dem Nwanabaume entfernten, ragte eine niedliche Landspitze in das Wasser hinein. Es war früher einmal bloß eine Sandbank gewesen, aber allmählig war Gras darauf gewachsen, bis sich endlich ein grüner Rasen gebildet hatte. Der Flächeninhalt betrug im Ganzen genommen nicht viel über eine Quadratruthe, doch war die Form keine viereckige. Sie war im Gegentheil oval und am schmalsten in der Nähe des Landes, wo sie eine kaum drei Fuß breite kleine Landenge bildete. Es war mit Einem Worte eine kleine Halbinsel, die durch wenige Spatenstiche in eine vollkommene Insel hätte verwandelt werden können, wenn man gewünscht hätte.

Eine kleine in einen See vorspringende Halbinsel ist nun durchaus nichts sehr Merkwürdiges. Man kann fast in jedem See Etwas dergleichen sehen. Die hier in Frage befangene Halbinsel hatte aber dennoch etwas Besonderes.

Auf ihrem äußersten Ende wuchs ein Baum von eigenthümlicher Form und seltsamem Laubwerk. Es war kein großer Baum und seine Zweige hingen herab, so daß die

Spitzen fast das Wasser berührten. Die hängenden Zweige und die langen lanzenspitzenförmigen silbernen Blätter machten es leicht zu sagen, was für eine Art Baum es war. Es war die *babylonische* oder Trauerweide, die diesen Namen erhalten hat, weil die gefangenen Juden an Bäumen dieser Gattung ihre Harfen aufhingen, als sie »an den Wasserflüssen Babylon's saßen und weinten.« Dieser schöne Baum wirft seinen wallenden Schatten auf die Ströme Südamerika's eben so wie auf die Assyriens, und oft wird das Auge des Wanderers durch den Anblick ihrer silbernen Blätter erfreut, wenn er sie als sichere Anzeichen von Wasser weit über die vertrocknete, dürftige Wiese herüberschimmern sieht. Ist er ein Christ, so verfehlt er gewiß nicht, sich jener hochpoetischen Stelle oder heiligen Schrift zu erinnern, welche von der babylonischen Weide spricht.

Die, welche auf der kleinen Halbinsel stand, hatte für Trudchen nicht bloß das Interesse, welches jede Trauerweide hat, sondern auch noch ein anderes.

Auf den Zweigen, welche auf das Wasser herabhingen, zeigte sich eine sehr seltsame Erscheinung. Es hingen nämlich an dem Ende eines jeden Zweiges eine Anzahl sonderbar geformter Gegenstände, deren untere Enden fast die Fläche des Wassers berührten. Diese Gegenstände waren, wie eben bemerkt worden, von eigenthümlicher Form. An den obern Enden – wo sie an den Aesten festhingen – waren sie kugelförmig, der untere Theil dagegen bestand aus einem langen Cylinder von viel kleinerem Durchmesser und an dem Ende dieses Cylinders

befand sich der Eingang. Sie hatten einige Aehnlichkeit mit umgekehrten Salatölfaschen mit bedeutend verlängertem Halse, oder man konnte sie auch mit den Glasretorten vergleichen, die man in dem Laboratorium des Chemikers findet.

Sie waren jeder zwölf bis funfzehn Zoll lang und von grünlicher Farbe – beinahe eben so grün, als die Blätter des Baumes selbst. Waren sie die Früchte desselben?

Nein. Die Trauerweide trägt keine Früchte von dieser Größe. Es waren keine Früchte. Es waren *Vogelnester*!

Ja, es waren Nester einer Kolonie harmloser Vögel von dem Genus *Ploceus* – besser unter dem Namen der Webervögel bekannt.

Sicherlich hat der Leser schon von diesen Webervögeln gehört, und weiß, daß sie diesen Namen wegen der Geschicklichkeit erhalten haben, welche sie bei der Verfertigung ihrer Nester entwickeln. Sie *bauen* nämlich nicht Nester wie andere Vögel, sondern *weben* sie auf eine höchst sinnreiche Weise.

Man darf nicht glauben, daß es blos *eine* Gattung Webervögel gebe – eine einzige, welche diese seltsamen Nester verfertigt. In Afrika, welches die hauptsächliche Heimath dieser Vögel ist, giebt es viele verschiedene Arten und Genera, mit deren wissenschaftlichen lateinischen Benennungen ich den Leser nicht weiter behelligen will. Jede dieser verschiedenen Gattungen bauet ein Nest von eigenthümlicher Form und jede wählt ein anderes Material als die übrigen. Einige, zum Beispiel, der *Ploceus icterocephalus*, machen ihr Nest nierenförmig mit dem

Eingänge auf den Seiten und letzteren nicht kreisrund, sondern wie einen gewölbten Thorweg. Andere vom Genus *Plocepassa* weben ihre Nester so, daß die dicken Enden der Stiele rund herum auf der Außenseite herausragen und ihnen das Ansehen von hängenden Igel n geben, während die Vögel eines noch anderen Genus, welches mit dem letztern nahe verwandt ist, ihre Nester von dünnen Reisern bauen und die Enden dieser auf ähnliche Weise hervorragen lassen. Der »gesellige Großschnabel« (*Loxia socia*) fabrizirt eine ganze Republik von Nestern in einem Klumpen und alle unter Einem Dach, die Eingänge befinden sich in der Unterfläche dieser Masse, welche, den ganzen Wipfel eines Baumes einnehmend, das Ansehen eines Heuhaufens oder eines dichten Strohdaches hat.

Alle diese Webervögel haben, obschon verschiedenen Geschlechtern angehörend, bedeutende Aehnlichkeit mit einander in ihrer Lebensweise. Gewöhnlich sind sie Körnerfresser, obschon einige auch Insectenfresser sind und eine Gattung, der sogenannte rothschnäbliche Webervogel (*Textor erythrorhynchus*) ein Parasit der wilden Büffel ist.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß die Webervögel nur in Afrika und in der alten Welt angetroffen werden, wie in den Werken vieler Naturhistoriker angegeben ist. Im tropischen Amerika findet man Vögel dieser Art in vielen Gattungen der Genera *Cassicus* und *Icterus*, welche hängende Nester ähnlicher Art auf den Bäumen des Amazonenflusses und des Orinoco bauen.

Die eigentlichen Webervögel aber – das heißt die, welche als der *Typus* der Klasse betrachtet werden – sind die von dem Geschlecht *Ploceus*, und eine Art dieses Genus war es, welche ihre hängenden Wohnungen an der Trauerweide befestigt hatte. Sie gehörten der Gattung an, welche unter dem Namen des hängenden Webervogels (*Ploceus pensilis*) bekannt ist.

Es waren wenigstens zwanzig solcher Nester da, von der schon befürhiebenen Form und grüner Farbe, denn das zähe »Buschmanns Gras«, aus welchem sie gewoben worden, hatte noch nicht seine frische Farbe verloren und behielt dieselbe auch lange noch. Eben dieser Farbe wegen sahen sie wie wirklich Etwas, was auf dem Baume wüchse, wie große birnenförmige Früchte. Ohne Zweifel ist dies der Entstehungsgrund der Mährchen, welche Reisende des Alterthums erzählten, indem sie behaupteten, es gäbe in Afrika Bäume mit Früchten, welche, wenn man sie aufbräche, entweder lebende Vögel oder Eier von denselben enthielten.

Der Anblick der Webervögel und ihrer Nester war für Trudchen nichts Neues. Es war schon einige Zeit her, seitdem die Kolonie sich auf der Weide niedergelassen, und Trudchen und sie waren daher genau mit einander bekannt. Trudchen hatte die Vögel oft besucht, Saamenkörner gesammelt und sie ihnen zu dem Baume hingetragen, und es war unter der ganzen Kolonie nicht ein einziger, der sich nicht ohne Furcht auf ihre Hand, oder ihre hübschen weißen Schultern niedergelassen hätte, oder auf ihren blonden Locken umhergehüpft wäre. Es war

ihr nichts Ungewöhnliches, die niedlichen Thierchen auf den Zweigen umherspielen oder in die langen vertikalen Tunnel hineinkriechen zu sehen, welche nach ihren Nestern führten – es war nichts Ungewöhnliches für Trudchen, stundenlang ihrem lieblichen Gezwitscher zuzuhören, oder ihnen zuzusehen, wenn sie am Rande des Sees herumflatterten.

Sie dachte aber in diesem Augenblicke nicht an sie, sondern an etwas Anderes, vielleicht an die blauen Wasserlilien – vielleicht an die Gazelle – ganz gewiß aber nicht an die Vögel, als sie so lustig am Rande des Sees hintrippelte.

Ihre Aufmerksamkeit ward jedoch plötzlich auf die Vögel gelenkt.

Mit einem Male und scheinbar ohne Ursache begannen sie zu kreischen und um den Baum herumzuflattern, während ihr Geschrei und ihr ganzes Wesen einen hohen Grad von Aufregung und Unruhe verriethen.

ZWÖLFTES KAPITEL. DIE SPEIENDE SCHLANGE.

»Was fehlt denn meinen guten Vögeln?« fragte Trudchen sich selbst. »Sie sind ja so unruhig. Gleichwohl sehe ich keinen Falken. Vielleicht streiten sie sich unter einander selbst. Ich will doch näher hingehen. Ich glaube, ich werde sie bald wieder zur Ruhe bringen.«

Und mit diesen Worten beschleunigte sie ihren Schritt, ging um das Ende des Sees herum und hinaus auf die Halbinsel, bis sie unter der Weide stand.

Buschholz war hier nicht vorhanden. Der Baum stand ganz allein auf der äußersten Landspitze, und Trudchen ging bis dicht an den Stamm hinan. Hier blieb sie stehen und schauete unter die Zweige hinauf, um zu ermitteln, was einen so hohen Grad von Aufregung unter den Vögeln hervorrufe.

So wie sie sich näherte, kamen mehrere der kleinen niedlichen Geschöpfe auf sie zugeflogen und setzten sich auf Arm und Schultern, aber nicht wie ihre Gewohnheit zu sein pflegte, wenn sie gefüttert zu werden wünschten. Sie schienen sich in einem Zustande großer Unruhe zu befinden und kamen zu ihr, um bei ihr Schutz zu suchen.

»Irgend ein Feind muß in der Nähe sein,« dachte Trudchen, obschon sie keinen sehen konnte. Sie sah rings umher und blickte dann aufwärts. Es waren keine Falken in der Luft noch auf den benachbarten Bäumen – keine Raubvögel irgend einer Art. Wäre einer auf der Weide gewesen, so hätte sie ihn leicht sehen können, denn das Laubwerk war dünn, und überdies wäre ein Falke nicht auf dem Baume geblieben, während sie so nahe gestanden hätte. Was hatte demnach diese Unruhe unter den Vögeln erweckt? Was erweckte sie noch fortwährend? – denn sie zwitscherten unaufhörlich und erschrocken durch einander. Ha! endlich erscheint der Feind; endlich ruhen Trudchens Augen auf dem Ungeheuer, welches, die friedliche Kolonie der stillen fleißigen Weber gestört und sie in so gewaltige Aufregung versetzt hat.

Langsam auf einem horizontalen Zweige hinkriechend und denselben in einer langen Spirale schließend, zeigte

sich der Körper einer großen Schlange. Ihre Schuppen glänzten so wie sie sich bewegte, und der Glanz dieser war es, was Trudchens Auge gefesselt und sie auf dieses scheußliche Thier gelenkt hatte.

Als sie es zuerst erblickte, glitt es, wie schon gesagt, spiralförmig längs eines der Horizontalzweige der Weide hin und kam gleichsam *von* den Nestern der Vögel. Kaum aber ruheten Trudchens Augen darauf, so verließ der lange schlüpfrige Leib den Ast und kroch den nächsten Augenblick schon mit dem Kopfe vornweg den Hauptstamm des Baumes hinab.

Trudchen hatte kaum Zeit, zurückzufahren, so war der Kopf der Schlange schon der Stelle gegenüber, wo sie gestanden. Wäre sie stehen geblieben, so hätte die Schlange sie ohne Zweifel sofort gebissen denn als das Ungeheuer diesen Punkt erreichte, lös'te es seinen Kopf von dem Baume, sperrte den Rachen weit auf, streckte die gespaltene Zunge heraus und zischte furchtbar. Es war augenscheinlich wüthend, theils weils ihm seine Raubpläne fehlgeschlagen waren, denn es war nicht im Stande gewesen, die Nester der Vögel zu erreichen, theils weil die letztern es wiederholt mit ihren Schnäbeln gehackt und ihm ohne Zweifel dadurch bedeutende Schmerzen verursacht hatten. Noch mehr gereizt ward es durch Trudchens Hinzukommen, in der es die Befreierin seiner ersehnten Opfer erkannte.

Von welcher Art aber auch die Gedanken der Schlange in diesem Augenblicke sein mochten, so war ihre Wuth doch unverkennbar, wie die Bewegung des Kopfes und

das Blitzen oder Augen verrieth, und sie würde sicherlich auf jedes Geschöpf gesprungen sein, welches das Unglück ihr in den Weg geführt hätte.

Trudchen hatte jedoch durchaus nicht die Absicht, ihr in den Weg zu kommen, wenn sie es vermeiden konnte. Es war vielleicht – denn sie verstand es nicht so genau – eine unschädliche Schlange, aber dennoch ist eine Schlange von beinahe sechs Fuß Länge, mag sie nun unschädlich oder giftig sein, jedenfalls ein Gegenstand, in dessen Nähe man sich nicht behaglich fühlt, und Trudchen war daher unwillkürlich auf die Seite gesprungen, und hielt sich so weit entfernt als das Wasser ihr gestattete.

Sie wollte erst über die schmale Landenge zurücklaufen, aber es war, als ob ihr Jemand sagte, die Schlange stehe im Begriff, diese Richtung ebenfalls einzuschlagen und könne sie einholen. Dieser Gedanke bewog sie, auf die eine Seite der Halbinsel zu gehen, in der Hoffnung, daß die Schlange dem Wege folgen werde, der nach dem Festlande führte.

So stand sie dicht an dem Rande des Wassers und betrachtete das entsetzliche Thier und zitterte.

Hätte Trudchen die näheren Eigenschaften dieser Schlange gekannt, so würde sie um so mehr gezittert haben. Sie, sah hier nämlich eine oder allergiftigsten Schlangen, die schwarze Naja, oder die sogenannte speiende

Schlange, die Cobra Afrika's und weit gefährlicher als ihre Verwandte die *Cobra di capello* Indiens, weil sie in ihren Bewegungen weit schneller und ihr Biß eben so tödtlich ist.

Trudchen wußte das nicht. Sie wußte blos, daß sie hier eine große häßliche Schlange vor sich sah, die beinahe zwei Mal so lang war als sie selbst, mit einem großen offenen Rachen und schimmernder Zunge, anscheinend bereit, sie zu verschlingen. Dies war allerdings schon furchtbar genug für das arme Trudchen, und sie schauete und zitterte, und zitterte und schauete.

So zornig auch die Cobra zu sein schien, so wendete sie sich doch nicht seitwärts, um Trudchen anzugreifen. Auch blieb sie nicht bei dem Baume. Nachdem sie ihr langes lautes Zischen ausgestoßen, ließ sie sich auf den Boden herab und glitt rasch davon.

Sie bewegte sich grade nach der Landenge zu, als ob sie beabsichtigte, dieselbe zu überschreiten und sich in ein Gebüsch zurückzuziehen, welches in einiger Entfernung auf dem Festlande stand.

Trudchen hoffte, daß dies ihre Absicht sei, und fing eben an, sich wieder sicher zu fühlen, als mit einem Male die Schlange sich auf der schmalen Landenge zusammenringelte, als ob sie hier zu bleiben beabsichtigte.

Sie hatte dieses Manöver so plötzlich und anscheinend so ohne alle vorherige Ueberlegung ausgeführt, daß Trudchen sich umsah, um die Ursache zu entdecken. Noch einen Augenblick vorher glitt die Schlange eiligst

davon und streckte ihren naßschimmernden Körper seiner vollen Länge nach auf dem Boden aus. Einen Augenblick später hatte sie die Gestalt eines zusammengerinkelten Taus angenommen über dessen Rand der grimme Kopf hervorragte mit der breit ausgedehnten schuppigen Haut des Halses, die jene haubenähnliche Form annahm, welche die Cobra charakterisirt.

Trudchen sah sich, wie wir schon gesagt haben, nach der Ursache dieses plötzlichen Wechsels in der Taktik der Schlange um, und erfuhr dieselbe auf den ersten Blick.

Von dem Rande des Sees zog sich ein sanfter Abhang bis in die Ebene hin. Dieser Abhang bildete zugleich den Weg zu der kleinen Halbinsel. Als Trudchen dorthin blickte, sah sie die Gazelle, welche diesen Abhang herunter kam. Es war also die Annäherung der Antilope, was den Rückzug der Schlange unterbrochen hatte.

Als Trudchen die Schlange zuerst bemerkte, hatte sie einen Schreckensruf ausgestoßen. Dieser Schrei hatte ihren Liebling herbeigerufen, welcher im Grase weidend zurückgeblieben war und, jetzt seinen weißen Schwanz emporreckend und während seine großen braunen Augen vom Ausdruck der Neugier schimmerten, herbeigesprungen kam. Er sah seine Herrin draußen auf der Halbinsel. Hatte sie gerufen? Warum hatte sie diesen seltsamen Schrei ausgestoßen? Da drüben stand sie. Er wollte zu ihr hingaloppiren und sehen, was es gäbe, und während solche Gedanken ihm durch den Kopf gingen, sprang das freundliche Thier das Ufer hinab nach dem Rande des Sees.

Trudchen zitterte für ihren Liebling. Noch ein Sprung, und er stand dicht vor der lauernnden Schlange – noch ein Sprung – »ha! er ist gerettet!«

Diese Worte entschlüpften den Lippen des jungen Mädchens, als es den Springbock hoch aufbäumen und in einem weiten Bogen über die zusammengeringelte Schlange hinwegspringen sah. Die Antilope hatte die Schlange noch Zeit genug bemerkt, und rettete sich durch einen jener furchtbaren Sätze, die nur ein Springbock thun kann. Das zutrauliche Thier lief nun, nachdem es die Gefahr hinter sich hatte, auf seine Herrin zu, stellte sich vor sie hin und schauete sie mit seinen großen glänzenden Augen fragend an.

Der Angstruf Trudchens hatte aber auch noch Jemand anders herbeigerufen. Zu ihrem Entsetzen sah sie nämlich jetzt den kleinen Jan den Abhang herunter und gerade auf die Stelle zugelaufen kommen, wo die Cobra zusammengeringt lag.

DREIZEHNTES KAPITEL. DER SCHLANGENFRESSER.

Jan's Gefahr war eine drohende. Er stürzte ungestüm und Nichts ahnend auf die zusammengeringelte Schlange los. Er wußte nicht, daß sie vor ihm lag. Keine Warnung konnte ihn Zeit genug erreichen um seiner Eile Einhalt zu thun. Einen Augenblick später hatte er den schmalen Pfad erreicht und dann konnte keine menschliche Macht ihn vor dem tödtlichen Bisse retten. Es wäre ihm unmöglich gewesen, beiseite oder über die Schlange

hinwegzuspringen, wie die Antilope gethan; denn Trudchen hatte schon damals bemerkt, daß die Cobra ihren langen Hals mehrere Fuß hoch emporgereckt hatte. Ganz gewiß packte sie den kleinen Jan und ringelte sich um ihn. Dann war Jan verloren.

Einige Augenblicke lang war Trudchen sprachlos. Der Schrecken hatte ihr die Sprache geraubt. Sie konnte blos kreischen und wild die Arme um sich werfen. Diese Demonstrationen aber machten anstatt Jan vor oder Gefahr zu warnen, dieselbe nur um so gewisser. Er brachte das Geschrei, welches Trudchen jetzt ausstieß, mit dem in Verbindung, welches ihn zuerst hierher gerufen. Irgend Etwas war mit ihr, obschon er nicht wußte, was; da sie aber fortfuhr zu kreischen, so glaubte er, ein wildes Thier habe sie angegriffen. Er dachte, es könne vielleicht eine Schlange sein; mochte es aber sein, was wollte, so war sein erster Impuls der, ihr zur Rettung zu eilen. Natürlich konnte er nicht eher Etwas helfen, als bis er dicht bei ihr war, und deßhalb fiel es ihm auch nicht ein, eher Halt zu machen, als bis er die Stelle erreicht haben würde, auf der sie stand.

Ihr Gekreisch daher und die wilden Geberden, die dasselbe begleiteten, bewogen ihn nur, um schneller zu rennen, und da seine Augen forschend und ängstlich auf Trudchen gerichtet waren, so war nicht die mindeste Hoffnung vorhanden, daß er die Schlange eher bemerken würde, als bis er entweder auf sie getreten wäre oder ihren verderblichen Biß gefühlt hätte.

Trudchen, stieß einen letzten Warnungsruf aus und mit demselben zugleich die Worte:

»O Bruder! zurück! zurück! Die Schlange! die Schlange!«

Die Worte aber wurden vergebens gesprochen. Jan hörte sie, verstand aber nicht den Sinn derselben. Er hörte das Wort »Schlange«. Das hatte er erwartet. Eine Schlange hatte Trudchen angegriffen, und obschon er sie nicht sah, so hatte sie sich ohne Zweifel ihr schon um den Leib geschlungen. Er eilte deßhalb weiter.

Schon war er nur noch sechs Schritte von dem Ungeheuer entfernt, welches seinen langen haubenartig gespreizten Hals emporgerichtet hatte, um ihn zu empfangen. Noch ein Augenblick, und seine Giftzähne schlugen tief in das Fleisch des armen Knaben.

Mit einem Schrei der Verzweiflung stürzte Trudchen vorwärts. Sie hoffte das Ungeheuer auf sich selbst zu locken. Sie wollte ihr eigenes Leben riskiren, um das ihres Bruders zu retten.

Sie hatte sich dem drohenden Thiere bis auf sechs Fuß genähert, Jan war auf der andern Seite noch ungefähr eben so weit davon entfernt. Die Gefahr war für Beide gleich, und Eines oder das Andere, – vielleicht Beide, – würden der todbringenden Cobra zum Opfer gefallen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke ihr Retter erschienen wäre. Ein dunkler Schatten ging unter ihren Augen hinweg, – in ihren Ohren hallte ein Rauschen gleich – dem eines fallenden Körpers, und in demselben Augenblicke schoß zwischen ihnen ein großer Vogel herab.

Er setzte sich nicht erst nieder. Einen Augenblick lang fächelten seine starken breiten Flügel die Gesichter der beiden Kinder; im nächsten Augenblicke aber schon machte der Vogel eine Anstrengung und stieg senkrecht wieder empor.

Trudchens Augen fielen auf den Boden. Die Cobra war nicht mehr da.

Mit einem Freudenrufe sprang Trudchen vorwärts, schloß Jan in ihre Arme und rief:

»Wir gerettet, Bruder, – wir sind gerettet!«

Jan was ganz verdutzt; bis jetzt hatte er noch gar keine Schlange gesehen. Er hatte den Vogel zwischen ihnen niederschießen sehen, dieser aber hatte die Cobra so geschickt gepackt und davongetragen, daß Jan, der nur Trudchen ansah, die Schlange in seinem Schnabel nicht bemerkt hatte. Er war noch ganz erschrocken; denn er glaubte immer noch, Trudchen sei in Gefahr.

Als er sie ausrufen hörte: »Wir sind gerettet!« war er nur noch mehr verdutzt.

»Aber die Schlange!« rief er, »wo ist denn die Schlange?«

Während er diese Fragen that, betrachtete er Trudchen vom Kopfe bis zum Fuße, als ob er erwartete, sich eine Schlange um irgend einen Theil ihres Körpers winden zu sehen.

»Die Schlange, Jan? hast Du sie denn nicht gesehen? Sie war ja eben noch hier, zu unsern Füßen, doch jetzt, siehe, da drüben ist sie. Der »Secretair« hat sie geholt. Siehe, sie kämpfen mit einander! Guter Vogel! Ich hoffe,

er werde den Schurken züchtigen, der meine niedlichen Weber berauben wollte. So ist's recht, guter Vogel! Immer zu! Siehe, Jan! Ach, welch ein Kampf!«

»Ach!« rief Jan, dem nun erst die ganze Sache klar ward. »Ja, allerdings jetzt sehe ich eine Schlange und auch den Vogel. Fürchte Nichts, Trudchen! Verlasse Dich auf meinen Secretair. Es wird dem schuftigen Räuber seine Klauen zu kosten geben. Siehe, wie er ihn hackt! Noch ein paar Mal so und es wird nicht viel Leben mehr in dem schuppigen Hallunken zurückbleiben. So ist's recht. Immer zu!«

Mit diesen und ähnlichen Ausrufungen standen die beiden Kinder da und beobachteten dem grimmigen Kampf, der zwischen dem Vogel und der Schlange wüthete.

Dieser Vogel war aber auch ein sehr merkwürdiger, – so merkwürdig, daß es in der ganzen Welt keinen zweiten dieser Art giebt. An Form glich er einem Kranich; denn er hatte sehr lange Beine und war ungefähr auch von derselben Höhe und Größe wie ein Kranich. Sein Kopf und Schnabel jedoch glichen mehr dem eines Geiers oder Adlers. Er hatte große Flügel, war mit Sporen bewaffnet und hatte einen sehr langen Schweif, dessen zwei Mittelfedern länger waren, als die übrigen. Seine Farbe, war im Allgemeinen gräulichblau, die Kehle und Brust weiß und die Flügel waren hier und da röthlich schattirt. Das Merkwürdigste an dem Vogel aber war vielleicht sein Kamm. Dieser bestand aus einer Anzahl langer,

schwärzlicher Federn, die aus dem Hinterhaupte herauswuchsen und sich den Rücken hinunter bis beinahe auf die Schultern erstreckten. Dies gab dem Vogel ein sehr eigenthümliches Ansehen, und die eingebildete Aehnlichkeit mit einem Secretair der alten Zeit, der seinen langen Kiel hinter dem Ohre trägt, – ehe Stahlfedern in Aufnahme kamen, – ist der Grund, aus welchem der Vogel den sehr unangemessenen Namen des Secretairvogels erhalten hat.

Weit richtiger nennt man ihn auch den »Schlangenfresser«, und die Naturforscher haben ihm den Namen *Gypogeryon* oder »Kranich-Geier« gegeben. Zuweilen nennt man ihn auch den »Boten«, und zwar wegen der gesetzten stolzen Weise seines Ganges, wenn er über die Ebene hinschreitet.

Von allen Namen ist der des Schlangenfressers der, welcher dem Charakter des Vogels am angemessensten ist. Allerdings giebt es auch noch andere Vögel, welche Schlangen tödten und verzehren, wie zum Beispiel der Guacovogel in Südamerika, und viele Habichte und Falken; der Secretairvogel aber ist das einzige beflügelte Geschöpf, welches Reptilien dieser Art ausschließlich zu seiner Beute macht und einen beständigen Krieg gegen sie führt.

Eigentlich ist es nicht ganz richtig, wenn man sagt, er nähre sich ausschließlich von Schlangen. Er frißt auch Eidechsen, Schildkröten und sogar Heuschrecken; Schlangen aber sind doch immer seine Lieblingsspeise, und um

diese zu erlangen, riskirt er sein Leben in manchem tödtlichen Kampfe mit Schlangen von ziemlich großer Gattung.

Der Schlangenfresser ist ein afrikanischer Vogel und nicht Südafrika allein eigenthümlich; denn man findet ihn auch in Senegambien. Eben so ist er auf den Philippinen heimisch. Es wird noch bezweifelt, ob die Gattung auf den Philippinen mit den afrikanischen identisch ist. Man bemerkt nämlich einen Unterschied in dem Gefieder, obschon nur einen sehr unbedeutenden. Die Stellung oder Kammfedern ist anders und auch die Schwanzfedern sind anders gestellt. Bei der afrikanischen Art sind die beiden mittleren die längsten, während bei dem Schlangenfresser der Philippinen die beiden Außenfedern hervorragen und dem Vogel das Ansehen geben, als hätte er eine Gabel oder einen Schwalbenschwanz. Eben so hat man auch einige Unterscheidungspunkte zwischen dem südafrikanischem Vogel und dem von Gambia bemerkt.

Der Schlangenfresser steht jedoch einzig in seiner Art da, und die Naturforscher, die nicht im Stande gewesen sind, ihn mit Habichten Falken, Geiern oder Kranichen in Eine Klasse zu werfen, haben erklärt, daß er eine besondere Familie und Klasse und ein besonderes Genus für sich selbst bilde.

In Südafrika besucht er die großen Ebenen und trockenen Kärus, auf denen er umherstolzirt, um seine Beute zu suchen. Er ist nicht gesellig, sondern lebt einsam oder paarweise und baut sein Nest auf Bäumen, – gewöhnlich Dornenbäumen, – was dasselbe im höchsten

Grade unzugänglich macht. Das ganze Gebäude hält etwa drei Fuß im Durchmesser und gleicht den Nestern der auf Bäumen nistenden Adler. Gewöhnlich ist es mit weichen Federn ausgelegt und zwei oder drei Eier sind die Zahl, die auf einmal zum Ausbrüten gelangen.

Der Schlangenfresser ist ein vortrefflicher Läufer und bringt mehr Zeit auf den Beinen zu, als im Fluge. Er ist ein scheuer, vorsichtiger Vogel, läßt sich aber nichtsdestoweniger sehr leicht zähmen und man sieht, ihn daher sehr häufig um die Häuser der Capfarmer herum, wo er wegen seiner Dienste beim Vertilgen von Schlangen, Eidechsen und anderem Ungeziefer sehr gern gehegt wird. Man hat ihn auch schon längst auf den westindisch-französischen Inseln eingeführt und naturalisirt, um ihn Krieg gegen die gefährliche »gelbe Schlange« (*Trigonocephalus lanceolatus*), die große Plage der dortigen Pflanzungen, führen zu lassen.

Nun war der Vogel, welcher zu so gelegener Zeit zwischen Jan und Trudchen erschienen war und ohne Zweifel Eines oder das Andere oder auch Beide vor dem tödtlichen Bisse der speienden Schlange gerettet hatte, ein Schlangenfresser, – nämlich ein gezähmter, – der in den Nesten des großen Nwanabaumes seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Die Jäger hatten ihn von irgend einem Thiere, vielleicht einer großen Schlange, verwundet auf der Ebene gefunden und als Curiosität mit nach Hause gebracht. Im Laufe der Zeit heilten seine Wunden vollkommen, die Güte und Pflege aber, die man ihm während seiner Krankheit zu Theil werden lassen, waren an ihm

nicht weggeworfen. Als er den Gebrauch seiner Flügel wieder erlangte, weigerte er sich, die Gesellschaft seiner Beschützer zu verlassen, und blieb für immer in dem Lager, obschon er häufige Ausflüge in die umliegenden Ebenen machte, um seine Lieblingsnahrung zu suchen. Des Nachts kehrte er jedoch stets wieder zurück und schlief auf einem Aste des großen Nwanabaumes. Natürlich war er Jan's Liebling und Jan war sehr gut mit ihm, und nun vergalt er diese Güte, indem er ihn vor den Klauen der giftigen Cobra rettete.

Die Kinder, die sich mittlerweile von ihrem Schrecken erholt hatten, blieben stehen und beobachteten den seltsamen Kampf zwischen der Schlange und dem Schlangenfresser.

Als der Vogel die Schlange zuerst packte, hatte er sie mit dem Schnabel am Halse gefaßt. Es wäre ihm dies vielleicht nicht sofort gelungen, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Schlange durch die Kinder beschäftigt und sie dadurch verhindert worden wäre, auf ihrer Hut zu sein.

Nachdem es dem Vogel gelungen, die Schlange zu packen, stieg er in gerader Richtung viele Ellen hoch empor, öffnete dann den Schnabel und ließ die Schlange auf die Erde niederfallen. Sein Zweck hierbei war die Schlange durch den Fall zu betäuben, und um dies auf wirksamere Weise zu thun, würde er die Cobra noch höher getragen haben, wenn diese letztere es nicht dadurch verhindert hätte, daß sich um seine Flügel zu ringeln versuchte.

Als der Schlangenfresser seine Beute fallen ließ, blieb er nicht in der Luft schweben. Im Gegentheile schoß er der fallenden Schlange nach, und in dem Augenblicke, wo sie den Boden berührte, und ehe sie sich noch auf die Defensive stellen konnte, packte sie der Vogel wieder mit ausgebreiteter Krallen und versetzte ihr einen heftigen Hieb in der Nähe des Halses. Die Schlange war nur noch wenig beschädigt und ringelte sich sofort zusammen, und reckte den Kopf zur Vertheidigung hervor. Ihr Rachen war weit geöffnet, ihre Zunge ragte heraus und ihre Augen blitzten vor Wuth und Gift. Ein furchtbarer Gegner schien sie zu sein und einen Augenblick lang schien der Secretair dies auch zu denken, während er ihr auf dem Boden gegenüber stand.

Bald aber begann er seinen Angriff zu erneuern, ob schon er sehr vorsichtig gegen die Schlange anrückte. Einen seiner starken Flügel wie ein Schild ausbreitend, näherte er sich der Schlange von der Seite und drehte sich, sobald er nahe genug war, plötzlich auf seinem Beine wie auf einem Zapfen herum und versetzte mit dem andern Flügel der Schlange einen heftigen Schlag. Er traf den Kopf der Schlange und schien sie zu betäuben. Ihr Hals sank zusammen und die Ringel wurden locker. Ehe sie sich wieder ermannen konnte, befand sie sich schon wieder in dem Schnabel des Schlangenfressers und ward durch die Luft emporgeschleppt.

Dies Mal stieg der Vogel zu einer weit größeren Höhe als zuvor, weil er nicht durch das Krümmen der Schlange

gehemmt ward, ließ dann, wie zuvor, die Schlange fallen und schoß plötzlich hinterdrein.

Als die Schlange den Boden zum zweiten Mal erreichte, lag sie einen Augenblick lang wie todt oder betäubt da. Sie war indessen noch nicht todt, und würde sich wieder zusammengeringt haben, aber ehe sie dies thun konnte, hatte der Vogel sie mit seiner hornigen Krallen mehrmals in den Hals gehackt und endlich führte er, die Gelegenheit abwartend, und als der Kopf der Schlange flach auf dem Boden lag, mit seinem scharfen Schnabel einen so heftigen Hieb, daß er den Hirnschädel der Schlange entzweispaltete. Nun war das Leben entflohen und die scheußliche Gestalt lag in ihrer vollen Länge regungslos auf dem Grase ausgestreckt.

Jan und Trudchen klatschten in die Hände und stießen einen Freudenruf aus.

Der Schlangenfresser achtete nicht weiter auf diese Freudenbezeugungen, sondern näherte sich der todten Cobra, bog sich darüber und begann ganz kaltblütig sie zu schmausen.

VIERZEHNTE KAPITEL. TOTTY UND DIE SCHAKMAS.

Van Bloom und seine Familie waren nun schon seit Monaten ohne Brot. Indessen waren sie nicht ohne ein Ersatzmittel desselben, da verschiedene Wurzeln und Nüsse ihnen eine Veränderung in ihrer Kost möglich machten. Von den letztern hatten sie die Erd- oder Schweinefuß (*Arachis hypogaea*), welche in allen Theilen von Südafrika wächst und ein Hauptnahrungsmittel der Ureinwohner bildet. An Gemüse hatten sie das Mark vieler Gattungen von Ixias und Mesembryanthemums, unter andern auch die sogenannte Hottentottenfeige (*Mesembryanthemum edule*). Eben so hatten sie das Kaffernbrot – das innere Mark der Stengel einer Art Zemias und die »Kaffernkastanie«, die Frucht des *Brabeium stellatum*, und endlich, und zwar hauptsächlich, die ungeheuern Wurzeln des »Elefantenfußes« (*Testudinaria elephantipes*). Sie hatten überdies wilde Zwiebeln und Schnittlauch, und in den weißen Blumenköpfen einer schönen Schwimmpflanze (*Aponogeton distachys*) fanden sie ein Surrogat für Spargel.

Alle diese Wurzeln und Früchte waren in der Nähe zu erlangen und Niemand verstand besser, sie zu finden und, wenn sie gefunden waren, auszugraben, als Swartboy, der Buschmann. Dies war auch nicht zu verwundern, denn in seinen jüngeren Tagen hatte er sich oft genöthigt gesehen, wochen-, ja monatelang sich blos von Wurzeln zu nähren.

Obschon sie sich aber einen fortwährenden Vorrath von diesen Naturerzeugnissen verschaffen konnten, so betrachteten sie dieselben doch nur als dürftiges Ersatzmittel für Brot, und Alle sehnten sich sehr wieder einmal nach dem »Stabe des Lebens«, obschon in Südafrika, wo so viele Menschen ausschließlich vom Fleisch der Thiere leben, das Brot kaum Anspruch auf eine solche Benennung machen kann.

Aber nun hatten sie Hoffnung, wirklich Brot zu bekommen, und zwar bald. Als sie aus ihrem altem Kraal fortzogen, hatten sie einen kleinen Sack Mais mitgenommen. Es war der Rest von dem Vorrath des vorigen Jahres und im Ganzen nicht viel über ein Scheffel. Dies war aber genug zum Säen und mußte bei gehöriger Zurichtung des Bodens eine Ernte von vielen Scheffeln gewähren.

Die Bestellung der Saat war kurz nach ihrer Ankunft an ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte erfolgt. Nur wenige hundert Schritte von dem Nwanabaume entfernt, hatte man einen fruchtbaren Boden ausgewählt. Dieser war, in Ermangelung eines Pfluges, mit dem Spaten bearbeitet und dann der Saame sorgfältig eingebracht worden. Manche Stunde hatte man später dem Jäten und Hacken gewidmet und um jede Pflanze einen kleinen Hügel von weicher Erde aufgeworfen, um die Wurzeln desto besser zu nähren und vor der Sonnenhitze zu schützen. Auch begossen wurden die Pflanzen dann und wann.

Theils wegen dieser Aufmerksamkeit und theils wegen der Fruchtbarkeit des Urbodens ging die Saat prachtvoll

auf und die Halme wurden volle zwölf Fuß hoch mit beinahe einen Fuß langen Aehren. Sie waren nun bald reif und van Bloom gedachte in etwa acht bis zehn Tagen die Erntearbeiten zu beginnen.

Sowohl er als seine Leute freuten sich auf Maisbrot so wie auf verschiedene von Mais herzustellende Gerichte, auf deren Bereitung Totty sich sehr gut verstand.

Gerade um diese Zeit aber ereignete sich ein Vorfall, der sie beinahe nicht bloß ihrer ganzen zu hoffenden Maisernte, sondern auch ihrer Haushälterin und Wirthschafterin Totty beraubt hätte. Die Sache ging folgendermaßen zu:

Totty befand sich auf der Plattform in den Zweigen des großen Nwanabaumes, von wo man die Aussicht in das Maisfeld so wie auf die jenseits liegende Ebene bis an den Fuß der Felsenhöhen hatte.

Sie war mit Wirthschaftsangelegenheiten beschäftigt, als ihre Aufmerksamkeit auf einmal durch ein seltsames Geräusch erregt ward, welches sich von dieser Richtung her vernehmen ließ. Sie bog die Aeste des Baumes auseinander und schaute hindurch. Ein seltsames Schauspiel bot sich ihren Augen dar – ein Anblick von nicht gewöhnlicher Art.

Eine Anzahl seltsam gestalteter Thiere, wohl zweihundert oder mehr an der Zahl, kam von den Felsenhöhen her. Es waren Geschöpfe von sehr abstoßender Gestalt, an Größe großen schlechtgeformten Hunden nicht unähnlich und von grünlich brauner Farbe. Bloß ihre Gesichter und Ohren waren schwarz und nackt, während

ihre Leiber mit grobem Haar bedeckt waren. Sie hatten lange Schwänze, welche einige von ihnen hoch in der Luft trugen und auf sehr excentrische Weise hin und her schwenkten.

Totty erschrak durchaus nicht. Sie wußte, was für eine Art von Thieren es war. Sie wußte, daß es Paviane waren. Sie gehörten der Gattung an, welche unter dem Namen des Pavians mit dem Schweinegesicht oder »Schakma« (*Cynocephalus porcarius*) bekannt ist und die man in fast jedem Theile Südafrika's antrifft, wo es hohe Felsen mit Höhlen und Spalten giebt, weil diese letzteren der Lieblingsaufenthalt der Paviane sind.

Von allen Affenarten sind die Paviane oder hundeköpfigen Affen (*Cynocephali*) an Gestalt und Physiognomie die widerwärtigsten. Wer fühlt sich nicht angeekelt, wenn er den scheußlichen Mandrill, die Hamadryas oder auch den Schakma betrachtet? Und alle diese sind Paviane.

Die Paviane sind in Afrika heimisch und es giebt sechs wohlbekannte Arten davon – den gewöhnlichen Pavian von Nordafrika, den »Papion« der Süd- und Westküste, die »Hamadryas« oder den Tartarin von Abyssinien, den »Mandrill« und »Drill« von Guinea und den Schakma der Capcolonie.

Die Eigenhaften dieser Thiere sind eben so widerwärtig als ihre äußere Erscheinung. Man kann sie allerdings zähmen und hätscheln, aber sie sind gefährliche Lieblinge, denn sie beißen, wenn sie nur im Geringsten gereizt werden, sofort die Hand, welche sie füttert.

Die bedeutende Stärke ihrer Arme und Beine und ihrer Kinnlade, so wie ihre langen Hundszähne geben ihnen eine furchtbare Gewalt, von der sie oft Gebrauch machen. Kein Hund ist einem derselben gewachsen und selbst die Hyäne und der Leopard kommen in einem Kampfe mit einem Pavian häufig sehr schlecht weg.

Sie sind indessen keine Fleischfresser und reißen ihren Feind nur in Stücken, ohne ihn zu verzehren. Ihre Nahrung besteht aus Früchten und eßbaren Wurzeln, die sie mit den scharfen Nägeln ihrer Hände sehr geschickt aus der Erde zu graben verstehen.

Obschon sie den Menschen nicht angreifen, wenn man sie unbehelligt läßt, so werden sie doch gefährliche Feinde, wenn man sie jagt, oder zum Stehen bringt.

Es werden unter den Ansiedlern von Südafrika eine Menge seltsame Geschichten erzählt, wie zum Beispiel, daß sie dem Reisenden seine Lebensmittel stehlen und dann sich eine Strecke weit entfernen und seiner spotten, während sie den Raub verzehren.

Die Eingeborenen behaupten auch, daß sie sich zuweilen eines Stockes beim Gehen, beim Wurzelausgraben und zur Selbstvertheidigung bedienen. Wenn es einem jungen Pavian gelungen ist, eine lockere Wurzel zu entdecken und ein älterer dies bemerkt, so nimmt er, sagt man, sie ihm weg; sollte der junge sie jedoch bereits verschlungen haben, so packt ihn der alte, hält ihn mit dem Kopfe abwärts und schüttelt ihn so lange, bis er sie wieder von sich giebt.

Viele dergleichen Geschichten werden in dem Lande der Boers erzählt, und sie sind nicht alle ohne Grund, denn diese Thiere besitzen die Fähigkeit der Ueberlegung in hohem Grade.

Totty sah von ihrem hohen Standpunkte aus genug, um sich davon zu überzeugen, wenn sie geneigt gewesen wäre, zu philosophiren. Dies war sie aber nicht. Sie war bloß ein wenig neugierig, was die Thiere wohl beginnen würden, und rief Trudchen und den kleinen Jan auf den Baum herauf, damit sie das Schauspiel mit ihr theilen möchten. Die Andern waren alle auf der Jagd.

Jan freute sich und rannte sogleich die Leiter hinauf, Trudchen that dasselbe und alle Drei standen da und beobachteten die sonderbaren Bewegungen der vierhändigen Geschöpfe. Sie bemerkten, daß der Trupp in einer gewissen Ordnung marschirte. Auf den beiden Flügeln befanden sich Aufpasser, und Anführer gingen voran. Diese letzteren waren Paviane von höherem Alter und größerer Stärke, als die übrigen. Man vernahm allerhand Rufe und Signale, und der wechselnde Accent und Ton mußte Jeden überzeugen, daß eine regelmäßige Conversation im Gange war. Die Weibchen und Jungen marschirten der größern Sicherheit wegen in der Mitte. Die Mütter trugen ihre Kinder auf dem Rücken oder über den Schultern. Bald blieb eine Mutter stehen, um ihr Junges zu säugen und ihm gleichzeitig das Haar glatt zu streichen, worauf sie dann schnell hinter den andern drein galoppirte, um die versäumte Zeit wieder mit einzubringen. Bald sah man eine andere ihr Kind schlagen, weil es

auf irgend eine Weise ihren Unwillen erregt hatte. Bald zankten sich zwei junge Weibchen aus Eifersucht oder aus irgend einem andern Grunde, und dann begann ein furchtbares Geplapper, welches endlich durch das laute drohende Bellen eines der Häuptlinge zum Schweigen gebracht ward.

So kamen sie plappernd und kreischend und bellend über die Ebene, wie man es nur von Affen sehen und hören kann.

Was hatten sie vor?

Diese Frage ward sehr bald beantwortet. Trudchen, Jan und Totty sahen zu ihrem Entsetzen, daß die Paviane nicht aus langer Weile gekommen waren. Sie wollten dem Maisfelde einen Besuch abstatten!

Nach wenigen Minuten war die Mehrzahl des Trupps in das Feld hinein und verschwand hinter den hohen Halmen und den breiten Blättern der Pflanze. Nur einige wenige sah man noch – große alte Burschen, die außerhalb als Schildknappen stehen blieben und einen fortwährenden Austausch von Signalen unterhielten. Die große Masse war schon im Begriffe, die Pflanzen ihrer kostbaren Frucht zu berauben.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung zeigte sich jenseits des Getreidefeldes, wo eine Reihe von Pavianen, in gleicher Entfernung von einander stehend, sich bis an den Fuß der Felsenhöhen hinzog. Diese Kette war in Folge eines regelnräßigen Manövers, so wie der Trupp über die Ebene hinwegmarschirte, zurückgelassen worden. Aber zu welchem Zwecke?

Dies zeigte sich sehr bald. In weniger als zwei Minuten, nachdem die Hauptmasse unter den Maispflanzen verschwunden war, sah man die langen Aehren wie von Menschenhand geworfen nach jener Kette zufliegen! Die an dem dem Maisfelde zunächst befindlichen Ende oder Kette stehenden Paviane hoben sie sofort auf, warfen sie dem nächsten zu, dieser wieder dem nächsten, und so weiter, bis in sehr kurzer Zeit, nachdem eine Aehre von dem Halme abgepflückt worden, sie in dem Magazine der Paviane, fern unter den Felsenhöhen, niedergelegt ward. Hätte diese Operation noch lange gedauert, so würde für den armen van Bloom eine nur sehr dürftige Ernte übrig geblieben sein. Die Paviane hielten das Getreide für reif genug und würden bald mit dem Einernten fertig gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke ihre Arbeit unterbrochen worden wäre.

Totty überlegte nicht die Gefahr, deren sie sich aussetzte, als sie mit Nichts weiter als einem langen Besenstiel hinauseilte um eine ganze Heerde Schakmas zu verjagen. Sie dachte nur an den Verlust, der ihrem guten Herrn zugefügt ward, sprang deßhalb schnell die Leiter hinab und rannte spornstreichs nach dem Maisfelde. Mehrere Schildwachen, auf die sie am Rande des Feldes stieß, grins'ten, plapperten, kreischten, bellten und zeigten ihre langen Hundszähne, erhielten aber von ihr blos einige Hiebe über die häßlichen Schnauzen. Ihr Geschrei lockte die andern herbei und binnen wenigen Augenblicken stand die arme Hottentottin mitten in einem Ringe von

wüthenden Schakmas, die nur durch die kräftige und behende Art und Weise, auf welche sie ihren Besenstiel zu schwingen verstand, abgehalten wurden, sich auf sie zu stürzen.

Die leichte Waffe würde aber nicht lange mehr ge-fruchtet haben und Totty's Schicksal – nämlich in Stücken gerissen zu werden – bald entschieden gewesen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke vier Quaggareiter zu ihrer Rettung und Befreiung herbeigesprengt wären.

Es waren die von der Jagd zurückkehrenden Jäger und eine Salve aus ihren Büchsen zerstreute sofort die häßlichen Schakmas, welche heulend in ihre Höhlen zurück-rannten.

Van Bloom hütete von nun an seinen Mais sorgfältig, bis derselbe zum Einsammeln reif war, wo er dann geerntet und auf eine Weise verwahrt ward, daß weder Vögel, noch Schlangen, noch Vierfüßler oder *Vierhänder* dazu gelangen konnten.

FÜNFZEHNTE KAPITEL. DIE WILDEN HUNDE UND DAS HARTEBEEST.

Seit dem Einfangen und Zähmen der Quagga's war die Jagd von ziemlichem Erfolge begleitet gewesen. Keine Woche verging, ohne durch ein Paar Stoßzähne – zuweilen zwei oder drei Paar – die Sammlung zu vermehren, welche jetzt die Form einer kleinen am Fuße des Nwanabaumes stehenden elfenbeinernen Pyramide anzunehmen begann.

Van Bloom war indessen mit seinem Erfolge immer noch nicht zufrieden und glaubte, daß die Jagd noch weit besser von Statten gehen würde, wenn sie einige Hunde hätten.

Obschon die Quagga's ihnen große Dienste leisteten und sie mit diesen oft im Stande waren, den Elephanten einzuholen, so entschlüpfte ihnen doch eben so oft ihre Beute, und dies geschieht leichter, als man vielleicht glaubt.

Hatten sie dagegen zur Jagd abgerichtete Hunde, so mußte das Ergebniß ein ganz anderes sein. Allerdings können diese Thiere nicht einen Elephanten niederreißen oder ihm die mindeste Verletzung zufügen, wohl aber können sie ihm folgen, mag er gehen wohin er will, und ihn durch ihr Gebell zum Stehen bringen.

Ein zweiter wichtiger Dienst, den die Hunde leisten, besteht darin, daß sie die Aufmerksamkeit des Elephanten von den Jägern ablenken. Der riesige Vierfüßler wird, wenn er wüthend ist, wie wir schon gesehen haben, außerordentlich gefährlich. Bei solchen Gelegenheiten macht er einen Angriff auf die lärmenden Hunde, weil er sie fälschlich für seine wirklichen Angreifer hält. Dies giebt dem Jäger natürlich gute Gelegenheit, seinen Schuß anzubringen und den tödtlichen Kampf mit dem Elephanten zu vermeiden.

Bei mehreren der zuletzt unternommenen Elephantenjagden waren unsere Jäger nur mit genauer Noth mit dem Leben davongekommen. Ihre Quagga's waren weder so lenksam, noch in ihren Bewegungen geschwind,

wie Pferde gewesen sein würden, und dies machte die Gefahr noch größer. Es stand zu fürchten, daß einer oder der andere der Jäger früher oder später seinem Berufe zum Opfer fallen würde. Dies war van Blooms Ansicht und er hätte gern eine Anzahl Hunde jeden mit einem Elefantenzahn bezahlt, wenn es auch die allerschlechtesten Köter gewesen wären. Ueberhaupt kommt auf die Qualität der Hunde nur wenig an. Jeder, der im Stande ist, die Fährte des Elefanten verfolgen und ihn durch Gebell zu belästigen, kann bei dieser Jagd mit gutem Nutzen verwendet werden.

Van Bloom dachte sogar schon daran, einige Hyänen zu zähmen und zur Jagd abzurichten. Diese Idee war keineswegs eine donquixotische. Die Hyäne wird oft zu diesem Zwecke verwendet und leistet sogar bessere Dienste, als viele Gattungen von Hunden.

Eines Tages dachte van Bloom über diese Dinge nach. Er saß auf einer kleinen Plattform, die sehr hoch oben, beinahe auf dem Gipfel des Nwanabaumes angebracht worden und von wo er die Aussicht auf die ganze Umgegend hatte. Es war dies ein Lieblingsplätzchen unseres Freundes – nämlich sein Rauchzimmer, wo er jeden Abend in Ruhe seine große Meerschaumpfeife zu schmauchen pflegte. Seine Augen waren der Ebene zugewendet, die sich von dem Rande des »Busches« so weit hinzog, als das Auge reichte.

Während er so darauf los paffte, ward seine Aufmerksamkeit durch einige Thiere erweckt, die in einiger Entfernung draußen auf der Ebene standen. Die glänzende Farbe ihrer Leiber hatte sein Auge angezogen. Ihre Rücken und ihre Seiten waren schön gelb und unten weiß, mit einem schwarzen Flecken auf der Außenseite der Beine und einigen schwarzen Streifen auf dem Gesichte, die so regelmäßig wie mit dem Pinsel eines Malers gezeichnet waren. Sie hatten Hörner von sehr unregelmäßiger Form, die wie ein Enterhaken gekrümmt waren und ganz gerade von dem geradesten und längsten Kopfe emporstiegen, den jemals ein Thier getragen. Diese Thiere waren weit entfernt, anmuthig geformt zu sein. Sie hatten schräg abfallende Hintertheile wie die Giraffe, obschon in weit geringerem Grade, sehr hohe Schultern und lange schmale Köpfe. Uebrigens war ihr Bau knochenstark und eckig. Jedes war wenigstens vom Vorderhufe bis zur Schulter fünf Fuß hoch und volle neun Fuß lang.

Natürlich waren es Antilopen, nämlich von der Gattung, die unter den Capcolonisten als das »Hartebeest« (*Acronotus caama*) bekannt ist. Es war eine Heerde von zusammen ungefähr fünfzig Stück.

Als van Bloom sie zuerst bemerkte, graseten sie ruhig auf der Ebene. Im nächsten Augenblicke jedoch sah man sie hin und her rennen, als ob sie plötzlich durch die Annäherung eines Feindes geschreckt würden.

Und allerdings war ein Feind da, denn ehe noch einige Secunden vergangen waren, ergriff die ganze Heerde die

Flucht und van Bloom sah nun, daß sie von einer Meute *Hunde* verfolgt wurden. Ich sage »einer Meute Hunde«, denn die verfolgenden Thiere glichen in der Ferne Hund mehr, als sonst Etwas in der Welt. Ja, sie *glichen* ihnen nicht blos, sondern waren wirklich eine Meute Hunde – nämlich *wilde Hunde*.

Natürlich wußte dies van Bloom sogleich. Er wußte, daß es die wilden Hunde waren, die von sehr gelehrten Naturforschern abgeschmackterweise mit dem Namen *Hyaena venatica* oder »jagende Hyäne«, und von andern auf eben so abgeschmackte Weise mit dem Namen der »jagende Hund« bezeichnet worden ist. Ich erkläre diesen Namen für »abgeschmackt«, erstens weil das fragliche Thier mit einer Hyäne nicht mehr Aehnlichkeit hat als mit einem Igel, und zweitens weil »jagender Hund« eine sehr lächerliche Benennung ist, da jeder Hund damit bezeichnet werden kann.

Ich möchte fragen, warum diese gelehrten Leute die von den Boers angenommenen Benennungen nicht unangetastet lassen. Wenn diesen Thieren ein besserer Name als »wilder Hund« gegeben werden kann, so möchte ich ihn hören. Der Name »wilder Hund« ist so gut gewählt, daß es unmöglich einen bessern geben kann.

Es ist eine wahre Verleumdung, dieses schöne Thier eine Hyäne zu nennen. Der wilde Hund hat weder die häßliche Gestalt, noch das struppige Haar, noch die unscheinbare Farbe, noch die schmutzigen Eigenschaften der Hyäne. Man nenne ihn einen Wolf oder wilden Hund, wenn man will, aber er ist gleichzeitig der schönste Wolf

und der schönste wilde Hund der ganzen Schöpfung. Wir werden ihn daher, wie die Boers, den »wilden Hund« nennen. Dies ist sein richtiger Titel, mögen die Naturforscher ihn klassificiren, wie sie wollen.

Seine Größe, seine Gestalt, sein glattes, sauberes Fell sowohl als seine Farbe stellen ihn dem Hunde näher als irgend einem anderen Thiere. Hinsichtlich der letztern, die ein mit großen schwarzen und grauen Flecken gemischtes Hellbraun ist, hat er auffallende Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Hunde, und die ziemliche Größe seiner Ohren scheint ihn diesem Thiere noch ähnlicher zu machen. Doch sind diese Ohren, wie bei allen wilden Hundegattungen, natürlich keine hängenden, sondern aufrecht stehende.

Seine Lebensweise und Eigenschaften aber sind das, was dieser Aehnlichkeit vollends die Krone aufsetzt. In seinem natürlichen Zustande geht der wilde Hund niemals allein auf Raub aus, sondern hetzt kühn seine Beute, die er in zahlreicher, organisirter Meute verfolgt, gerade wie Hunde zu thun pflegen, und entwickelt dabei eine Geschicklichkeit, als ob ein geübter Jäger mit Peitsche und Horn hinter ihm wäre.

Van Bloom war so glücklich, Zeuge eines Beweises dieser Geschicklichkeit zu sein.

Die Hunde waren ganz unerwartet auf die Heerde der Hartebeest's gestoßen, und fast gleich bei dem ersten Anlaufe ward eine der Antilopen von den übrigen getrennt und rannte in entgegengesetzter Richtung davon. Dies war gerade das, was die schlaun Hunde wollten, und

die ganze Meute folgte, anstatt der ganzen Heerde, blos dieser einen.

Nun ist das Hartebeest, obschon eine schlecht geformte Antilope, doch eine der allerschnellsten dieser ganzen Thierfamilie, und der wilde Hund wird ihrer nur mit großer Mühe habhaft. Ueberhaupt würde er ihrer gar nicht habhaft werden, wenn es sich zwischen den beiden Thieren blos um die Schnelligkeit handelte. Dies ist jedoch nicht oder Fall. Das Hartebeest besitzt eine Schwäche, welcher gegenüber der wilde Hund große Schlaueheit entwickelt.

Das erstere bleibt, wenn es gejagt wird, obschon es in gerader Linie rennt, doch nicht lange in einer und derselben Richtung. Dann und wann weicht es nach der einen und der anderen Seite ab, wozu es vielleicht durch die Art des Terrains oder durch irgend einen andern Umstand veranlaßt wird. In dieser Gewohnheit liegt seine Schwäche. Der wilde Hund kennt dieselbe recht wohl und benutzt sie durch ein Manövre, welches von seiner Seite wirklich einen hohen Grad von Ueberlegung zu verathen scheint. Van Bloom sah den Beweis davon, während er der Jagd mit seinen Blicken folgte. Sein hoher Standpunkt gestattete ihm die Aussicht auf das ganze Terrain und er konnte jede Bewegung sowohl der Verfolger als des Verfolgten genau beobachten.

Als das Hartebeest sich von der Heerde trennte, rannte es in einer geraden Linie davon und die Hunde folgten dicht hinterdrein. Sie waren indeß noch nicht weit gekommen, als van Bloom bemerkte, daß ein einzelner

Hund weit schneller als die übrigen rannte und auf diese Weise ihnen vorkam. Es war vielleicht möglich, daß er ein rascherer Hund war als die übrigen, aber van Bloom glaubte, dies sei nicht der wahre Grund. Der Hund schien vielmehr deshalb schneller zu laufen, als die andern, um das Hartebeest zu drängen, während die übrigen ihren Athem und ihre Kräfte sparten.

Dies war, wie sich ergab, auch wirklich der Fall; denn nachdem der Hund mit verzweifelter Anstrengung die Antilope fast erreicht, zwang er diese, ein wenig von ihrer ursprünglichen Richtung abzuweichen, und die Meute veränderte, als sie dies bemerkte ihre Richtung ebenfalls und schlug eine diagonale ein, wie um ihrer Beute zuvorzukommen. Auf diese Weise vermieden sie den Umweg, den sowohl die Antilope als auch ihr Kamerad gemacht hatten.

Das Hartebeest rannte nun in einer neuen Linie, und wie zuvor sah man bald wieder einen der Hunde der Meute voraneilen und so schnell als nur irgend möglich dem Hartebeest folgen. Der, welcher zuerst vorangeeilt war, blieb, sobald als die Antilope von ihrer ursprünglichen Linie abwich, zurück, schloß sich der Meute wieder an und lief nun verhältnißmäßig langsam mit den hintersten. Sein »Dienst« war beendet.

Wieder bog das Hartebeest von seiner Richtung ab. Wieder rannte die Meute in schräger Linie – wieder eilte ein wilder Hund voran und die Jagd rasete weiter wie zuvor, während die wilden Hunde fortwährend ein heiseres Gebell hören ließen.

Mehrmals ward dieses Manövre von den schlaunen Hunden ausgeführt, bis der gewünschte Zweck erreicht und die Antilope vollständig erschöpft war.

Dann und als ob sie gewußt hätte, daß das Thier in ihrer Gewalt und weitere Kriegslist nicht nöthig war, stürzte die ganze Meute gleichzeitig vorwärts und umringte das Wild.

Das Hartebeest machte, einen letzten verzweifelten Versuch, zu entrinnen; als es aber fand, daß Schnelligkeit ihm weiter Nichts nützen könne, drehete er sich plötzlich herum und stellte sich zur Wehre, während ihm der Schaum aus dem Maule troff und seine rothen Augen funkelten wie feurige Kohlen.

»Welch eine herrliche Meute!« rief van Bloom. »O, daß ich eine solche hätte!«

»Ha!« fuhr er fort, als plötzlich ein neuer Gedanke in ihm erwachte; »und warum nicht? gerade eine solche – warum nicht?«

Die Kette von Betrachtungen, welche unsern Freund beschäftigten, war folgende:

Die wilden Hunde konnten gezähmt und zur Jagd abgerichtet werden, am allerleichtesten zur Elephantenjagd. Er wußte, daß dies geschehen konnte, denn jagende Boers hatten es oft gethan. Allerdings mußten die Hunde jung eingefangen werden, aber wo sollte er junge herbekommen? Es ist durchaus nicht leicht, die Jungen des wilden Hundes ausfindig zu machen. So lange sie nicht im Stande sind, schnell zu laufen, lassen ihre Mütter sie nicht weit von den Höhlen hinweg, in welchen sie

zu wohnen pflegen und die für den Menschen vollkommen unzugänglich sich unter den Felsen befinden. Wie sollte er sich also einer Anzahl solcher jungen Hunde bemächtigen? Er war schon lange mit einer solchen Absicht umgegangen. Wo war wohl ihr Aufenthaltsort?

Seine Betrachtungen wurden, als sie so weit gediehen waren, durch ein sehr eigenthümliches Benehmen der wilden Hunde unterbrochen, die ihm einen neuen Beweis von Intelligenz gaben, der ihn so zu sagen förmlich elektrisirte.

Als das Hartebeest sich zur Wehre stellte und die Hunde hinzukamen, erwartete van Bloom natürlich, die letztern sich auf ihre Beute stürzen und sie sofort zu Boden reißen zu sehen. Dies war, wie er wußte, ihr gewöhnliches Verfahren. Wie groß war daher jetzt sein Erstaunen, als er die ganze Meute nach der einen Seite hin zurückweichen sah, als ob sie die Absicht gehabt hätte, die Antilope laufen zu lassen. Einige der Hunde legten sich sogar nieder, um auszuruhen, während die anderen mit offenen Mäulern und heraushängenden Zungen dastanden, ohne jedoch zu verrathen, daß sie noch ferner die Absicht hätten, das keuchende Wild zu belästigen.

Van Bloom konnte die ganze Situation genau beobachten, denn die Antilope war auf der ihm zugewendeten Seite der Felsenhöhen, während die Hunde weiter draußen nach der Ebene zu standen. Ein anderer Umstand, der ihn in Erstaunen setzte, war, daß die Hunde, nachdem sie bereits das Hartebeest umzingelt gehabt, sich in ihre gegenwärtige Position zurückgezogen hatten.

Was konnte das zu bedeuten haben? Fürchteten sie sich vor den Hörnern der Antilope? Ruheten sie bloß aus, um Kräfte zu dem letzten blutigen Angriffe zu sammeln?

Der Jäger hielt seinen Blick aufmerksam auf die interessante Gruppe geheftet.

Nach einer Weile begann die Antilope, nachdem sie ein wenig zu Athem gekommen, und da sie die Meute so entfernt sah, von Neuem zu laufen.

Diesmal rannte sie seitwärts, anscheinend in der Absicht, einen Hügel zu erreichen, der in dieser Richtung lag und bei dessen Ersteigen sie ohne Zweifel einen Vorteil zu erreichen hoffte. Kaum aber hatte sie einige Sätze gethan, als die Hunde sich ebenfalls wieder aufmachten und nach etwa fünfhundert Schritten ihre Beute wieder zum Stehen brachten. Wieder zog sich die Meute in einige Entfernung zurück und das Hartebeest stand auf der Ebene allein.

Wieder versuchte es zu entrinnen und machte sich mit aller Schnelligkeit, die seinen Beinen noch zu Gebote stand, auf, während die Hunde wie vorher sofort nacheilten.

Diesmal schlug die Antilope eine neue Richtung ein und suchte einen gewissen Punkt oder Felsenhöhe zu erreichen. Da die Hatz nun ganz nahe an dem Nwanabau-me vorbeiging, so konnten unsere Freunde sie ganz genau in Augenschein nehmen.

Das Hartebeest schien jetzt schneller zu rennen als je, oder auf alle Fälle schienen die Hunde ihm nicht näher zu kommen, und van Bloom sowohl als die sämtlichen

jungen Leute hofften, daß das arme Thier seinen Verfolgern entrinnen würde.

Sie beobachteten die Jagd weiter, bis sie den hellfarbenen Leib des Hartebeests nur noch wie einen gelben Punkt an der Fläche der Felsen hineilen sahen; die Hunde aber waren nicht mehr sichtbar.

Plötzlich verschwand der gelbe Punkt, gerade als wenn ein Licht verlöschte, und sie sahen ihn nicht mehr.

Ohne Zweifel war die Antilope zu Boden gerissen.

Ein seltsamer Argwohn stieg in van Bloom auf. Er befahl Hans und Hendrik, sofort die Quagga's zu satteln und ritt dann mit den beiden Genannten nach der Stelle hin, wo man das Hartebeest das letzte Mal gesehen.

Sie näherten sich vorsichtig und sahen sich, von einigen Büschen gedeckt, in den Stand gesetzt, sich bis auf zweihundert Schritte dem Platze zu nähern, ohne bemerkt zu werden. Ein seltsames Schauspiel belohnte sie für ihre Mühe.

Kaum zwölf bis fünfzehn Schritte von der Felsenhöhle entfernt lag das Hartebeest, wo es von den Hunden zu Boden gerissen worden war. Es war schon halb aufgezehrt, aber nicht von den Hunden, die es gehetzt, sondern von ihren Jungen, welche jetzt, wohl sechzig an der Zahl, um den Cadaver herumstanden, an dem Fleische zerrten und einander anknurrten. Einige der erwachsenen Hunde, welche an der Jagd theilgenommen, sah man noch von der gewaltigen Anstrengung keuchend auf dem Boden liegen, während die meisten verschwunden waren und sich ohne Zweifel in die zahlreichen kleinen Höhlen

und Spalten zurückgezogen hatten, welche längs des Fußes der Felsenhöhlen zu bemerken waren.

Es war nun nicht mehr möglich, die seltsame Thatsache zu bezweifeln, daß die wilden Hunde das Hartebeest systematisch nach ihrem Brutorte getrieben, um ihre Jungen damit zu füttern, und daß sie sich enthalten hatten, es draußen auf der Ebene zu tödten, um sich die Mühe des weiten Fortschleppens zu ersparen!

Ueberhaupt besitzen diese Thiere – im Gegensatz zu den *felidae* – nicht die Fähigkeit, irgend eine schwere Masse eine bedeutende Strecke weit zu transportiren. Daher der wunderbare Instinkt, welcher sie bewog, die Antilope bis auf den Platz selbst hinzudrängen, wo ihr Fleisch gebraucht ward.

Daß ein solches Manöver bei ihnen nichts Ungewöhnliches war, bewiesen die zahlreichen Knochen und Hörner von großen Antilopen verschiedener Arten, die rund umhergestreut lagen.

Van Bloom richtete sein Augenmerk auf die jungen Hunde und eilte mit seinen beiden Begleitern plötzlich auf sie zu. Aber vergebens. Eben so schlau als ihre Väter und Mütter verließen die kleinen Schelme, sobald sie der Jäger ansichtig wurden, ihre Mahlzeit und rannten in ihre Höhlen hinein.

Aber dennoch waren sie nicht schlau genug, um den Schlingen zu entrinnen, die ihnen eine Woche lang nachher jeden Tag gelegt wurden, und ehe noch nach diese Zeit um war, befanden sich mehr als ein Dutzend von

ihnen sicher in einem kleinen Stalle verwahrt, der ausdrücklich für sie in dem Schatten des großen Nwanabaumes erbaut worden.

Binnen weniger als sechs Monaten gingen mehrere dieser Hunde mit auf die Elephantenjagd und entledigten sich ihrer Aufgabe mit eben so viel Muth und Geschicklichkeit als sich von Jagdhunden der edelsten und reinsten Race hätte erwarten lassen.

SECHZEHNTE KAPITEL. SCHLUSS.

Mehrere Jahre lang führte van Bloom so das Leben eines Elephantenjägers. Mehrere Jahre lang war der große Nwanabaun seine Wohnung, und seine Kinder und Dienstleute seine einzige Gesellschaft. Und dennoch waren dies vielleicht die nicht am wenigsten glücklichen Jahre seines Daseins, da er während dieser ganzen Zeit sich eben so wie seine Familie des schätzbarsten aller irdischen Güter – der Gesundheit erfreute.

Dabei hatte er seinen Kindern nicht gestattet, ganz ohne allen Unterricht heranzuwachsen und weiter Nichts zu sein als »Buschknaben«. Er hatte sie viele Dinge aus dem Buche der Natur gelehrt – viele Künste, die man auf der Käruh eben so gut lernen konnte wie in der Schule. Er hatte ihn Liebe gegen Gott und gegen einander selbst eingeprägt. Er hatte in ihre Gemüther den Samen tugendhafter Grundsätze – der Ehre und Moralität

gestreut, ohne welche alle Bildung keinen Werth hat. Er hatte sie an Fleiß und Selbstvertrauen gewöhnt und sie in viele Fertigkeiten des civilisirten Lebens eingeweiht, damit sie bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft den an sie zu stellenden Ansprüchen genügen möchten. Mit Einem Worte, diese in der Wildniß verlebten Jahre bildeten in dem Buche seines Daseins keineswegs ein leeres Blatt und er konnte mit Gefühlen der Genugthuung und Freude darauf zurückblicken.

Indessen, der Mensch ist für die Gesellschaft geboren.

Das richtig organisirte menschliche Herz sucht Umgang mit dem Menschenherzen, und der Geist besonders, der durch Bildung und Erziehung verfeinerte und veredelte Geist, liebt den Verkehr des socialen Lebens, und wird, wenn er dessen beraubt ist, sich stets darnach sehnen.

So war es auch mit unserem Freunde. Er sehnte sich darnach, wieder in das Reich der civilisirten Gesellschaft zurückzukehren. Er sehnte sich, wieder die Umgebungen zu besuchen, wo er so lange in Glück und Frieden gewohnt; er wünschte sich wieder unter seinen Freunden und Bekannten in dem malerischen District der Grafschaft Reinet niederzulassen. Ueberhaupt wäre es auch zwecklos gewesen, noch länger in der Wildniß zu bleiben. Allerdings hatte er sein wildes Jägerleben sehr lieb-gewonnen, aber es war keine Aussicht vorhanden, daß es noch lange auch ein gewinnbringendes sein werde. Die Elephanten hatten die Umgebung des Lagers vollständig verlassen und innerhalb eines Umkreises von

zwanzig Meilen war auch nicht ein einziger mehr zu finden. Sie hatten nun den Knall der Kugelbüchse verstehen gelernt, und wußten, welche Gefahr ihnen diese Waffe brachte. Sie hatten erfahren, daß von allen ihren Feinden der Mensch der sei, den sie ganz besonders zu fürchten und zu meiden hätten, und waren deßhalb so scheu und furchtsam geworden, daß die Jäger oft mehrere Wochen lang nicht einen einzigen Elephanten erblickten.

Doch das bekümmerte van Bloom jetzt nicht mehr. Andere Erwägungen beschäftigten sein Gemüth und er fragte nicht weiter viel darnach, wenn er auch nie wieder eins dieser Riesenthiere zu Gesicht bekam. In die Grafschaft Reinet zurückzukehren und sich daselbst niederzulassen – dies war jetzt das Ultimatum seiner Wünsche.

Die Zeit war nun endlich da, wo er sich in den Stand gesetzt sah diese Absicht in Ausführung zu bringen, und Nichts schien derselben mehr im Wege zu stehen.

Das gegen ihn ausgesprochene Verbannungsurtheil war schon längst wieder zurückgenommen, die Regierung hatte eine allgemeine Amnestie erlassen und er war daher eben so sicher wie jeder Andere vor gerichtlicher Behelligung hinsichtlich oder politischen Rolle, die er früher gespielt.

Sein Besitzthum erhielt er allerdings nicht wieder, doch kam darauf jetzt nicht viel an. Er hatte sich ein neues Besitzthum geschaffen, wie dies die ungeheure elfenbeinerne Pyramide bezeugte, welche im Schatten des großen Nwanabaumes stand.

Es blieb nun weiter Nichts übrig zu thun, als diese blanke Waare nach einem Markte zu transportiren, um sie hier gegen eine bedeutende Summe zu verkaufen.

Van Bloom's Scharfsinn fand die Mittel, diesen Transport zu ermöglichen.

In der Nähe des mehrfach erwähnten Engpasses ward abermals eine große Fallgrube gegraben, in welcher viele Quagga's gefangen wurden, und nun gab es alle Hände voll zu thun, um diese wilden Thiere zu zähmen und zum Ziehen des Wagens abzurichten.

Nach vieler Mühe gelang es. Man spannte die Thiere, um sie zu schulen, erst vor die noch in sehr gutem Zustande befindlichen von Wagen abgenommenen Räder, und dann ward der Rumpf des Wagens vom Baume herunter genommen, um ihn sofort seine Bekanntschaft mit seinen alten Begleitern, den Rädern, erneuen zu lassen, während die weiße Plane ihren schützenden Schatten über Alles ausbreitete. Die sämmtlichen weißen und gelben Halbmonde wurden sodann aufgeladen, die Quagga's eingespannt und Swartboy stieg auf den Vorderkasten, knallte wieder mit seiner langen Bambuspeitsche und die mit Elephantenfett gutgeschmierten Räder wirbelten wieder lustig entlang!

Wie überrascht waren die guten Leute von Reinet, als eines Morgens ein von zwölf Quagga's gezogener Planwagen in Begleitung von vier auf Thieren derselben Art sitzenden Reitern auf dem öffentlichen Platze ihres kleinen Ortes Halt machte! Wie erstaunten sie, als sie sahen, daß dieser ganze Wagen mit Elfenbeinzähnen angefüllt

war, bis auf eine kleine Ecke, in der ein schönes Mädchen mit rothen Wangen und blondem Haar saß! Und wie freuten sie sich, als sie erfuhren, daß der Eigentümer sowohl des Elfenbeins als des schönen Mädchens Niemand anders war, als ihr alter Freund und werthgeschätzter Nachbar, der ehemalige Lieutenant van Bloom.

Herzlichen Willkommen fand daher der Elephantenjäger auf dem Marktplatze von Reinet und, was ebenfalls sehr wichtig war, schnellen und lohnenden Absatz seines Elfenbeines.

Es traf sich gerade damals, daß das Elfenbein sehr hoch im Preise stand. Ein gewisser Artikel – ich kann mich nicht mehr entsinnen, welcher – der seinen Hauptbestandtheilen nach aus reinem Elfenbein verfertigt werden mußte, war in den europäischen Ländern allgemein Mode geworden, und die Folge davon war gesteigerte Nachfrage nach dieser werthvollen Waare. Es war dies ein sehr glücklicher Umstand für den heimgekehrten Jäger, der sich demzufolge sofort in den Stand gesetzt sah, seinen Vorrath nicht blos für baares Geld, sondern auch zu einem Preise loszuschlagen, der ihm beinahe das Doppelte des Betrages gewährte, den er zu empfangen gerechnet hatte. Er hatte übrigens auch noch nicht den ganzen Vorrath zur Stelle gebracht, weil dieser eine einzige Wagenladung weit überstieg. Demzufolge war eine zweite Ladung in der Nähe Nwanabaumes versteckt zurückgeblieben, und es bedurfte einer abermaligen Reise, um sie zu holen.

Diese Reise ward, sobald es dazu Zeit war, unternommen und der Rest der Beute langte wohlbehalten in Reinet an und ward den Elfenbeinhändlern überliefert, die ihn schon gekauft hatten.

Das Ergebniß war ein brillantes Vermögen an baarem Gelde und van Bloom war wieder ein reicher Mann!

Vor der Hand können wir seine Geschichte nicht weiter verfolgen, und müssen uns darauf beschränken, zu sagen, daß seine große Jagd ihn in den Stand setzte, sein altes Besitzthum wieder zurückzukaufen und sich eine Menge der besten Pferde, Rinder und Schafe anzuschaffen. Er nahm rasch zu an Wohlstand und Achtung bei seinen Mitmenschen. Die Regierung schenkte ihm Vertrauen und ernannte ihn nach noch nicht langer Zeit zum »Landdroost« oder Inhaber der ersten obrigkeitlichen Würde des Districtes.

Hans nahm seine Studien wieder auf, während der muthige, gewandte Hendrik nun in den Stand treten konnte, für welchen er sich am besten eignete. Es dauerte nicht lange, so erhielt er eine Fähndrichsstelle bei den berittenen Scharfschützen.

Der kleine Jan ward in die Schule geschickt, um tüchtig zu lernen, während das schöne Trudchen zu Hause blieb, um die Wohnung ihres verehrten Vaters zu schmücken und sein Hauswesen zu besorgen. Totty blieb in der Küche thätig und Swartboy behielt natürlich ebenfalls seine einflußreiche Stellung im Hause. Noch lange Jahre knallte er mit seiner großen Peitsche und schwang

seinen Schambock unter den langgehörnten Ochsen des reichen Landdroost's.

Doch genug vor der Hand – genug der Abenteuer für ein Jahr. Vielleicht machen wir, ehe wir noch einmal den Weg um die Sonne zurückgelegt haben, einen neuen Ausflug in das Land der Boers – und begegnen hier wieder dem würdigen van Bloom, seinem Buschmann und unseren jungen muthigen Freunden, den *Buschknaben*.